Rokoko

BONGS SCHÖN BÜCHEREI

[illegible] SCHÖNE BÜCHEREI

BONGS SCHON-BUCHEREI



Die Liebeserklärung
Nach einem Gemälde von Jean François de Troy
in Schloß Sanssouci

Rokoko

Rokoko

Das galante Zeitalter in Briefen · Memoiren · Tagebüchern

Gesammelt von Rudolf Pechel

Eingeleitet von Felix Poppenberg

Berlin · Leipzig · Wien · Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co

BELLING

Die Ausstattung dieses Buches besorgte Willy Belling. Der Druck erfolgte bei Hallberg & Büchting (Inh. L. A. Klepzig) Leipzig. Den Einband lieferte nach Angaben der Verlagsbuchhandlung die Firma H. Sperling, Leipzig.

Einleitung.

I.

ALS Ouvertüre zu dem schillernden Kulturspiel „Rokoko“, das wir hier in wechselnden Szenen, dargestellt durch die echten Akteure der Zeit und gesprochen mit deren eigenen lebendig-leibhaftigen Worten, aufziehen lassen wollen, müßte man eigentlich Molières George Dandin geben. Und in der alten Form von Versailles, wie es Max Reinhardt im Deutschen Theater erneute. In dieser Komödie, die das schlimme Wesen und die Zuckungen des gequälten Menschenherzens, alle Tücken und Hinterlisten der Liebe, die Unsicherheit des Lebens zu jeder Stunde und die widerspruchsvolle Schwäche der Menschlichkeit so gefällig mit dem Rankenwerk festlicher Blumengirlanden umflicht und darum leichtgeschürzte schäferliche Maskenzüge gaukeln läßt, klingt all das schon vor, was die kommende Zeit so virtuos ausbilden sollte: jene vollendete Geschmacksregie, die den häßlichen und lastenden Dingen der Existenz schmeichlerische Schleier umhing, die in der Öffentlichkeit, auf der geselligen Bühne nur das Charmierende duldete, und die von den Angehörigen der Vorzugskaste ein zuverlässiges ästhetisches Training in jeder Lage verlangte. Mottos aus der Welt Schnitzlers und Hofmannsthals, die so oft dem 18. Jahrhundert verwandt erscheinen, könnte man auf den Vorhang unseres Rokokotheaters, das ja gewiß ein *Théâtre d'amour* werden muß, schreiben. Man denkt an die Worte: „Nicht die Schwere dieser Erden, nur die spielenden Gebärden“, an jene Prägung „böser Dinge hübsche Formel“ und an die Erkenntnis:

„Wir haben aus dem Leben, das wir leben,
Ein Spiel gemacht, und unsere Wahrheit gleitet
Mit unserer Lüge durcheinander,
Wie eines Taschenspielers hohle Becher ...“

Und eine Zeitgenossin, Madame du Deffand, legte solches Zeugnis für die Ihrigen ab: „Man verstand zu leben und zu sterben in jener Zeit, man litt nicht an Gebrechen. Hatte man die Gicht, so ging man dennoch aufrecht daher, ohne eine Miene zu verziehen; man verbarg aus Rücksicht seine Leiden; man verstand es, sich lächelnd zu ruinieren, ohne es merken zu lassen, gleich den Spielern voll Haltung, die auch beim schwersten Verlust nicht mit der Wimper zucken. Man hätte sich halbtot noch zur Jagd tragen lassen; man hielt es für besser, auf einem Ball oder im Schauspiel, als in einem Bette zu sterben. Man genoß das Leben, und war die Stunde des Abschiednehmens gekommen, so hatte man den Ehrgeiz des geschmackvollen Abgangs.“

In der Periode Louis XIV. kleidete sich dieser Stil, der Leben und Tod durch die „*Tenue*“ zu meistern suchte, in die Form prunkender, spanisch stolzierender Grandezza, und ihren pomphaften Ehrenspiegel sieht man in den Dramen Corneilles und Racines, wo jede Regung diszipliniert und gebändigt durch Etikette und Zeremoniell erscheint. In der Folgezeit wandelt sich die Form, und das Kostüm der Gefühle und Affekte wird, wie es eben jenes Molière-Spiel schon vorwegnimmt, die tändelnde Grazie; statt des Sonnengottes regiert nun Cythère mit flatternden Amoretten, der feierliche Olymp wird abgelöst durch das anakreontische Arkadien.

Und der lächelnde Charme blieb diesen Menschen treu bis zum blutigen Finale, und Marie Antoinette soll auf dem Schafott zu dem Henker, dem sie auf den Fuß trat, gesagt haben: „*Pardon, Monsieur, j'espère que je ne vous ai pas fait mal.*“ Die Malerei der Zeit gibt das Abbild dieser schönen Masken; sie ist vor allem in den Frauenbildern selten seelische Porträtkunst, sowenig wie die englische der gleichen Periode. Sie schwelgt in dem Karessanten der Erscheinung, sie gibt mit virtuosen Mitteln und einem

unvergleichlichen Geschmack der Koloristik die Figurinen der Rokokobühne und die Kulissen ihrer Feste wieder. Sie malt die Zeit so, wie sie sich selbst am liebsten sah.

Immer zaubern diese Bilder delikate Kostümstilleben. Mit zierlich streichelndem Wohlgefallen sind die Stoffe in ihrem duftigen Schmelz nachgebildet, auf einem Fragonard das samtige Gelb mit weißen Schleifen, auf dem Camargobild Lancrets das *Bleu mourant* mit Rosengewinden im Rhythmus der schwebenden Tänzerin, auf dem Porträt Dauloux' der Mlle. Duthé „von der Oper" das Weiß auf dem Fond des blaßblauen Sofas unter dem Seidenhimmel, bewegt durch die Biegung des halbknienden Körpers der Aktrice, die gerade ein Bild aufhängen will.

Die Köpfe dieser schönen Damen haben oft etwas Puppiges in ihren glatten Ovalen, ihrem Milch- und Blutteint, sie stellen eben den Schönheitstyp *à la mode* dar. Symphonien *en blanche* liebt diese Kunst. Von Watteau sieht man ein weißes Quartett in einer Lunaire-Landschaft, und aus silbriggrünem Hintergrund taucht in der Halskrause und im bleichen Mondgewand auf: *Mon ami Pierrot*. Und Dauloux malt Madame de Nozières in weißem hochgegürteten Kleid mit weißer Turbanmütze, wie sie eine marmorne baumüberschattete Parktreppe hinabsteigt.

Die Miniaturen auf Elfenbein und Schwanenhaut treiben raffinierte Kostüm- und Toilettenkünste mit ihren Schönen; die zarte Haut des Halses zu akzentuieren, werden transparente Spitzentücher mit minuziös gepinseltem Geäder gebreitet. Das kosige Gefieder des Pelzwerks hebt den Pfirsichflaum des Teints, der unter dem Puderhauch schimmert. Der Schal als Fichu rahmt die Büste, ein großes Herz, und in der Kupido-Zäsur glüht aus dem Weiß der Seide und der Hügel eine rote Rose auf.

Auch die Kupferstiche enthüllen bereitwillig *Bijoux indiscrets*, galante Situationen, die scheinbar immer etwas von der Überraschung, der Überrumpelung, der reizenden Zufälligkeit haben, in Wirklichkeit aber geschickt vorbereitete Regiekunststücke sind: so jene *Belle-vue*-Schaukelszene, da das Auge des Liebhabers im Grase den Himmel offen sieht, die amourösen Alkovenduos, wenn eine Schöne, die es erwartet, bei der Nachttoilette so angenehm

erschreckt wird; das Bad, das nur dazu angerichtet scheint, um eine blonde Nacktheit von dem neugierigen Verliebten ertappen zu lassen, denn die Menschen des Rokoko waren gar nicht so für die Reinlichkeit und die Wasserkultur. Das Künstliche der Zeit zeigt sich eben darin, daß sie sich wenig wuschen, aber dafür um so mehr Wohlgerüche, Schminke und Salben brauchten, so daß ihr Exterieur unter dem Bau der Frisuren, in der Attrappe des Reifrocks selbst ein Stück angewandter Kunst war.

Endlich die *Fêtes galantes*: Lancrets Blindekuhspiele und die Tänze an der Pegasusfontäne, voll Duft in blaßrosa und gelben Harmonien, Watteaus *Bals champêtres, Folies bergères* und die Insel der Cythère...

II.

Wir wollen nun aus Briefen und Memoiren Gestalten dieser Welt aufsteigen lassen, wir wollen die Kulissen ihrer Existenz aufbauen, die Menschen zwischen ihnen beobachten, in ihrem offiziellen Leben, so wie sie es wünschten, gesehen und aufgefaßt zu werden; wir wollen aber auch hinter die Kulissen sehen, in die *Vie privée*, in das *Cœur développé humain*, um einen Titel *Rétif de la Bretonne* zu brauchen, und unser Thema sei: die schöne Lüge des Rokoko und ihre Kehrseite.

Die Bühne der Gesellschaft des Rokoko ist der Salon, der Salon des achtzehnten Jahrhunderts, der, wie es die Goncourts ausführen, Versailles vernichten sollte, jenes Versailles, das in der Periode Louis XIV. das ganze repräsentative Leben absorbierte und einzig und allein seligmachend war. Erst in der Mitte der Regierung Louis XV. entwickelt sich das gesellige Leben in Paris, und um 1750 entstand jener Salon, der für die Folgezeit der tonangebende war und trotz vieler Rivalität Führung und Herrschaft behielt, der Salon der Marschallin von Luxemburg.

Dieser Salon wurde nun die hohe Schule des Geschmacks; hier bildeten sich jene Lebensformen aus, die als charakteristisch für diese Periode galten und maßgebend für Europa wurden, jene Formen der zierlichen Verbindlichkeit, des verfeinerten Umgangs; jene Höflichkeiten, die ohne Übertreibung zu schmeicheln wissen;

jenes leichte Plänkeln der Unterhaltung, die Causerie; die Kunst, ein Gespräch lebendig beweglich wie ein Ballspiel zu gestalten ohne Schwere und Wichtigtuerei; *l'art de dire rien d'une manière agréable et ingénieuse.* Und auch die Bosheit, der leichte Klatsch hüllte sich in Grazie. Ein *Bureau d'esprit* tat sich auf, in dem die Herrin selbst mit dem Beispiel epigrammatischen Geistes voranging.

Die zwei größten Salons des achtzehnten Jahrhunderts waren das Palais Royal und der Temple. Den Salon des Temple hat ein Kleinmeister Olivier in einem Bild des Versailler Museums überliefert. Es ist der *Salon des quatre glaces* des Prinzen von Conti, hell mit weißer Täfelung, rosaseidenen Vorhängen, goldenen Möbeln. Und die Miniatur-Figuren, die auf der Leinewand wandeln, sind alle Porträts. Eine Toilettenrevue bietet sich dar: die Prinzessin von Beauveau in blassem Violett; ihre Mutter, die Gräfin Egmont, die stattlich reife Dame, in schleppender roter Robe; die Marschallin von Luxemburg in weißem Atlas mit Pelz; Fräulein von Boufflers in Rosa und weißer Gaze. Die Gräfin von Boufflers in weiß und rosa Hut, mit weißem Fichu zum rosafarbenen Kleid. Sie reicht eine auf einem Kohlenbecken stehende Schüssel herum und trägt eine Schürze mit einem Latz aus einfarbigem Tüll. Wie bei unseren *Five o'clocks* die Damen selbst bedienen, so scheint es hier auch zu sein, denn auch die junge Gräfin Egmont hält Schüssel und Serviette im Arm, und angetan ist sie mit weißem Fichu, lichtgrauem Kleid und Spitzenschürze, kleinem Strohhut mit aufgebogenem Rand und lila Bindebändern. Den Herrn des Hauses sieht man auch, doch nur von hinten in seiner Perücke, da er das Porträtiertwerden haßte. Musik erfüllt den Raum. An dem Clavecin sitzt ein Kind und spielt, und das ist der junge Mozart. Die Frauen gelten als die Regentinnen der Salons, und in kleinen Zügen der gesellschaftlichen Sitte gibt sich das kund. Der Besucher läßt sich bei Madame melden, und der Diener wendet sich nicht an den Herrn des Hauses, sondern sagt: *Madame est servie.*

Die Herrin, *l'Idole du temple*, war Madame de Boufflers, die Freundin des Prinzen, eine *Femme de quarante ans*, doch in ihrem Lächeln, ihrer Liebenswürdigkeit noch immer von jugendlichstem

Reiz. Zu ihrer paradoxenfrohen Laune, ihrem Abscheu gegen alles Gemeinplätzliche, der sich besonders in der Opposition gegen Konvention und Tradition gefiel, stand in pikantem Kontrast die zärtliche Empfindsamkeit der Madame de Genlis, die zu dem Prinzen schwärmerisch aufblickte. Und der Prinz selbst benahm sich als moderner Mensch, unterstützte Philosophen und Dichter, war völlig vorurteilsfrei gegen alle freigeistigen Ideen, stand Beaumarchais bei und half Diderot in einer Krise durch eine Rente.

In den Salons des Palais Royal, die allen vorgestellten Damen und Herren an jedem Tag einer Opernaufführung zum Abendessen offen standen, trifft man Madame de Blot, die Tugendheldin, die sich an Clarissa verzückte. Sie trug die Fassade der Kirche, in der ihr Bruder begraben lag, *en miniature* um den Hals. Die Goncourt nennen sie eine Preziöse der Keuschheit, aber konstatieren dabei ihre Anmut und ihr leises, bezauberndes Wesen. Als „Muse der Folie“ erscheint die Marquise von Fleury, eine exzentrische Phantastin, die wohl einmal mitten in der Gesellschaft aus ihrem Reifrock steigt und nur die Korsage, den Pelzkragen und ein Barchentröckchen mit zwei Baumeltaschen anbehält.

Was in diesen Salons am höchsten geschätzt wurde, war der Esprit, der gelungene Einfall, die witzig-graziöse Prägung, die Improvisation, das Epigramm. Im *Pavillon d'Aurore* auf dem Schloß der Herzogin du Maine in Sceaux ward eine Akademie der fröhlichen Wissenschaft begründet; wer zugelassen sein wollte, hatte eine Probe seiner geistigen Gewandtheit zu bestehen. Die leichten Kinder dieser Sommerlaunen, Madrigale, Sonette, dialogische Szenen, hat ein Abbé in einem Büchlein „*Les divertissements de Sceaux*“ bewahrt, und ein Vorklang ist das zu der heiteren deutschen Grazienschule, wie sie im Journal von Tiefurt unter Goethes Patronat verewigt ward.

Loteries poëtiques wurden veranstaltet. Je nachdem einer aus einem Pompadour einen Buchstaben zog, mußte er bei *A* eine Arie, bei *P* ein Proverb, bei *S* ein Sonett dichten. Boshaft wurde daher dieser Salon des sanften Zwanges *les galères du belle Esprit* genannt. Voltaire produzierte sich hier; in den „*Grands nuits*

de Sceaux“ wurden auf dem kleinen Theater des Schlosses seine Stücke aufgeführt, und im Gespräch galt die galante Pointe alles, wie es Fontenelles Wort z. B. zeigt, der auf die verfängliche Frage nach dem Unterschied zwischen einer Uhr und der Schloßherrin ohne Besinnen erwiderte: „Die eine mahnt an die Stunden, die andere macht sie vergessen.“

Man wird manches Mal an die *Cours d'amour* der Ritterzeit erinnert. Wie dort, so wurden auch in den Salons Themen zur Erörterung gestellt, Probleme der Neigung; Debatten spannen sich über die Strategie der Liebe, über die Treue, über das Erobern, Hingeben, Versagen, über die Gefühlsunterschiede zwischen dem Mann und der Frau.

Und aus den Übungsstunden solcher Dialektik scheint jenes Buch aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangen, das ein Advokat schrieb, und das geschickt fingierte Briefe der Ninon de l'Enclos bot, Briefe der großen Liebesmeisterin an einen Novizen, voll der glitzernden Changeant-Psychologie, voll der anmutigen Spitzfindigkeit, wie sie erst das Rokoko erfunden, und die sich später im Choderlos de Laclos zu einer infernalischen Rabulistik steigerte.

Ein Handbuch der erotischen Kriegführung schlägt man hier auf, voll Wissens um alle Zustände der Seele, voll scharfsinnigster Erkenntnisse aller Mäntelchen, in die das Herz sich hüllt, voll Deutungen und Entlarvungen des Selbstbetrugs.

Zwei Typen des Verführers werden aufgestellt: der kaltblütige Jäger und Seelenfänger, der mit kluger Berechnung das Terrain erobert, ehe die Frau selbst es merkt, der mit der Energie gebändigter Leidenschaft und dem unersättlichen Ehrgeiz des Sportsmanns die Virtuosität seiner Technik genießt, und dem die Sache und seine eigene Rolle als Erfolgstaktiker alles, die Person der Frau fast nebensächlich bleibt. Der Vorläufer des eisigen Helden der *Liaisons dangereuses*, dem wir dann noch begegnen werden, ist das. Demgegenüber das Bild des leidenschaftlich Verliebten, der in der verwirrenden Erregung seiner Sinne Ungeschicklichkeit und Übertreibungen begeht und sich jede Chance verdirbt. Und die Folgerung daraus für den Novizen lautet:

„Attackieren Sie niemals eine Frau, bevor Sie geprüft haben, wieweit Sie ihr gefallen; sind Sie ihr unglücklicherweise gleichgültig, so können Sie sich auf die härteste Behandlung gefaßt machen. Nichts schmeichelt unserer Eitelkeit mehr als die Gelegenheit, mit unserer Tugend zu paradieren zum Nachteil derer, die wir nicht lieben, und wehe dem Unbesonnenen, an dem wir ein Exempel statuieren, um unseren Ruf zu befestigen, wir kennen keine Schonung, er ist ein Opfer, das wir mitleidlos unserem Ruhm schlachten.“

Verschieden ist die Belagerung der Weltdame und der Ingénue. Und als die Hauptsache erscheint das feine Unterscheidungsvermögen dafür, was die Frauen s a g e n und was sie w ü n s c h e n. Denn in der Liebe sind wie in der Diplomatie die Worte dazu da, die Gedanken zu verbergen. Nichts erobert eine Frau mehr, als wenn man nicht nach dem sich richtet, was sie sagt, sondern errät, was ihre unbewußten Wünsche möchten. Ein Liebeshandel erfordert eben mehr Geist als ein Oberbefehl über eine ganze Armee.

Die schwierige Situation der Frau wird dann scharf formuliert, die gern etwas geben will, das durch die Konvention den Männern erst dann wertvoll dünkt, wenn es unfreiwillig gegeben erscheint. Die Männer sind schuld daran, daß bei diesem Kampf der Parteien eine von beiden verweigern muß, was beide gleich stark begehren.

Die feinschmeckerische Freude an solchem Florettieren und Courbettieren des Geistes, an solchem *Jeu d'esprit*, betätigte sich vor allem in den Salons der Frau du Deffand, der Frau Geoffrin und des Fräulein von Lespinasse. Das Charakteristische dieser Salons war ihr kosmopolitischer Einschlag. Geistreiche Fremde kamen um 1750 in Paris zusammen, und eine markante Erscheinung unter ihnen, der Abbé Galiani, nannte Paris *le café de l'Europe.* Wir treffen ihn bei jenen Damen, besonders aber in dem Salon des Barons von Holbach, den er den *Maître d'hôtel de la philosophie* taufte. Und die Frucht dieses Hotels war das *Système de la nature.* Diderot spricht hier mit starker Überzeugungskraft, und Galiani, der kleine bewegliche Neapolitaner, glossiert wie ein lustiger Rat mit dem Satyrspiel seiner Epigramme die ernsthaften Debatten.

Und dieser Italiener in Paris ist so recht der Vertreter jenes leichtspielenden, in Facetten schimmernden Geistes, der damals tonangebend war. In seinen Briefen, die Franz Blei herausgegeben, findet man die Spiegelungen dieses Esprits. Briefe an Frauen sind es, an Madame d'Epinay, an Frau Necker, an die Enzyklopädisten Grimm, Diderot, Holbach.

Galiani hat die große Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit im Ansehen der Dinge. Er meint: es ist durchaus uninteressant, jemand recht oder unrecht zu geben. Als Hedoniker verkündet er den Satz: den Menschen sind fünf Sinne gegeben dazu, daß sie ihm Freude und Schmerz vermitteln — kein einziger, der ihm das Wahre vom Falschen unterscheiden ließe. Der Mensch ist weder da, die Wahrheit zu erkennen, noch getäuscht zu sein. Das ist so gleichgültig; er ist da, sich zu freuen und zu leiden; genießen wir und versuchen wir, nicht zu leiden.

Ironie und Skepsis umlächelt die großen Worte und meint, mit Shawscher Respektlosigkeit, daß der Zufall der Schwiegervater der Tugend sei; und der in Hochgefühlen schwelgenden Madame d'Epinay appliziert er diese Seelenmassage: „Sie öffnen mir Ihr Herz, das ich in Flammen brennen und leiden sehe vor schönen Empfindungen, Tugenden und Heroismus. Aber wozu denn Heroine sein, wenn man sich schlecht dabei befindet? Wenn uns die Tugendhaftigkeit nicht glücklich macht, wozu zum Teufel ist sie da? Ich rate Ihnen, haben Sie soviel Tugend, als gut ist für Ihr Behagen und Ihre Bequemlichkeit, nicht mehr ... Und kein Heroismus! ich bitte Sie; es tötet mich und langweilt mich bis zum Sterben ... was für ein Jahrhundert! was für Heroen aus Papiermaché. Und Sie lieben den Heroismus! Guten Abend. Ich bin wütend auf alle gegenwärtigen und zukünftigen Herosse; die toten liebe ich, denn sie würden's abschwören und zu den Menschen sagen: hol' euch der ..., auch so ist's gut."

Und den freien und starken Geist erkennt man an dem Satz: „Warum doch alle Fanatiker die ‚Mariage-concubinage' lieben, wie der Abbé Saint-Pierre, Luther, Descartes, Rousseau. Und alle großen Charaktere die Libertinage — Cäsar, Augustus, Lorenzo Medici, Henri IV. usw. Ich meine, der Fanatiker ist glücklich in

der Beruhigung seiner Ideen. Nichts beruhigt so sehr wie eine Hausfrau. Die großen Menschen aber lieben den Tumult der Ideen, sie erholen sich davon nicht anders, als indem sie sich in eine noch heftigere Aufregung stürzen. Und von allen Stürmen ist die Libertinage der stürmischste; er ist ihre Erholung."

Mit solchen Raketen illuminierte Galiani die Salons. Er sprang mit seinem kleinen Körper irrlichterierend zwischen den Frauen umher, ein „Machiavell mit Schelle und Pritsche". Man war zugleich entzückt und angenehm empört, und wenn er mit lächelnder Frechheit im Salon Necker seine schöne Seele enthüllte, daß er seine Freunde liebe, weil sie Geld hätten — und Herr Necker hat es — und deren Frauen, weil sie hübsch sind — und Madame Necker ist es —, so nennt man ihn ein Monstrum und sagt: Pfui, wie nett!

Und seiner Weisheit letzter Schluß lautet: „Der Tod ist eine häßliche Sache. Glauben Sie mir, die alten Philosophen, die sagten, der Tod sei nichts, haben geschwindelt. Leben Sie, und leben Sie, soviel Sie können."

Und das war und blieb denn auch die Parole der Zeit.

III.

„Leben Sie, und leben Sie, soviel Sie können" ... Wir werden diese Zeit und ihre Menschen am besten erkennen, wenn wir sie bei diesem Leben belauschen, wenn wir sie bei ihrem Vergnügen aufsuchen und uns ein Bild ihrer Tage und Nächte machen.

Und als Vorspiel eine Skizze in Pastellfarben: der Vormittag der Pariserin. Die Goncourts, die zärtlichsten Amateure der Kulturgeschichte, haben ihn uns vorgezeichnet. Er beginnt nicht vor elf, und er spielt sich, nachdem die Dame im Bett zwischen den Vorhängen ihre Schokolade genommen, hauptsächlich im Ruhesessel vor der Frisiertoilette ab: „dies ist das Triumphmöbel im Appartement der Frau, dieser Tisch mit dem Spiegelaufbau, mit Spitzen garniert wie ein Altar, und wie eine Wiege mit Musselin umhüllt." Auf ihm ausgebreitet ein ganzes Arsenal der Schönheitsrequisiten, alle Wässer für den Teint, den roten zu bleichen, den fahlen aufzufrischen und zu beleben; die Milch gegen Finnen,

Sommersprossen, Hitzflecken; die *Mouchoirs de Vénus*, die in jungfräuliches Wachs getauchten Bänder, die als Stirnbinden zum Glätten der Haut angelegt werden; die Parfüms, die Puder, die Schminke — das Schminken galt übrigens, das ist ein interessantes Kulturkuriosum, als Vorrecht der Damen der Gesellschaft, der Halbwelt war es verboten —, dann die Schönheitspflästerchen, die *Mouche*, für deren Placierung im Gesicht sich eine Signalsprache ausbildete. Das beziehungsvolle schwarze Rundfleckchen variierte seiner verschiedenen Bedeutung gemäß als *l'enjouée, l'équivoque, la majestueuse.*

Vor dem Spiegel wird die ausgeschweifte Schnürbrust angelegt, und dann beginnt der Wunderbau der Frisur, auf die soviel Phantasie- und Einfallskunst verwendet wurde. Eiergefüllte Vogelnester mit Perlenschnüren in das hochtoupierte Haar zu binden, war eine Erfindung des Friseurs Daguet, eine andere Nuance waren die *Poufs à sentiment*, die Frisuren, in die man Porträts geliebter Personen einschmiegend barg; auch trug man an den Haar- und Haubenbändern Miniaturen.

Nach der Toilette folgt die Mittagsaudienz, jener bunte Morgenempfang des Rokoko, den Hofmannsthal in einer farbigen Szene des „Rosenkavaliers" so pikant erneute. Wie ein Vasallenaufzug ist das Lever, da naht der Schneider mit dem Kleiderkasten, der Kolporteur mit Theateranzeigen, mit Klatschbroschüren, die man, wie er versichert, drei Tage aufheben könne, ohne der Versuchung zu unterliegen, Papilloten daraus zu machen; der Blumenhändler bringt seine frischen, duftenden Körbe; ein Matrose bietet Modetiere, einen Affen oder Papageien an. Eine geschwätzige Frau breitet über einen Sessel einen schillernden pfirsichfarbenen Stoff aus. Ein Verehrer klimpert auf der Gitarre, ein anderer rezitiert ein Madrigal, und zwischen diesen Figurinen hüpft quecksilbrig der unvermeidliche Abbé herum; er trällert die Modearie, erzählt die neueste Anekdote und das letzte Skandälchen.

Nach dieser Morgenstunde, die der galante Jargon der Zeit so hübsch *la jeunesse de jour* nannte, beginnt der eigentliche Tag der Pariserin. Sie nimmt ihre Harfenstunde, die so kleidsam für Arm und Hand ist und dem Antlitz einen gefühlvollen Ausdruck

verleiht. Nun der Ritt im *Bois* auf einem edlen Pferd, dessen Mähne mit Bändern durchflochten und dessen Schweif mit einer Rosette geziert ist. Madame trägt dabei ein Jackett aus grünem Atlas mit goldenen Tressen besetzt und einen rosa Rock mit Silberspitzen, oder das Jackett ist aus brauner Pekingseide — in jenem Ton, der vor einigen Jahren wieder einmal lanciert wurde und anschaulich als *„puce“* bezeichnet wurde — mit drei Kragen übereinander und mit vielen kleinen Elfenbeinknöpfchen garniert. Der gleichfarbige Rock ist mit rosafarbenem Band eingefaßt und fällt über einen Schuh aus rosafarbigem Leder. Über der Weste aus apfelgrüner Seide bauscht sich die breite weiße Gazekrawatte. Und von dem Modehut aus zeisiggrünem Filz nickt ein Stutz weißer und grüner Federn.

Am Nachmittag erfolgt das, was man heute *Shoping* nennt und auf den Vormittag verlegt hat: Modistinnen- und Schneiderbesuche zum Anprobieren, Herumstöbern in den Auslagen der Juweliere und Bijouteriehändler — *à la mode* ist der Laden *Chagrin de Turquie* — nach Zigaretten, Schnallen, Halsbändern. Gegen Abend wird dann der Korso in der Großen Allee der Tuilerien das Stelldichein der großen Welt. Wie heute, so wechselte auch damals der Modegeschmack, neue Orte lösen die alten Stätten ab. Statt zum Palais Marchand, geht man jetzt zu den Kramläden des Palais Royal. Vergessen ist der *Chagrin de Turquie*, nun laufen die Luxusdamen zum Pont Neuf, zum Petit Dunkerque. Und die Tuilerien werden überwunden durch die Boulevards, auf denen es am Donnerstag wimmelt von Kabrioletts, Allemanden, Gondelwagen, Berlinern. Die Pferde gehen im Schritt; herüber, hinüber wechseln die Grüße, die Fußgänger treten an den Schlag, Blumen werden hineingeworfen, und man steigt aus, um an den Tischchen vor dem Café Gaussin oder dem Café Alexandre le Grand Eis zu essen.

Das Repertoire der Zerstreuungen erweitert sich von Jahr zu Jahr. In den *Mémoires de la République des lettres* findet man die Liste der Vergnügungen um 1750, alles das, was man gesehen und mitgemacht haben muß: die künstliche Uhr Furets in Gestalt einer Negerin, die mit dem rechten Auge die Stunden, mit dem

linken die Minuten anzeigt; das Danae-Bild im Atelier von Greuze; den Trousseau der Marquise de Massiac im Werte von zwei Millionen; den Aufstieg des Ballons der Luftschiffer Robert. Kaprice der Modedamen sind die drolligen Haustiere: der kokette Wickelschwanzaffe, der Papagei, das Eichhorn, Angorakatzen, ein Wachtelhund, Mops oder Windspiel, die nach ihrem Tode mit Elegien bedacht, die gemalt und gestochen wurden und die dann auch der Porzellanskulptur viele Motive gaben.

Fieberhafter Trieb zur Zerstreuung, zum Töten der Zeit, quält die müßigen Frauen. Tändlerische Beschäftigungen für die gelangweilten Finger werden erfunden. Da gibt's die Sucht der Parfilage, das Zerzupfen von Goldstickereien und Tressen. Und den Herren mit ihren Broderien, die in die Hände fanatischer Zupfdämchen fielen, denen erging es, wie es ein späteres Wort Goethes ausdrückt: wer sich an die Weiber hängt, der wird abgesponnen wie ein Wocken.

Um die nervöse Fingersucht zu befriedigen, beschenkte man sich gegenseitig mit *Œufs de parfilage*, die ausgezupft werden konnten und schließlich eine Überraschung aus ihrem Inneren zutage förderten. Einen ganzen Korb solcher Eier schenkte Madame du Deffand einer Freundin zu Neujahr mit folgender Devise:

„*Vive le parfilage!*
Plus de plaisir sans lui!
Cet important ouvrage
Chasse partout l'ennui.
Tandis que l'on déchire
Et galons et rubans
L'on peut encore médire
Et déchirer les gens.“

Ein anderer Sport ist das Ausschneiden. Und bis zur Barbarei ging das, wenn die Frauen wie zerstörungslustige Kinder aus den kostbarsten Stichen Figuren ausschnitten, um daraus Paravents und Lichtschirme zu kleben.

1747 wird das Jahr der Hampelmänner, und diese Baumelfigürchen im Kostüm der italienischen Komödie, Skaramuzze

und Harlekine steigern sich vom billigsten Jahrmarktspantin bis zu dem *Objet d'art*, das die Herzogin von Chartres von Boucher zeichnen und malen läßt, und das 1500 Lire kostet.

Graziöser und geschmackvoller wird die Mode der Knüpf- und Häkelarbeiten, und die Frauen sieht man nun zu Haus, auf der Chaiselongue, im Salon, in der Gesellschaft, im Theater in der Loge ihre zierlichen Häkelschiffchen aus dem gestickten Pompadour hervorholen und emsig arbeiten. Angewandte Kunst betätigte sich an diesem Werkzeug, das aus Perlmutter und Gold gemacht wird, und die gesuchtesten sind von Martin, dem Erfinder der *Vernis Martin*, dem berühmten Künstler der Sänften und Fächer in schwimmenden grünen Lacktönen.

* * *

Weiter bietet sich eine Fülle der geselligen Vergnügungen und Zerstreuungen für den Abend. Da gibt es außer jenen Salons, in die wir hineinsahen, die festlichen Veranstaltungen der *Nuits blanches* mit Illuminationen, Musik und Tanz. Dann die vielen Bälle, vor allem der Opernball.

Auf einem Bilde des Malers Detroy stellt sich die Vorbereitung zu einem Ball Louis' XV. dar. Ein reiches üppiges Gemach im Schwebelicht der Wachskerzen in geschweiften goldbronzenen Armleuchtern über den Spiegeltäfelungen der Wände. Mit ihrem Licht mischt sich der Flackerschein des Kamins. Und er fällt auf die Dominos, die ihre Masken in der Hand halten, auf die Frauen in ausgeschnittenen Brokatroben, auf die niedlichen Kammerzofen, die an die Frisur der Herrin die letzte Hand legen.

Und auf dem Opernball mischen sich unter dem Schutz der Maske alle Klassen. Gesprächsgefechte werden geliefert, erotische Intrigen schlingen sich. Das Lieblingskostüm für diese Komödie der Irrungen bleibt der Domino, der nach dem kurzen Regiment des Grotesken, der Harlekine, Pierrots, Fastnachtsfledermäuse siegreich wiederkehrte. Aber nicht mehr in den dunklen priesterlichen Farben, sondern jetzt als der Mantel eines Abbé und Beichtvaters von Cythère, in blühenden Farben, lachsrosa, mohnrot, lila, und die Frauen hüllen sich in einen blaßgelben Domino,

der mit rosa Bändern geknüpft ist; um seine Kapuze läuft eine Rosengirlande, und der Volant an der schwarzen Atlaslarve ist aus rosa Taft.

Auch in den Tänzen waren manche Veränderungen erfolgt. Das gemessene Menuett wurde durch leichtere Genres zurückgedrängt, und Modetanz wird schließlich die Allemande, die wir auf dem Bilde des *Bal paré* von St. Aubin dargestellt sehen. Die Arme der Tänzer bilden einen Triumphbogen, einen Laubengang, und die Damen schlüpfen anmutig darunter hindurch und finden dabei Gelegenheit zu den kokettesten und verführerischsten Figurationen. Und die Allemande wird danach beschuldigt, eine der großen Gefahren für die Ruhe der Männer und für die Tugend der Frauen zu sein.

Bunt ist die Festregie der Geselligkeit auf den Schlössern, in die man — wie heute in England zum *Week-end* — zu *Journées de campagne* eingeladen wird. Maskeraden sind auch da beliebt. Man spielt ländliche Wirtschaft, und die Damen übernehmen die kleidsame Rolle der Cafétière. Madame d'Epinay beschreibt in einem Brief, wie sie im Kleid *à l'anglaise*, in Musselinschürze und Spitzentuch in ihrem Laden sitzt. Orangen, Biskuits, Liköre liegen aus, und ringsherum stehen kleine Tischchen mit Karten, Würfeln, Damenbrettern, und die Domestiken erscheinen als Kellner. Man belustigt sich am Blindekuh, am Lotto, man stellt Rebus, lebende Bilder und tanzt Sprichworte, Quadrilletouren.

Madame de Genlis galt als besonders erfindungsreich in ihrer Anordnung. Die leidenschaftlichste Passion der Zeit muß aber das Theaterspiel gewesen sein. Madame de Popelinière, die Frau des reichen Finanzmannes, hatte in ihrem Hause eine richtige Bühne eingerichtet, und viele wetteiferten ihr nach. Bei der Demoiselle de Verrière ward La Harpes „*Mélanie*“ aufgeführt, im Trianon Rousseaus „*Devin du village*“, „Zemire und Azor“ mit Grétrys Musik; Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro“ fand ihre Premiere auf dem Gute des Grafen von Vaudreuil. Und die Hofgesellschaft — spottet ihrer selbst und weiß nicht wie — klatscht dieser Ouvertüre der Revolution begeistert zu.

* * *

Will man dieses Leben voller Feste und Zerstreuung zusammengefaßt, gegenwärtig nah vor Augen haben, so schlage man eines der Memoirenbücher auf, etwa die Erinnerungen des galanten Herzogs von Lauzun. Mit ihm gehen wir zu Gast auf die Schlösser der Grandseigneurs. Wir lernen den Hofhalt Chanteloup kennen, den glänzendsten Herrensitz Europas, der in der Nacht mit seiner Riesenflucht im Lichte schimmernd an Versailles erinnert, und dessen Ställe aus Marmor sind.

Die Geselligkeit stellt hier eine eigene Mischung aus Esprit und Anakreontik dar. Die feinsten Geister der Zeit treffen sich und tummeln sich in Belustigungen des Verstandes und Witzes. Und das sprühendste Paar ist die greise Frau du Deffand, boshaft und charmant zugleich, und der Chevalier von Boufflers, dem der Prinz von Ligne, der funkelndste Blagueur, das Kompliment machte: man könnte auf den Landstraßen die Ideen aufsammeln, die er daselbst mit seiner Zeit und seinem Gelde verloren hatte.

Die Raffinierten können aber auch wie die Kinder werden und an spielerigen Ergötzlichkeiten sich amüsieren. Die Schafschur feiert man als Idyll im Grünen. Und am Abend öffnen sich gar dem lieben Vieh die Türen des Salons, und unter Vortritt Cathédrales, des stolzen Widders, marschiert eine prächtige Hammelherde ein und erprobt sich auf dem glatten Parkett, oder man belustigt sich mit dem Affen, der als Grenadier angeputzt ist, mit Madame Brillant, der Lieblingskatze, und dem „admirabelen" Hund Lindor, der „weiß wie ein Schwan, sanft wie ein Lamm, dumm wie eine Auster ist".

Und im *Petit Trianon* gaukeln Pastoralen; Marie Antoinette kostümiert sich als Schäferin. Hühnerhofmotive bilden den Fries in dem intimen weißen Speisezimmer, Feldblumen, vor allem Gänseblümchen, sind verstreut, und die Königin reicht die frisch gemolkene Milch selbst in rosa Sèvrestassen herum, die den Formen ihres reizenden Busens nachgebildet sind.

Wir kehren auch bei den Liebeshöfen der großen Kirchenfürsten ein; vor allem in Sarenne, dem „Anlegeplatz für Cythère". Hier hielt der prunkliebende Kardinal von Rohan offene Tafel und schuf um sich ein Leben voll Freiheit und Grazie. Die be-

strickendsten Frauen finden sich hier, und der Kardinal fühlt sich wie im Olymp.

Am Abend zerstreuen sich die Gäste in den Gärten, suchen die Flieder- und Geißblattlauben, und es geht zu wie in altitalienischen Novellen.

Welch ein Schwirren auch in den Dachstuben, in denen die Kammerkätzchen hausen, die zierlichen Zofen, die Baudouin, Freudeberg, Cochin in Kupfern verewigten, so schmuck und appetitlich im aufgeschürzten Rock mit Falbeln besetzt, die nackten Arme in Spitzen, das indische Spitzentuch im Busen. Der Kunst des lächelnden Verschwendens sieht man zu. Als Louis XVI. dem Erzbischof Dillon Vorwürfe über seine Schulden machte, antwortete der Prälat nachlässig: „Sire, ich will mich bei meinem Intendanten erkundigen und werde alsdann die Ehre haben, Euer Majestät Aufklärung zu geben.“

Als der kolossale Rohan-Zusammenbruch, der Bankerott von 30 Millionen erfolgte, brüstet sich der Großalmosenier noch: „Nur ein König oder ein Rohan kann sich einen solchen Bankerott leisten“, eine neue Variation des alten Wappenspruchs: *roi ne peux, prince ne veux, Rohan suis.*

Mit Lauzun und dem Prinzen von Ligne bummeln wir auch durch die Modebäder, vor allem durch Spaa, das schon durch Casanovas Gastspiele wohlbekannt, mit seiner buntscheckigen Menschenmenagerie: hypochondrischen Mylords, russischen Fürsten, Pfälzerinnen und Kastilianerinnen mit jungen Beichtvätern, Gaunern aus allen Gefängnissen Europas, französischen Bischöfen mit ihren Nichten, Tanzmeistern und Gesanglehrern in russischer Majorsuniform, Geburtshelfern und Zahnärzten mit Ordensbändern in allen Farben, alten Herzoginnen, die mit einem großen Stock *à la Vendôme* von der Promenade kommen und drei Finger dick Weiß und Rot aufgetragen haben. Und sie alle vor einem Berg von Dukaten, mit Augen, die das Gold verschlingen, das am grünen Tisch gesetzt wird.

Und Lauzun, der die glänzendste Zeit der Galanterie uns spiegelt und dem wir wieder begegnen werden, wenn wir auf den Liebespfaden des Rokoko wandeln — Lauzun schildert auch

den Ausgang und das Sterben, das Versinken der Feste, den grauen Morgen nach dem Ball, das Müde- und Stumpfwerden der begabtesten Zeit, die sich in sich selbst verbraucht.

Und er und der Prinz von Ligne klagen über diesen Wandel: „Niemals zuvor war man bei Hofe so wenig liebenswürdig, so wenig höflich gewesen, wie im Jahr 1786. Die Gesellschaft war abgenutzt. Die Galanterie ist zum Teufel, die Lust zu gefallen ist dahin, die Mittel dazu gleichfalls. Nirgends Anmut, nirgends ein hübsches Gesicht oder ein distinguiertes Auftreten. Die Eleganz vor allem ist auf dem Hund. Die Herrendiners, zu denen sich sogenannte geistreiche Leute und Kriegsgelehrte, die nichts von Krieg verstehen, zusammenfinden, haben die Geselligkeit verdorben. Aus Mangel an anderweitigen Zerstreuungen haben nun die jungen Leute, die um jeden Preis tiefgelehrt sein wollen, zu schriftstellern angefangen. Das war die Stärke junger Leute vor 30 Jahren nicht. Die schrieben nichts weiter als ‚Ich liebe Sie bis zur Raserei' oder ‚Zwischen 11 Uhr und Mitternacht werde ich zu Ihren Füßen liegen'. Mehr zu schreiben, hätten sie keine Zeit gehabt. Das Toupet *à la* Königsvogel, die hundert Lockenwickel, die Auswahl des Orangepuders und der Jasminpomade, das Schwanken zwischen *Eau suave* und Honigwasser nahmen das Tagewerk der Stutzer zu meiner Zeit neben der Liebe vollständig in Anspruch."

Jetzt aber spukt das Cagliostro-Unwesen, das Kokettieren mit demokratischen Ideen wird Mode, allgemeine Geldebbe herrscht, und Lauzun erfährt den Niedergang der Gesellschaft am eigenen Schicksal. Und an ihm erkennen wir die Götterdämmerung dieser strahlenden Epoche am tragischsten. Wie ein Zerrbild der ritterlichen Kriegsfahrten seiner Jugend ist seine letzte Kampagne. Der Herzog heißt nun Bürger-General, er steht im Dienst der Republik und muß sich vor einer Instanz verantworten, die ihn schikaniert, ihn mit Mißtrauen und Kränkungen verfolgt, ihn schließlich ins Gefängnis wirft und zum Tode verurteilt. Der Konvent konnte ihm den Adel nicht verzeihen, und seine Manieren, die immer noch die des alten Hofmannes waren, ärgerten die Sansculotten. Ein Prozeß wurde gegen ihn anhängig gemacht.

Eine Verschwörung gegen die Republik wird konstruiert und der General der Beteiligung überführt, und es geht wie in Fontanes Monmouthlied:

„Es blitzt ein Beil von weitem,
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werde ihn auch beschreiten."

Lauzun ging ihn mit einem Lächeln, sein Sterben voll Haltung und Anstand gibt ein Beispiel, wie diese Generation im Leben wie im Tode vollendete Regie und überwindende Form sich wahrte und in der Niederlage noch siegreich blieb.

IV.

Die Menschen des Rokoko brauchen immer ein Publikum. Sie spielen gegenseitig, voreinander ihre eigenen Stücke, bewußt der eigenen Rolle, in steter Selbstbeobachtung, und ein Satz Brummels über das Wesen des Dandysme gilt von dieser Generation: „*Vivre et dormir devant un miroir.*"

Die *Vie privée*, das Privatleben, hat kein Recht und keine Geltung, das ist für Sonderlinge. Die Leute *comme il faut* haben dafür gar keine Zeit, ihr Ehrgeiz ist es, immer auf der Szene zu stehen, sich öffentlich darzustellen.

Das läßt sich besonders deutlich an den Ehesitten studieren. Die Heirat der jungen Mädchen ist einzig und allein eine gesellschaftliche Angelegenheit, eine Sache der Hauspolitik. Und die ganze Erziehung der *Jeunes filles* bereitet sie darauf und für ihre Rolle auf dem Eitelkeitsmarkt vor. Deshalb bleiben sie nicht im Haus, wo die Mutter, die große Mondäne sich ja doch nicht um sie kümmern könnte, sondern sie werden frühzeitig dem Institut übergeben, das durch lange Erfahrung und bewährte Technik die beste Schulung versprach. Das war das Kloster, nicht das düstere freudenfeindliche Exil, wie es in empfindsamen Romanen spukt, das Gefängnis gebrochener Herzen und unterdrückter Gefühle, sondern eine Vorbereitung des jungen Nachwuchses in gemeinsamer Erziehung auf das, was ihr Stand, ihre gesellschaftliche Position später verlangen würde.

Beziehungen knüpfen sich hier, die für das Leben und die gesell-

schaftliche Karriere vorteilhaft werden. Glücklich ist die Novize, die Aufnahme in das Kloster von Panthémont erlangt, das Kloster, in dem die Prinzessinnen ihre Erziehung erhalten und in dem die Töchter des Adels so frühzeitig mit ihren künftigen Fürstinnen zusammenkommen.

Dies Kloster stellt, wie die Goncourts das anschaulich formulieren, die Gesellschaft und den Hof selbst in einer Abbreviatur dar. Und wie in die scheinbare Abgeschiedenheit der Klostermauern zu den jungen Mädchen die Stimmen der Welt, die sie erwartet, dringen, das erweist das Buch, die *Confidences d'une jolie femme*, das eine Elevin von Panthémont beim Verlassen des Klosters schrieb. Fräulein d'Albert war es; sie erfuhr von ihrer Freundin, der jungen Rohan, so viel über die Gesellschaft von Versailles und Paris, daß die Typen ihres Buches porträtähnlich wurden.

Nur der Rahmen dieser Schule ist klösterlich, sonst aber geht alles darauf hin — wie es Madame de Créqui verlangt —, die Fähigkeiten zu erwecken, die dem Stand und dem künftigen gesellschaftlichen Rang der Frauen angemessen sind. Und im Kostüm der Zöglinge sprach sich das schon charakteristisch aus. Rock und Mantel aus braunem Etamin wirken nonnenhaft, aber darunter wird eine Schnürbrust getragen. Das weiße Haubentuch erhält die kokette Nuancierung eines Spitzensaums, und wenn auch die Coiffure bescheiden sein soll, so darf sie sich doch nach der Mode richten. Die Mädchen, die in ihrer ersten Kinderzeit schon zu Miniaturdamen dressiert wurden, in Korsett, Pannierrobe, mit den Schritten und Bewegungen, vom Tanzlehrer einstudiert; die dann das Kloster auf ihren Beruf vorbereitet, keinen eigenen Willen zu haben, sondern sich die Gesetze, den Umgangston, die Anschauungen von dem Kreis diktieren zu lassen, in dem sie leben, diese jungen Mädchen werden sogleich nach dem Austritt aus dem Kloster verheiratet. Die Eltern des Paares treffen die Vereinbarung, die für die beiderseitigen Familieninteressen die vorteilhaftesten sind, und das junge Paar fügt sich selbstverständlich.

Ein dramatisches Zeugnis eines solchen Vorganges findet sich

in den „*Mémoires*“ der Madame d'Epinay, die Schilderung, wie das Fräulein Mimi von Bellegarde mit dem Marquis von Houdetot verlobt und vermählt wird. Ein Onkel des Bräutigams, Herr von Rinville, arrangiert die Partie mit Herrn von Bellegarde. Ein Familientag aller Rinvilles und Bellegardes wird angesagt, bei dem die beiden zur Ehe Bestimmten sich das erstemal sehen. Am Abend wird noch der Kontrakt unterzeichnet, der Marquis gibt seinem Sohn 18 000 Livres Rente und eine Schwadron, und Herr von Bellegarde setzt 300 000 Livres Mitgift aus. Die Marquise schenkt ihrer Schwiegertochter noch zwei Diamantschmuckstücke, und ein paar Tage darauf ist Hochzeit.

Die jungen Mädchen wußten das nicht anders, sie dachten nicht weiter darüber nach, zumal wenn der Bräutigam ein eleganter Kavalier war. Sie erwarteten weniger den Mann als die Ehe, die ihnen die Pforte zu allem öffnen sollte, wovon sie im Kloster geträumt, zu den Bällen, der Oper, zu den Festen der großen Welt, zur Vorstellung bei Hofe. Das alles blüht der jungen Frau bald; denn die Flitterwochen auf dem Landgut waren kurz. Das zärtliche Einsamkeitsglück galt als kleinbürgerlich. Leute von Welt gehören nicht sich, sondern der Gesellschaft und haben in dem bunten Reigen so bald als möglich wieder aufzutreten und mitzuspielen. Und in den „*Bagatelles morales*“ liest man einen Katechismus, der eine unmoderne Frau abkanzelt, und aus dem, was ihr als unmöglich vorgeworfen wird, erkennt man klar die Forderungen der Zeit:

„Sie lieben Ihren Gatten nach sechs Monaten noch! Das kann sich eine Modistin leisten, aber keine Marquise.

Sie erröten vor dem Kompliment eines galanten Herrn; hier errötet man nur unter dem Schminkstift.

Sie stehen um 8 Uhr auf und kümmern sich um die Wirtschaft! Um diese Zeit kommt man vom Balle heim.

In Ihrem Arbeitsbeutel finden sich Halskrausen für den Gatten, während man doch nur Knüpfarbeiten macht; und das unterscheidet die adligen von den bürgerlichen Händen.“

Der schlimmste Vorwurf aber ist und bleibt, daß diese Entartete ihren eigenen Mann liebt.

Der typische Gatte der Zeit, der jung, gewandt, in den Liebeskünsten erfahren, erweist seiner jungen Frau, deren Frische und Unschuld ihn als etwas Neues reizt, gewiß amouröse Zärtlichkeit und die Courtoisie, die zum guten Ton gehört. Er umstrickt sie damit. Bald aber besinnt er sich auf seine gesellschaftlichen, auf seine Akteurpflichten in dem großen Ausstattungsstück. Sie sind für seine Stellung, für seine Karriere wichtiger als die ehelichen. Und die junge Frau muß nun umlernen.

Bei Madame d'Epinay lesen wir von solcher *Éducation sentimentale*, von den Enttäuschungen einer Jungvermählten, die das Unglück hatte, in ihren Mann verliebt zu sein, von den Verzweiflungsszenen und Eifersuchtskrämpfen, denen der Gatte, der seine Nächte nun außerhalb des Hauses zubringt, kühl überlegene, weltmännische Ruhe entgegensetzt. Die Verwandten, an die sie sich mit ihrem Schmerz wendet, verhehlen ihr nicht, wie unpassend eine solche Leidenschaft zum eigenen Manne sei. Und der Gatte selbst, der liebenswürdig sein will, rät ihr gut zu: sie soll sich zerstreuen, sie soll in Gesellschaft gehen. Ja, er deutet ihr unumwunden an, daß sie sich mit anderen Männern trösten könne. Jedenfalls solle sie keine Rarität sein, sondern so leben wie alle Frauen der Zeit. Und er fügt hinzu, daß sie in dieser Fasson ihm am sympathischsten werden würde...

V.

Der Geist, der hinter diesen Außenseiten der Sitten und Konventionen steckt, ist immer der gleiche. Es galt, das Natürliche durch eine gepflegte Künstlichkeit zu überwinden. Wie in der Anlage der Parks, in Hecken, Terrassen, Fontänen, der Arrangiergeschmack des Ästheten das Freiwüchsige der Natur zähmte, so strebte man auch nach einer Gartenkunst der Gefühle. Nicht verheerende, zerstörende Leidenschaft war der Traum dieser Epoche, sondern die Tändelgavotte der Herzen, die Komödie unserer Seele, unseres Fühlens heut und gestern. Die Liebe sollte ein heiteres Gesellschaftsspiel und das Gefühl eine Gaukelei begabter Partner sein, die sich gegenseitig bewußt illuminierende Illusion verschaffen wollen, ohne sich mit großen Affekten un-

bequem zu werden; die Passion wird gefürchtet, und nur die Lust wird gesucht.

Die Interieure geben dazu die raffinierten Kulissen. In den Seidenwolken der Himmelbetten schwebt ein Spiegel; er vervielfältigt steigernd die schönste Situation und stilisiert gefällig die irdische Liebesstunde zu einem mythologischen Idyll. Das Raffinement der Sofas, Causeusen, Duchessen wird ausgebildet, die dem weiblichen Körper etwas Weichgelöstes geben, die den Strumpf und den Fuß so anmutig entblößen lassen, und Crebillon fils schreibt die Memoiren dieses galanten Möbels der Gelegenheit. Paravents runden verschwiegene Ecken ab. Liebesgötter lauschen an den Portieren, und von den Wänden locken die galanten Stiche zur Nacheiferung. Eine *Camaraderie de plaisir* voll Liebenswürdigkeit und Reiz des Augenblicks wird proklamiert, und das an sich Seelenlose mit bezauberndem Frou-Frou und Changeant-Gewoge drapiert.

Wie man die Liebe sich wünschte, wie man selbst in diesem Spiel gespiegelt sein wollte, das hat am Ausgang der Zeit noch einmal ein Schriftsteller bereitwillig einem dankbaren Publikum abgeschildert. Das war Louvet de Couvray und sein *„Chevalier Faublas"*.

In diesem Roman baut er ein Potemkinsches Petit-Trianon mit allen Reizen der Einbildungskraft auf. Musen und Grazien umflattern das Liebeslager. Unter dem Betthimmel kann in dieser besten aller Welten jeder nach seiner Fasson selig werden. Die Untreue ist nicht grausamer Betrug, um ein liebendes Herz bewußt zu quälen, sondern niedliche Schwäche, holder Leichtsinn, dem leicht verziehen wird. Und wieder muß man an jenes Wort von „böser Dinge hübscher Formel" denken. Sie wird hier mit Taschenspielergewandtheit und mit den flinken Fingern eines *Coiffeur pour les dames* präpariert.

Die rührsame Spannungsgeschichte mit dem Verlieren, Suchen und Wiederfinden der einzig Geliebten dient nur als eine Handlungsbeigabe für etwa doch vorhandene empfindsame Geschmäckler, von einem fürsichtigen Autor beigemischt, der sein Geschäft verstand und jedem etwas bringen wollte.

Das Raffinierte ist, daß Louvet hier nicht die weibliche Ingénue in den Vordergrund stellt, sondern daß er einen siebzehnjährigen holden Jungen in die Schule der Frauen schickt. Eine Lieblingsfigur der Zeit ist das, dieser Liebespage, und Faublas ist der rechte Vetter des reizenden Cherubin aus Figaros Hochzeit, und, wie dieser, bekommt er dann sein Offizierspatent, um in den Schlachten zu vergessen „leises Flehen, süßes Wimmern", und er ist der bestrickende Ahnherr des Rosenkavaliers von heut. Ihm macht er es auch vor, mit der mädchenhaften Zierlichkeit der Glieder in Frauenkleider zu schlüpfen. Und diese Kostümierung ist wieder charakteristisch für die Freude des Rokoko, Karneval und Maskenintrige ins Leben zu verpflanzen.

Diese Intrigen sind nicht schicksalhaft und nicht katastrophisch, sondern immer heiterer Mummenschanz und Spuk. Und wird es einmal ernster, sieht es nach Gefahren aus, mit eiliger Flucht im Hemd, mit Renkontres, Duellen, so biegt es der Verfasser als beflissener Intendant der *Menus plaisirs* des Publikums sogleich zu gutem Ende um. Und lieber als die gefährlichen Situationen, die der kundige Mischer wegen der Spannung braucht, bringt er Vaudeville- und Possenwirkungen. So den eiligen Rückzug Faublas' unter die Ottomane, als *Monsieur le mari* unerwartet naht, wo er nun ungebetener und unerfreuter Zeuge werden muß, wie der von ihm betrogene Gatte sich legitim rächt.

Oder Faublas wird bei einem anderen Tete-a-tete mit einer Nymphe von der Oper aufgeschreckt, und der Störenfried ist sein eigner *Père noble*. Oder der Strick in Mädchenkleidung hat sich von einer Tante und Nichte zur Nacht dabehalten lassen. Er muß aber zur Alten ins Bett. Sie schnarcht jedoch bald, und er kann nun zu der kleinen Unschuld schlüpfen und das, was er bei den erfahrenen Frauen gelernt, an eine gelehrige Novize weitergeben.

Die erfahrenen Frauen führen diesen Liebesreigen an. Es kitzelt sie, die von dem lebemännischen Gatten genommen und dann vernachlässigt wurden, von solcher jungen unverdorbenen Blüte und ihrer ersten Zärtlichkeit zu naschen. Etwas Mütterliches schwingt dabei mit, trotz aller erotischen Debauchen. Und

wie die Marschallin im Rosenkavalier, so fühlen auch diese Frauen, vor allem die Marquise, die Faublas seine kleine *Maman* nennt: „Mein Bub“ ... Ehrgeiz haben sie für ihn, und sie wünschen ihm den Lorbeer des Kriegshelden.

Eine Lieblingsfigurine des Rokoko darf in der *Grande chaîne* nicht fehlen, das Kammerkätzchen, das als Vertraute der Herrin alle Koketterie und Weltläufigkeit sich angenommen, die ein geschwinder Nothelfer in allen Lebenslagen ist, aber auch der Gebieterin erfolgreich Konkurrenz macht. Und auch hier der Refrain: Aus der Zofe Gemach tönt noch ein zärtliches Ach. Und ihr Pendant ist der Leporello, der verschlagene, mit allen Hunden gehetzte Diener. Die Zofe aber hat die größere Chance, und wenn sie begabt, kann sie sich bald als *Femme entretenue* eine eigene Jungfer halten.

Louvet haucht über seine Szenen mit der rosa Puderquaste hin und gibt ihnen den Firnis nie versagender Anmut und eines ewigen Lächelns. Um so interessanter für die Kehrseite der Dinge, wenn dieser gewandte Friseur und Faiseur einmal aus der Rolle fällt und aus der Schule plaudert. Fast hogarthisch wirkt nach den Süßigkeiten der „Rokokograzie“ die Schilderung der „Maisons“ mit der Voliere hübscher Kinder im lockeren Flügelkleide und dem ganzen Arsenal der Waffen für das große und kleine Spiel. Louvet enthüllt die Praktiken der Wunderwässer, die adstringierend eine *Seconde virginité* täuschend bewirken können; er nennt auch das Gegenmittel, die Essenz für die unüberwindlichen „Engpässe“, wofür aber wenig Bedarf ist, denn „ach die Zeit der Miniaturen scheint vorbei“. Um so gesuchter sind dafür die Verjüngungstränke für die Herren. Louvet plaudert auch die komfortabeln Techniken maskenhaften Doppellebens aus, die Geheimnisse der Wandschränke, die Verbindungstüren zu einem Haus in einer anderen Straße verbergen. Das können Damen vom Stande, die plötzlich diskrete Bedürfnisse fühlen, bequem benutzen: „Sie tritt da ein, verkleidet sich als Magd, zeigt ihre Reize unter einem groben Wolltuch und empfängt die kräftige Umarmung eines gutgestellten Bauernlümmels, der als Prälat verkleidet, oder eines Prachtkerls von Prälaten, der als Bauernbursch verkappt ist.

So erweist man sich gegenseitig kleine Liebesdienste, und da keines den anderen kennt, ist man aller weiteren Verpflichtungen enthoben."

Und juvenalisch in diesem sonst so zierhaft geschnitzten und vergoldeten Rokokorahmen ist die Zeichnung jenes berüchtigten Zwangsstuhls mit seinen klammernden Fangarmen zum Gefügigmachen widerstrebender Opfer, der in dieser so einseitig als nur zart und graziös angesehenen Zeit eine beliebte heimtückische Waffe der Libertins in ihren Verführungskämpfen ist. Casanova erwähnt ihn auch, er hat ihn aber stets, wenn er ihm von diensteifrigen Kupplerinnen angeboten wurde, verächtlich abgelehnt.

Doch das sind nur Intermezzi, über die Louvet selber zu erschrecken scheint. Er sammelt sich sofort wieder und singt einen beflügelten Rokokohymnus auf die Pariserin ... die Pariserin, die „abwechselnd flatterhaft und zärtlich, frivol und vernünftig, leidenschaftlich und tugendhaft, schüchtern und kühn, zurückhaltend und schwach ist, die jene große Kunst besitzt, sich jeden Augenblick in einer anderen Gestalt zu zeigen und uns tausendmal im Schoß der Beständigkeit die pikanten Vergnügungen der Untreue kosten zu lassen". Und nicht minder wird ihr Partner gefeiert, der „vollendete Liebhaber", der „elegant ohne Geckenhaftigkeit; leichtsinnig ohne Niedertracht; verführerisch aus Instinkt; unbeständig aber bloß, weil die Gelegenheit sich darbot; unermüdlich bei einem weiblichen Gesichtchen und immer unternehmend. Sie überraschen teils mit Verwegenheit, mit spielender Heiterkeit oder mit Sentimentalität". Sie überraschen die „ängstliche und mißtrauische Emilie in ihrem eigenen Salon, wo jedermann zu jeder Stunde eintreten kann; die kokette Lisa nicht weit von dem Ehebett, wo der Eifersüchtige wacht; die unschuldige Zulma im Hintergrund des engen Alkovens, wo ihre Mutter soeben eingeschlafen ist".

Und diese Situationen sind wie Motivstudien zu den amourösen Kupfern und Bildern der Zeit und aus dem gleichen Geist eingegeben, dem Geist der schmeichlerischen Drapierung, des koketten Schleiers, der *Vie artificielle* ...

* * *

Doch gibt es auch lebendige Beispiele, denen es gelang, die Kunst der galanten Form, die gaukelnde Situationserotik in die Wirklichkeit umzusetzen und ein sich selbst und die anderen entzückender Schauspieler des Rokokotraumes zu werden. Das war der Herzog von Lauzun. Dieser Mann, der Grandseigneur, Hofmann, Soldat, verwegener Sieger auf dem Schlachtfeld wie im Boudoir ist, ein Libertin, zu jedem Abenteuer geneigt, ein feiner Kenner erotischen Doppelspiels und dabei gleichwohl aus der changierenden Vielfältigkeit schillernden Wesens auch einmal zu romantisch-schwärmerischer Frauenverehrung fähig — stellt in seltener Reinkultur die Generation *avant le déluge* dar, wie sie lebt, liebt und schließlich zu sterben weiß.

Wie ein Vorzeichen für die Zukunft dieses Frauenlieblings ist es, daß er auf den Knien der Geliebten des Königs aufwächst. Der Glanz der berühmten vornehmen Familie, die Hofgunst, ein großes Vermögen sind die Patengeschenke, die in seine Wiege fallen.

„Wer nicht vor 1789 gelebt hat, der kennt die Freude zu leben nicht“, dies Wort Talleyrands ist die Devise dieser Jugend, und diese Freude zu leben lernen wir an der Seite des Herzogs gründlich kennen. Im Leporello-Album dieses Eroberers figurieren, ähnlich wie in dem Casanovas, alle Nationalitäten. Neben den Französinnen, die die patriotische Majorität bilden, stellen sich Engländerinnen, Polinnen, Italienerinnen, Portugiesinnen ein. Und dieser Unbeständige hat die glückliche Herzensfähigkeit, jeden Liebesmoment ohne alle Skepsis und Reflexion zu genießen, ein *Grand amoureux*, nicht in der Dauer der Empfindung, wohl aber in der gesammelten Fülle des Augenblicks. Und er verfügt über die Gabe, die Rolle jedes Moments ganz echt empfinden zu können. Casanova vermochte das auch, und man denkt an ein Wort des jungen Goethe dabei: „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern heran und hatte den Vorteil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte.“

Durch dies Chamäleontische werden seine Gefühle nuancierter, farbigwechselnder, und der Spaziergang durch seine Memoiren hat nichts von der Monotonie anderer vielbändiger galanter

Memoiren. Er genießt es als eine pikante Neuheit, auch einmal zu schmachten und zu schwärmen, ihn reizt das Don-Quichottische einer beschwerlichen Reise, nur um eine geliebte Frau von weitem zu sehen, und er erprobt all die Kehrseitenfreuden des Don-Juan-Berufes, die der Prinz von Ligne einmal selbstironisch aufzählt: „Man duelliert sich mit Lebensgefahr, bringt lange Nächte schlaflos zu, wacht unter einem Fenster, klettert über ein Gitter, muß fürchten von den anständigen Menschen für einen Dieb, von den Dieben für einen anständigen Menschen gehalten zu werden. Halbtot kommt man bei der Liebsten an, fühlt sich miserabel, kann nur eine Minute bleiben und hat nichts davon.“

Lauzun hat allerdings meist etwas davon, und ganz undankbare Situationen finden sich selten. Dann freilich sind sie gründlich undankbar, wie jene sechsunddreißigstündige Kampagne in dem großen Kleiderschrank der Prinzessin Czartoriska, der gewiß nicht so komfortabel eingerichtet war, wie der Schrank in Courtélines „Boubouroche“. Und diese Prokrustesfolter hatte sich Lauzun nicht auferlegt, um eine Schäferstunde zu genießen, sondern um der geliebten Frau in ihrer schweren Stunde nahe zu sein, eine Pflicht, die manch anderer Amant gewiß neidlos dem legitimen Gatten überlassen hätte.

Lauzun ist, und das interessiert uns in diesem Zusammenhange besonders, ein Virtuos der eigenen Stimmungen. Er besitzt aus dem Grunde jene Genußkunst, die Maupassants *„Notre Cœur“* voll tiefer erotischer Erkenntnis lehrt, jene Fähigkeit zu gleichzeitiger, scheinbar widerspruchsvoller Doppelliebe: zur romantischen Huldigung am Thron einer hohen Herrin in ergebenem Frauendienst, und zur derben Liebeslust, die leichten Sinns der Göttin Gelegenheit opfert, sobald nur der Altar reizend ist. Die Seele eines mittelalterlichen Troubadours lebt in ihm in voller Eintracht mit der Seele des heiter unbekümmerten, unsentimentalen Genießers, und ihm ist vor keinem seiner Triebe bange.

Ganz Troubadour, ganz Artusritter ist er in seiner Neigung zur Frau Dillon und in der Rivalität mit seinem Freunde, dem Prinzen Guéménée. Wie ein Blatt aus einem der Ritterromane, aus Amicus und Amelius liest sich der edelmütige Wettstreit zwischen diesen

sonst so skrupellosen Lebemännern, deren jeder dem anderen das Feld räumen will: „niemals sah man zwei Nebenbuhler, die einander mehr vertraut, einander zärtlicher geliebt hätten.“

Der Prinz sagte: „Ich bete Frau Dillon an, das ist wahr. Ich habe mein ganzes Leben ihr geweiht, aber noch weiß ich nicht, ob sie mich liebt. Geh nicht fort. Lassen wir ihr die Wahl. Wenn sie einen von den zwei Liebhabern wählt, so braucht sie darum noch nicht einen Freund zu verlieren.“ Lauzun aber ging noch weiter als sein Freund. Er verschlechterte absichtlich seine Position bei der angebeteten Dame dadurch, daß er ihr seinen Wankelmut, seine Flatterhaftigkeit eingestand, und er erleichterte dadurch wirklich dem Kameraden die Eroberung.

Schmerzlich getroffen reiste Lauzun nach England ab. Aber, wie bei anderen sich mit Kummer und Gemütsbewegungen das Essen verträgt, so verträgt sich bei ihm mit Liebesschmerzen die Liebe. Und wieder kann man Goethe zitieren: „Die Liebelei ist doch das probate Palliativ in solchen Umständen.“ Lauzun genießt seine Doppelseele, er hegt sein süßes Leid zärtlich und läßt sich dabei manch leichtgeflügeltes Liebesglück in den Schoß fallen. Und wie heiter, ohne quälenden Leidenschaftsballast diese englische Liebe ist, das zeigt der muntere Brief der hübschen Marianne an ihn:

„Ich habe einen Liebhaber, der nicht wie Du die Ungeschicklichkeit besitzt, verheiratet zu sein, und der mir sein Vermögen und, was noch schlimmer ist, seine ungeheure Persönlichkeit zur Verfügung stellt. Er ist groß, wie die uralten Sessel, die wir in unserem Schloß zu Bristol haben; er ist sehr dick und unverschämt blond. Kleine dicke Beine können ihn nur mit Mühe zu mir tragen. Dieser ungeheure Fleischklumpen trinkt sehr viel Portwein, jagt den Fuchs, hält Rennpferde ganz wie Du. Wenn er in London leben will, so heirate ich ihn; wenn er aber in der Provinz leben will, so danke ich bestens und bleibe Dir treu.“

Solche Doppelliebe ist Leitmotiv in Lauzuns Existenz. Während seiner Trauer um den Bruch mit der von ihm leidenschaftlich geliebten Prinzessin gibt er eine derbvergnügliche Gastrolle als *Amant d'Allemagne* auf einem alten Burgnest in der Pfalz bei einer

deutschen Baronin, wovon er eine ergötzliche Schilderung liefert: „der Mann kehrte mit seinem Vater und einigen Freunden von gleichem Kaliber zurück. Ich politisierte mit der einen und soff unmäßig mit der anderen. Ich ließ mir alle Stammbäume der Familie auseinandersetzen, titulierte alle Welt Exzellenz, versicherte dem alten Burggrafen eines langen Lebens, beteuerte dem Baron, daß er eines Tages ein großer pfälzischer Minister sein werde, und dem Amtmann, daß die französischen Heere nicht in die Pfalz einfallen würden ... Die Baronin führte mich auf ein Fest der Pfälzer Kurfürstin; sie ritt mich in Parade vor, mich und ein isabellfarbenes Pony, das sie aus Mecklenburg erhalten hatte, und das zur selben Zeit eintraf wie ich. Wir wurden beide einer aufmerksamen Prüfung unterzogen."

Am charakteristischsten für die Anschauungen der Zeit stellt sich die „hohe und niedere Minne" in jener Phase dar, als Frau von Coigny seine Herrin war. Dieser Frau gegenüber, die erklärt hatte, „einen Geliebten nehmen heiße abdanken", widmet Lauzun den Dienst des fahrenden Ritters, ohne eine andere Gunst zu gewinnen als ein Lächeln, einen Blick, einen Händedruck. Er genießt darin ganz neue Freuden, die er sich selbst analysiert: „Ich empfand bei meiner aussichtslosen Liebe ein Glück, das mir die erfüllte nie hätte geben können." Und in derselben Zeit, da Lauzun, der Troubadour, zu schüchtern ist, die madonnenhaft verehrte Frau um eine Feder zu bitten, die sie trägt, und die er als Talisman begehrt („niemals hat ein fahrender Ritter etwas feuriger und reiner ersehnt"), kostet der Lebemann Lauzun ein kokettes Abenteuer mit der schönen englischen Schauspielerin Miß Robinson aus, deren weicher Charme uns durch Gainsboroughs Porträt erhalten ist. Er erobert die Vielumworbene mit seinen bestrickenden Künsten im Sturm. Und wenn der Schwärmer in ihm mahnend auf Frau von Coignys Bild wies, so erwiderte ihm der philosophische Genießer mit geschickter Dialektik: „was kommt es auf meine Handlungen an, wenn sie nur in meinem Herzen zu lesen vermag." Und Frau von Coigny verstand ihn durchaus, und „da sie eine Frau von Geist war, grollte sie ihm keineswegs"

Geist, Geschmack und Haltung sind die Pole der Zeit, und nichts gilt für abgeschmackter als kleinbürgerliche Eifersucht. Das polygamische Prinzip ist so herrschend, daß diese Gesellschaft, die nach außen hin so sorgsam Form und guten Ton zu wahren sich bemüht, aus dieser Not eine Tugend macht, eine legitime gesellschaftliche Institution. Das Leben erleichtern, nicht erschweren, ist das Ziel dieser Lebenskunst.

So war es nicht nur Stil, daß die Ehefrau stets der *Femme de choix* mit besonderer Rücksicht begegnete, sondern, was beinahe noch schwieriger erscheint, die erklärten Geliebten waren in Nachfolge des Beispiels der Pompadour sehr tolerant gegen die kleinen Intermezzi ihrer Freunde. Musterbeispiel dafür ist die Gräfin von Boufflers, die geistreiche Freundin Contis, des letzten der Prinzen, von der Rousseau das pikante Epigramm prägte: „Sie ist Französin mit ihrer Büste, und Kosmopolitin mit dem übrigen Teil ihrer Persönlichkeit.“ Sie gönnte ihrem galanten Freund gern seine Scherze mit den Nymphen der Oper, all die kleinen vorübergehenden Launen und Augenblicksreize eines spontanen, immer die Erregungen des Neuen suchenden Temperaments, und sie befestigte dadurch ihre Stellung, die ihr ernstlich keine der Dämchen streitig machen konnte, weit besser als durch kleinliche Szenen.

* * *

Zur Liebe gehört im Rokoko unbedingt die Tapferkeit. Und gerade im Zusammenhang der Lauzun-Charakteristik läßt sich in diesem erotischen Kapitel gut darüber etwas sagen. Schon beim Cherubin und Faublas sahen wir, wie die Damen für ihre Pagen den Ruhm wünschten, nach dem Alkovenlorbeer den Lorbeer vor dem Feind. Stets zeigt sich die Galanterie gemischt mit Ritterlichkeit und nie versagender Bravour. Die jungen Dandys gehen in die Schlacht oder zum Duell mit der gleichen Spannung und dem gleichen Feuer wie zu einem Rendezvous. Und Stendhal und Barbey d'Aurévilly, die in einer nüchternen Zeit leben mußten, dichteten sich in unbefriedigter Sehnsucht nach dem Abbild jener glänzenden Epoche faszinierende Gestalten, Götter im Exil.

Lauzun steht auch hier als leuchtendes Beispiel da. Der französische Spaziergang 1768 nach Korsika gegen die Aufständischen lockt ihn zur Feuertaufe. Die Gelegenheit, „Flintenschüsse pfeifen zu hören", erscheint ihm zu kostbar, als daß er sie hätte vorübergehen lassen mögen. Wie er sich dort in der Lust der Gefahren austobt, darüber quittiert der Kriegsbericht: „die Herren von Lauzun und von Laval haben Wunderdinge verrichtet. Sie sind ja beide große Liebhaber von blauen Bohnen und vermochten hier diese Neigung nach Herzenslust zu befriedigen." Das Waffenglück wird gewürzt durch Liebesglück, und wieder ist es ganz im Geschmack des Ritterromans, daß Lauzun in toll verwegener Laune die weiße Feder der Geliebten an seinen Hut steckt und sich dadurch übermütig zur Zielscheibe für die feindlichen Kugeln macht. Die aber die Feder gab, war seiner würdig. Im Kampf reitet sie an seiner Seite, sie sprengt in der Attacke mit und ruft ihrem Ritter zu: „Glauben Sie denn, daß eine Frau nur im Wochenbett ihr Leben aufs Spiel setzen darf?"

An Wagestücken und reizenden Abenteuern ist auch die amerikanische Kampagne reich. Das reizendste begab sich auf der Reise beim Anlegen in Terzeira. Der Ort der Handlung ist ein Kloster, aber es geht nicht *à la Robert le Diable* zu, sondern sehr zierlich paladinisch *à la Ariost*. Die fahrenden Krieger dürfen den jungen Klosterschülerinnen ihre Huldigungen darbringen, freilich vorsichtig durch das Gitter getrennt. Hinüber, herüber spielt galantes Tändeln, und Rosen und Liebespfänder flattern durch die Luft, und schließlich erklingen in diesem Kloster der Minne zärtliche Gitarrenweisen, zu denen die duldsame Frau Äbtissin mit ihrem Kreuz den Takt schlägt.

Und ein Beispiel noch für das hochgespannt Chevalereske, das seine eigene Geste genießt und sein Selbstgefühl illuminiert. Im Krieg zwischen den Engländern und Franzosen ritten vor der Entscheidungsschlacht die französischen Offiziere vor die Front und leisteten sich die Courtoisie der Einladung: „Die Herren Engländer möchten zuerst schießen." Hier ist ein Nachklang der Cyrano-Romantik und der Gascogner Kadetten.

* * *

Lauzuns sorgloses, von Gedanken unbelastetes Genießertum ist nur eine, und zwar die liebenswürdigste Variation, die der Analytiker der Gefühlschemie im 18. Jahrhundert entdeckt. Häufiger ist jenes *Chaud-froid*-Spiel zwischen den Geschlechtern, das ohne starke Sinnlichkeit und ohne Gefühlsbeteiligung Gehirn- und Nervenerregung in den gegenseitigen Beziehungen sucht. Eine zerebrale Erotik voll kalter Lüsternheit ist das. Die durch die leeren Zerstreuungen, das äußerliche Leben abgehetzten, ausgepumpten Temperamente suchen in ihrem *Horror vacui* nach Stimulanzen, und sie kitzeln gegenseitig ihr stumpfes Gefühl mit dem Esprit an. Die Marquise du Châtelet führt einen Plänkelbriefwechsel mit dem Herzog von Richelieu. Sie weiß, daß er nur für die Koketterie gemacht und der Liebe unfähig ist, und sie einigt sich mit ihm auf eine „Plauderei des Herzens und des Geistes". Und von einem späteren Freund, dem Marquis von St. Lambert, mußte sie sich eingestehen, „daß sein Geist einen guten Scherz höher schätzt als sein Herz ein zärtliches Gefühl".

Sehr charakteristisch für diese Erotik der Nerven und des Esprits ist der Briefwechsel zwischen der Marquise du Deffand und dem Parlamentspräsidenten Hérault. Eine spitzfindige naßkalte Stichelei herrscht hier, dazwischen eine Empfindungsgaukelei, die sofort selbstironisch zersetzt wird. Diese beiden Menschen zerpflücken sich gegenseitig den Rest des Gefühls, den sie vielleicht noch füreinander haben, und finden darin einen wollüstigen Kitzel.

Sie schreibt ihm: „All Ihre Gefühle für mich sind um so schöner, als nicht ein einziges aufrichtig ist." Er schildert ihr ein andermal, wie er an einem schönen Abend bei Mondschein in seinem Garten spazierenging, und fährt dann ätzend fort: „Ich bedauerte um so mehr, daß Sie nicht da waren, als ich Ihnen Gefühle zuschreiben konnte, von deren Nichtvorhandensein in Ihnen mich nur Ihre Gegenwart überzeugen kann." Sie gesteht ein, daß sie weder Temperament noch Illusionen habe. Und er erwidert darauf: „Sie haben weder Temperament noch Illusionen. Ich bedauere Sie sehr, und ich glaube, Sie kennen den Wert dieser Dinge wie ein anderer, denn Sie haben doch gewiß schon davon

sprechen gehört. Was Sie in Ihrem Brief Illusionen nennen — Erinnerungen, Mondlicht, die Freude an einem Ort, wo man jemand gesehen hat, den man liebt, eine gewisse Stimmung, in der man sich gern zärtlich-wehmütigen Erinnerungen hingibt, ein Fest, ein schöner Tag — kurz alles, wovon die Dichter singen und sagen — mir erscheint es nicht lächerlich. Aber vielleicht ist es zu meinem Besten, daß Sie wünschen, ich möge mir solche Torheiten nicht in den Kopf setzen. Nun wohl, es sei! Ich bitte um Verzeihung für alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Bächlein, für Ihre Brüder die Vögel, Ihre Vettern die Ulmen und Ihre Großeltern die Gefühle" ... Wie ein Dialog zwischen paradiesvertriebenen, fröstelnden Schatten klingt das!

Der Abbé Galiani sagte von dieser Spielart der Liebe: „Die Frauen dieser Zeit lieben nicht mehr mit dem Herzen, sondern mit dem Kopf." Und ein Autor hat über die „Libertinage des Denkens", über die Ausschweifung des Gehirns, die ihre Befriedigung im Vergiften der Seele sucht, denen die Verführung nur noch ein weidmännischer Sport geworden, ein verruchtes Buch von dämonischer Spiegelungskraft geschrieben: Choderlos de Laclos in seinen *„Liaisons dangereuses"*, dem schlimmen Gegenstück zum galanten, gefällig geschminkten und frisierten Faublas. Choderlos de Laclos' *„Homme de génie très froid et très fin"* stellt sich bewußt das Thema, aus der Beobachtung von Temperamenten seiner Zeit heraus Menschen zu schildern, denen das Endziel der Lust nichts mehr bietet, und die sich neue, unerhörte Genüsse darin entdecken, mit Raffinements der Einbildungskraft Gefühle zu verwirren, den Frieden stiller Seelen zu zerstören.

Der Geist des Bösen geht in diesem Buche um; der Teufel regiert hier, der in Lessings Faustfragment als Meister anerkannt wird, weil er die Phantasie der Unschuld mit verheerendem Keim ansteckt. In ein Laboratorium der heimlichsten Gedankengifte sieht man. Die schlimmsten Erkenntnislüste menschlicher Zwiespältigkeiten und Besessenheiten spricht dies Buch aus, und es hat bis auf den moralischen Schluß, in dem das Laster den Lohn findet, eine souveräne eisige Kühle und eine meilenweite Distanz für die Sadisten der Seele und ihre Opfer.

Ein diabolisches *Jeu d'esprit* genießt hier der Zuschauer beim Beobachten der Virtuositäten, mit denen ein erotischer Machiavell auf den Saiten der Einbildung spielt und in wechselnden Masken die eingeredete Sicherheit der Tugend unterminiert. Und noch einmal, das Erlangen der letzten Gunst ist nicht der Zweck; sie wird natürlich nicht verschmäht und genommen und genossen als eine endgültige nicht zu widerlegende Bestätigung des Sieges. Der Hauptgenuß des Verführers aber bleibt dies jägerhafte Vergnügen des Beschleichens und Aufpirschens von seltenem Wild und die möglichst zahlreiche Strecke.

Die Briefwechselform, in der die „*Liaisons*" geschrieben sind, ergibt eine vielseitige Spiegelung der Situation. Man übersieht von einem hochgelegenen Hauptquartier, wie sich in den verschiedenen Seelen die Begebnisse verschieden reflektieren. Und die Besonderheit dieses erotischen Satanismus, dessen Motiv die Verderbung einer schönen Seele durch einen Wüstling bildet, ist, daß als der wirklich treibende böse Geist nicht dieser Mann auftritt, sondern ein Weib. Ein Weib, noch infernalischer in ihrer Einbildungskraft als er und in intriganten Gehirnkünsten ihm überlegen.

Zwei alte Kameraden von gemeinsamen Kriegspfaden her finden sich zusammen, die Marquise von Merteuil und der Marquis von Valmont. Sie stachelt seinen Ehrgeiz für den Feldzug gegen junge Mädchen und die anständigen Frauen an, sie läßt sich seine Streckenberichte schicken, kritisiert seine Taktiken, souffliert seiner Strategie und genießt dabei die Genugtuung, verderbliches Schicksal zu sein.

Die Seele, um die es hier geht — eine kleine Halbflügge wird nebenbei verführt — ist die keusche Frau von Tourvel. Valmont packt Leidenschaft, nicht die Leidenschaft zu ihrer Person oder die Begier, sie zu besitzen, sondern eine Leidenschaft der Idee, gerade diese Unantastbare zu treffen, sie herabzustürzen, seine Macht an der ungewöhnlichen Beute zu erweisen. Dieser im Gefühl ganz Kalte ist gewissermaßen gehirnverliebt in seinen eigenen Plan, von dem ihm, wenn er glückt, eine ungeheure Befriedigung seines Selbstgefühls kommen muß.

Die Noten, die er über den Verlauf seines Feldzuges an seine Lehrmeisterin, die Marquise, schickt, geben mit ihren Stimmungskurven ein *Baromètre spirituel* und zugleich einen Leitfaden berechneter Schauspielkunst, wie man Sehnsucht und Zärtlichkeit markiert, wie man durch gefühlvolle Worte die Unverstandenen anlockt, sie dann durch Kälte und Gleichgültigkeit beunruhigt, wie man sie heut in Sicherheit wiegt und sie morgen in Ungewißheit versetzt und so dauernd ihr Innenleben beschäftigt. Die Kunst, in der Phantasie einer Frau Kristallisierungen zu schaffen, wird hier, vor Stendhal schon, scharf analysiert.

Briefe spielen in dieser Kunst eine große Rolle. Und wissend wird hier unterschieden, daß der wirklich Verliebte von seinen eigenen Gefühlen schreibt, daß aber der die Verführung berechnende strategische Briefschreiber von sich selbst ganz absehen muß und nur schreibt, was aus dem Sinne des Empfangenden ist: „... *vous devez donc moins chercher à lui dire ce que vous pensez que ce qui lui plaît davantage*". Solche Briefe können, wenn es darauf ankommt, heftige Gefühlsregister zu ziehen, einem Roué recht unbequem sein. Es hilft dabei dann nur Eitelkeit und Ehrgeiz, den Stil der einmal angenommenen Rolle möglichst vollendet zu treffen oder eine Situationsteufelei voll grellem Hohn, wie in jener Szene, da Valmont einen Brief voll heuchlerischer Troubadourtöne an die schöne Seele auf dem nackten Rücken einer Kokotte zwischen zwei Gängen entwirft: *qualis artifex.*

Tendenz dabei ist, den Tugendtodeskampf zu verlängern, zu retardieren, damit die interessante und seltene Partie nicht zu früh in der üblichen Langweile ende. Die Genüsse bei diesem Kampf schildert Valmont: zu studieren, wie die vorsichtige Frau, ohne es zu merken, auf einen Pfad gerät, von dem es kein Zurück mehr gibt; wie sie den Schritt aufhalten will und nicht kann; wie sie ihre Kräfte erschöpft und doch gleich wieder von der gefährlichen Stelle angezogen wird; wie sie sich dann an ihren eigenen Vernichter um Schutz und Stütze flehend wendet und er in der Gewißheit seines nahen Sieges sie raffiniert schont, damit ihr Sturz dann nur noch tiefer wird.

Ja, Valmont spinnt sich so in seine Rolle ein, daß er schon beinahe wie ein wirklich Verliebter von den köstlichen Freuden redet, die ihm die „himmlische Frau“ täglich bietet, und daß er ganz melancholisch an die Zeit denkt, wo sie „durch ihren Fall erniedrigt, für ihn nur mehr eine gewöhnliche Frau sein wird“.

Von noch höheren mephistophelischen Graden ist die Marquise mit ihrer Pandorabüchse alles Schlimmen. Sie erzählt von ihrer eigenen *Education sentimentale*, wie sie die Künste der verschiedenen Masken lernte, wie sie die Geheimnisse der anderen aufspürte, um möglichst viele Fäden in die Hand zu bekommen, wie sie den Scharfblick für Physiognomien erwarb und gleichzeitig die Kritik, ihm nie unbedingt zu trauen. Und die Hauptcharakteristik dieser Figur gibt Laclos durch den Zug, daß sie deswegen nicht wieder geheiratet, weil sie „nur zu ihrem Vergnügen betrügen wolle, und nicht aus Not“. Es reizt, aus diesem Brevier der Verdorbenheit, das Choderlos übrigens als Warnungs- und Lehrspiegel den jungen Mädchen empfahl, Einfälle und Erkenntnisse herauszufischen. Frauentemperamente passieren Revue, und die Frauen werden unklug genannt, die nicht im gegenwärtigen Geliebten schon den zukünftigen Feind wittern. Witzig wird in Parallele gestellt, daß der Roué sich seinen schlechten Ruf genau so sorgsam erhalten müsse wie die anständige Frau ihren guten, beide sind gleich schnell zu erschüttern. Praktiken werden gegeben: bei Lügen ist es zweckmäßig, sie mit möglichst gut durchdachtem Detail auszustatten, weil das den Antrieb zur Nachprüfung hemmt. Es empfiehlt sich für eine Frau, die einen Geliebten nehmen will, sich rasch zu entscheiden. Das lange Hin- und Herziehen fällt nur auf.

Über Liebesbriefe steht das boshafte Wort, das Valmont sich selbst zur Entschädigung für die Gefühlsanstrengung eines Billetdoux' prägt: „Mein Brief ist voller Unsinn, Satz für Satz — denn ohne Unsinn keine Zärtlichkeit. Ich glaube, das ist der Grund, weshalb die Frauen uns so überlegen sind in ihren Liebesbriefen.“ Die Doppelböden des Selbstbetrugs, der Eigenrabulistik werden aufgedeckt, wenn das Herz den Kopf hintergeht und sich bei ihm selbstgefällige bequeme Motive bestellt.

Dies Buch des erotischen Machiavellismus wäre in unserem Zusammenhang nicht so ausführlich behandelt worden, wenn es nur die Kopfarbeit eines Scholastikers der Libertinage darstellte, es ist aber eine Geschichte nach lebenden Modellen der Zeit, und neben seinem psychologischen Kunstwert gibt es ein höchst wichtiges Kulturdokument zur Gefühlsgeschichte des ausgehenden Rokoko. Die Goncourts nennen die Vorbilder, für Valmont den Marquis von Louvois und den Grafen de Frise, der sich damit belustigte, Madame de Blot, jene Preziöse der Keuschheit — wir begegneten ihr mit ihrem sentimentalen Trauergeschmeide in den Salons des Palais Royal — durch alle Höllen zu hetzen. Und die Marquise von Merteuil war im Leben Madame Montmort in Grénoble. Stendhal, der später auch Laclos noch als altem Artilleriegeneral in Mailand begegnete, kannte diese Dame aus seiner Grénobler Jugend noch persönlich. Und zu diesen Typen gab es in der Gesellschaft noch genug verwandte.

Laclos führt in seiner konsequenten, durch keine Sympathien bestochenen Psychologie seine Debaucheure des Geistes folgerichtig zum Bankrott. Des äußerlichen effektvollen Finales halber läßt er Valmont durch einen ihm von der Marquise auf den Hals gehetzten Gegner im Duell getötet und die Marquise durch Blattern, Siechtum und gesellschaftliche Acht geschlagen werden. Aber auch ohne diese dem Publikum zuliebe gebrachten faustdicken Katastrophen sind die beiden Akteure, die zum Schluß außerdem selbstzerstörerische Feinde werden, innerlich verbraucht und zunichte. Die Marquise sagt: „*Je ne sais pourquoi il n'y a plus que les choses bizarres qui me plaisent*“, und Valmont verwundert sich nicht ohne Neid über den jungen Unblasierten, der ohne Reflexion einfach seinem Herzen folgt und dabei sein Glück findet.

* * *

Und doch fehlt auch dieser Zeit, für deren Gefühlswelt freilich die tändelnde Galanterie und jene zersetzende Gehirn- und Nervenerotik typisch ist, die große Leidenschaft nicht. Und auch sie muß hier, wo wir das Rokoko in allen seinen Stimmen sprechen lassen wollen, zu Worte kommen.

Mirabeau schreibt so an die hingebungsvolle Sophie Monnier: „Bis dahin habe ich nur jenen Verkehr der Galanterie gekannt, der keine Liebe, sondern nur die Lüge der Liebe ist." Dieser Lüge der Liebe und dem *Ennui de cœur*, der ihr folgt, zu entfliehen und wieder „sein Herz zu fühlen", wird ein neuer Antrieb. Eine Reaktion auf die Leere und Gedankenkälte erfolgt, und es heißt: „Empfinden will ich mich, und sei's an Wunden." Frauen mit flackernder Passion und schrankenlosen Affekten stürzen sich in den Abgrund entfesselten Gefühls und rasen sich in konvulsivischen Briefen aus.

Julie von Lespinasse, eine Nichte der Frau du Deffand, wird wie von einem fressenden Feuer von der Liebe zu dem Schriftsteller Hippolyte von Guibert erfaßt. Sie, die in ihrem kleinen Salon die besten Geister der Zeit empfing, demütigte sich schrankenlos vor einem keineswegs bedeutenden kühlen und ehrgeizigen Manne, der nur auf seinen Vorteil ausging und bald eine gute Partie machte. Kurz nach der Heirat starb Julie. Ihre Briefe sind Paroxysmen und Delirien eines rasenden Herzens. Sie schreibt: „Mein Freund, ich liebe Sie, wie man lieben soll, übertrieben, wahnsinnig, im Taumel und in der Verzweiflung." Er foltert ihre Seele, aber sie will für ihn leben und sterben, und aus all ihren Zeilen klingt immer wieder der Schrei: „Ich leide, ich liebe Sie und erwarte Sie." Aus ihrem Schmerz macht sie die Nahrung ihres Lebens, und vor ihrem Tode in Sterbegewißheit sagt sie als letztes Bekenntnis: „Lieben Sie mich nicht, aber dulden Sie, daß ich Sie liebe und es Ihnen hundertfach sage," und jenes andere Wort: „Wenn ich je zum Leben zurückkehren sollte, so möchte ich es nochmals dazu verwenden, Sie zu lieben."

Madame de Popelinière verfällt Richelieu, dem gefährlichsten Frauenverführer der Zeit, der über Leichen geht, um den sich Frau von Polignac und die Marquise du Nesle im Bois de Boulogne auf Pistolen duellieren. Sie klagt über seine Kälte, sie windet sich zu seinen Füßen, sie betet ihn an, sie atmet nur für ihn. Sie verzehrt sich Tag und Nacht. Ein dauerndes Martyrium! Und sie stöhnt: Welche Qual! mein Leben ist schrecklich!

Und eine Neigung voll unendlicher Zartheit und der Melancholie der Hoffnungslosigkeit spinnt sich zwischen der Prinzessin von Condé und dem jungen Karabinieroffizier de la Gervaisais in einem Bade an.

Die Marquise von Châtelet wirft sich rückhaltlos dem Marquis von Saint-Lambert in die Arme, von dem sie weiß, daß er „wohl die lebhaften Neigungen, aber nicht die Liebe kennt“. Und gequält ruft sie ihn an: „Wenn Sie mich nur schwach lieben sollten, wenn Ihr Herz nicht fähig ist, sich ohne Rückhalt zu geben, sich einzig mit mir zu beschäftigen, auch ohne Grenzen und ohne Maß zu lieben, was werden Sie dann mit meinem Herzen machen?“

Und ein Leidenschaftskapitel voll bitterer Tragikomik und greller Töne liest man schließlich in den maßlosen Briefen der siebzigjährigen du Deffand an Horace Walpole. Es ist die gleiche die wir vorher in kühl überlegenem, gefühlsverspottendem Geplänkel mit dem Präsidenten Hérault beobachteten. Nun, da sie eine Greisin und erblindet, verfällt sie ihrem Schicksal und wird von einer quälerischen Besessenheit angefallen. Horace Walpole, der lebenskluge Weltmann von 48 Jahren, interessierte sich für die bedeutende Frau, und als er die Wirkung seiner Persönlichkeit merkte, mag es ihn gekitzelt und seine Kuriositätssucht gereizt haben, vivisektorisch dies Fieber der alten Frau zu studieren und neugierig damit zu experimentieren. Seine Hauptsorge dabei bleibt, die Sache geheimzuhalten und die Lächerlichkeit zu vermeiden.

Er hat allen Grund zu solcher Sorge, denn die du Deffand gebärdet sich ganz toll. Sie nennt sich seine liebe Kleine, sie vergißt, daß sie gelebt hat, und kommt sich vor, als wäre sie erst dreizehn Jahre. Sie verfolgt ihn mit hysterischen Szenen, sie beschimpft ihn und liegt dann wieder auf Knien und bettelt um Geduld. Sie hadert mit sich: „Wieviel Feigheit, Schwäche und Lächerlichkeit habe ich Sie sehen lassen!“; sie fleht: „Nennen Sie mich nicht mehr Madame, es ist eine Strafe, die ich hasse, es ist für mich dasselbe, wie die Zuchtrute für die Kinder.“ Sie zerfleischt ihre Seele und schreit aus tiefster Verzweiflung auf: „Ihre Feder ist aus Eisen und wird in Galle getaucht. Lieber

Gott, welch ein Brief! Nie gab es einen schärferen, trockneren und roheren."

Man hat den Eindruck, daß dieses merkwürdige Verhältnis dem Manne bald recht peinlich wird. Er möchte die Frau abschütteln und schreibt ihr frostig: „Bin ich gemacht, um der Held eines Briefromans zu werden? Sie spotten über die Briefe Heloisens, und Ihre Korrespondenz wird diesmal tränenreicher." Trotzdem gehen ihre Briefe weiter, von 1766 bis 1780. Vier Wochen vor ihrem Tode schrieb sie in der Ahnung ihres Endes: „Ich habe nicht die Kraft, darüber zu erschrecken, und da ich Sie in meinem Leben nicht wiedersehen soll, habe ich nichts zu bedauern."

* * *

Das sind Menschlichkeiten, die unter der wohltemperierten Maske des Rokoko hervorkommen. Seelische Abgründe, die sich plötzlich in dem heiteren Blumenparkett öffnen. Und neben den gaukelnden Phantasiestücken Lancretscher Feste tauchen auch gespenstische Nachtstücke auf. Eine schauerliche Vision vom Tode war so der Exodus der Pompadour. Ein strenges Gesetz verbot unbedingt, einen Leichnam in einem königlichen Schlosse zu lassen. Nur das Leben sollte hier recht behalten, an den Tod durfte nichts erinnern. So ward der Körper der Frau, die vor wenig Tagen noch Frankreich beherrscht, nackt auf eine Tragbahre geworfen und mit einem Leinentuch bedeckt, das so eng gespannt war, daß die Formen des Kopfes, der Brüste, des Bauches, der Beine sich deutlich abzeichneten. In diesem jämmerlichen Aufzug wurden die Reste der Marquise von zwei Leichenträgern durch die Gänge des Schlosses und die Straßen von Versailles getragen. Und dieser elende Ausgang aus dem Glanz und dem Licht scheint wie ein ahnungsschweres Vorgesicht jenes düsteren Karrenkorsos, der vierundzwanzig Jahre später die Gesellschaft der Freude vom Leben zum Tode führte.

VI.

Rokoko bedeutet Frankreich, bedeutet Versailles und Paris. So mußte in dieser Betrachtung Frankreich den weitesten Raum

einnehmen. Die Rokoko-Allüren der anderen Länder, vor allem die der kleinen deutschen Fürstenhöfe, auf die wir zum Schluß einen Streifblick werfen wollen, sind im Grunde nur dem großen Vorbilde nachgeahmt, wenn es dabei auch nicht an charakteristischen Begleiterscheinungen fehlt.

Frankreich regiert im 18. Jahrhundert die Welt. Die Liebhaber verfeinerter Bildung fühlen sich, wie es Lord Chesterfield formulierte, als „*français par régénération*", und das Wort *s'enversailler*, das man ursprünglich nur von den nach der Hofgunst Ehrgeizigen brauchte, läßt sich nun von alle den deutschen Lustschlössern anwenden, die Versailles nacheifern mit den Heckenkulissen der Parks, den weiten Alleen voll unendlicher Perspektive, den Wasserkünsten, Fontänen, Muschelgrotten, den Sandsteinfiguren in den Bosketts und an der Freitreppe, den Terrassen, Tritonen, Jagdgruppen und Sphinxen, auf deren Fabelleibern in Décolleté die hochtoupierten Hofdamenköpfe sitzen. Französisch wird die Verkehrssprache der Oberkaste. Sie verdrängte im diplomatischen Verkehr das Lateinische.

* * *

Das deutsche Rokoko erkennt man an seinen Festen. Und die prunkvollsten feiert August der Starke und das g a l a n t e S a c h s e n. Die Figurinen dieser Feste spiegeln sich in der Porzellanplastik von Johann Joachim Kändler, dem Künstler der Meißener Manufaktur. Er ist der Poet der Frauen dieser Zeit. Die „*Grande dame*" in üppigem Reifrock reizt ihn immer wieder zum Nachbilden. Diese pompösen Schönen stehen oder sitzen sich selber selig zur Schau, oder sie erscheinen in zeremoniell steifen Situationen. Den Mops, den Hund *à la mode*, auf dem geräumigen Schoß, empfangen sie einen ersterbenden *Petit-maître*, während der Kammermohr die Schokolade bringt, oder am Spieltisch trifft man sie. Die Formation des gewaltigen Bauschgewandes mit seinen Höhen und Tiefen ist wie eine erstarrte Kaskade. Und Farben blühen üppig darüber, und oft wirkt solch ein Kleid mit seinem tiefen Fond und dem aus dem Grunde auftauchenden Dekor wie *Émail cloisonné*.

Und zu diesem Pomp das Barock-Barbarische der Hofnarren und Zwerge, das gleichfalls getreulich in dem porzellanenen Kulturkabinett aufbewahrt wird mit Kielkröpfen, Mißgeburten, Alraunen, exotischen Monstrositäten der Neger und „Kineser".

In Dresden ist jeden Tag Mummenschanz, und das Maskentreiben geht aus dem Schloß heraus und breitet sich über den Altmarkt und seine Nebenstraßen aus. Ja einmal wurde der Altmarkt in den Markusplatz verwandelt, und drei Tage lang dauerte die venezianische Redoute. Italienische Musik, Opern und Ballett wurden verpflanzt, und wieder haben wir in der Porzellanwelt mit ihren Szenen von der Gozzi-Bühne eine Spiegelung. Eine andere militärisch höfische Zerstreuung bilden die Feldlager, die Louis XIV. mit dem *Camp de Compiègne* vorgemacht. Krieg in Frieden spielt man in diesen Lagern, die sich mit ihren ausgerodeten Paradeplätzen, ihren Zelten, ihren Pavillons — auf dem des Königs wehten Standarten mit der Aufschrift *Otia martis* — über einen Umfang von drei Meilen ausdehnten. Als Gast erschien hier der Preußenkönig Friedrich Wilhelm mit seinem Sohne Fritz und fand genug Gelegenheit zu moralischer Mißbilligung, denn dieses *Otium martis* war mit seinen Sängerinnen, Tänzerinnen, seinen Illuminationen, Feuerwerken, mythologischen Festen weniger *Otium cum dignitate* als *Otium cum Venere.*

Der Hofpoet König verherrlichte diese Phantasie, die ein ganzes Jahr ausfüllte und die eine ungeheure Genußfähigkeit der Teilnehmer erwies, in der sogenannten Pferde-Epopöe „Augustus im Lager", und der Freiherr von Loën sagt von diesem *Vieux Saxe*: „Hier gibt es immer Maskeraden, Helden- und Liebesgeschichten, verirrte Ritter, Abenteurer, Wirtschaften, Jagden, Schützen- und Schäferspiele, Kriegs- und Friedensaufzüge. Kurz, alles spielt. Man sieht zu, spielt mit und man wird selbst gespielt."

Durch den Firnis der französischen Formen, die den derben Deutschen doch anfangs noch unbequem sind, bricht das derbere Wesen älterer grobianisch-urwüchsiger Zeit durch. Man erholt sich vom Zeremoniell bei den sogenannten Wirtschaften und Bauernbällen. Augustus erschien dabei in grobem bequemen Kittel, freilich mit brillantbesetztem Gürtel. Die Gäste kommen

als Fischer, Müller, Jäger, Kärrner; man sitzt im Freien an rohen Holztischen, ißt und trinkt von irdenem Geschirr und tanzt nach Dudelsack und Schalmei. Und auch solche Szenen kann man mit den Figuren der Porzellankleinplastik zu einem kleinen Welttheater aufbauen.

* * *

Dies bäuerliche Element in den Festen herrscht besonders in Bayern vor. Die Hofgesellschaft kleidete sich in Bauerntracht, versammelte sich in Nymphenburg und fuhr zu Schlitten in die Münchener Residenz. Hier im Georgensaal, an dessen Tür ein Schild hing „Zum bayerischen Löwen", empfingen Kurfürst und Kurfürstin als Bauernwirte die Gäste und führten sie zu der ländlichen Tafel mit Steingutkannen, -krügen und -tellern und bemalten Holzstühlen.

* * *

In Leipzig aber bildet sich der Gegensatz dazu, die Politesse, das manierliche Wesen aus. Zachariae hat in Renommisten die zierlichen parfümierten *Petit-maîtres* des Klein-Paris gezeichnet. Die groben Trinksitten werden abgelegt, und vom Wein und starkem Bier und beizendem Tobak bekennt man sich zu den feineren Reizmitteln des Tees und Kaffees. Tee war ja auch das bevorzugte Getränk in den Pariser *Bureaux d'esprit.* Aus chinesischen Schalen schlürfte man ihn, und guter Ton war es, den kleinen Finger dabei abgestreckt zu halten. Rivalität entsteht zwischen den beiden exotischen Getränken, und eine Strophe der Zeit schlichtet also den Streit:

„Den braunen Trank der Türken
Trink' ich des Nachmittags
Zur Ehre der Brünetten.
Den weißen Trank der Seren,
Den Tee, trink' ich des Morgens
Zur Ehre der Blondinen."

Mit gleicher Liebe aber bildete das Porzellan beiden die geeigneten reizvoll geschmückten Gefäße aus.

* * *

Eine interessante Bühne deutschen Rokokos ist Ludwigsburg, das Ludwigburg Karl Eugens. Es wird lebendig aus Justinus Kerners Schilderungen in seiner für diese Periode so bezeichnenden Mischung eines kleinen Gemeinwesens mit einem pompösen, Versailles nacheifernden Hof. Kerner malt die weiten Gassen, Linden- und Kastanienalleen, erfüllt von Hofleuten in seidenen Fräcken, Haarbeuteln und Degen; das Schloß mit seiner Riesenanlage um drei Höfe herum, mit weiten Plätzen und Gärten, den Park mit dem Favoritschlößchen; den von Arkaden umzogenen Marktplatz; das Opernhaus mit seinen Kolossaldimensionen, so daß ganze Regimenter zu Pferde über die Bühne ziehen konnten, und Wände und Säulen waren mit Spiegeln verkleidet.

Er schildert die Feste und Phantasien, die Feuerwerke und Wassertriomfi, bei denen schöne Mädchen Seeköniginnen darstellten; die Orangenzaubergärten, die unter weiten Glasdächern sich streckten und im Winter den Traum des Südens schufen mit früchteschweren Zaubergängen und plätschernden Brunnen, erleuchtet durch einen Sternenhimmel von hunderttausend gläsernen Lampen. Auch in Ludwigsburg wurden „venezianische Messen" gefeiert und der Marktplatz in die Piazza verwandelt.

Der Herzog verschrieb sich aus Italien und Frankreich Künstler von höchstem Rang. Für seine Kapelle gewann er Nicole Jomelli, den großen Meister von Sankt Peter, den berühmten Komponisten der Opern „Mérone" und „Armida". Er erhielt als Gehalt 6100 Gulden, zehn Eimer Ehrenwein, Holz und Furage für zwei Pferde. Der Kapelle gehören Lolli und Nardini an. Und Ballettmeister ist Noverre, der große Noverre, der in seiner Regieführung nach dem Gesamtkunstwerk strebte, und den Wilhelm Heinse voll artistischer Geschmackskultur in der „Hildegart von Hohenthal" also charakterisierte:

„Kein Ballettmeister hat je von dem Charakter, den Talenten, den Schönheiten seiner Personen so viel Vorteil zu ziehen und sie so ins rechte Licht zu stellen gewußt. Er war zugleich vortrefflicher Dichter und Maler. Er hatte die Meisterstücke der bildenden Künste wohl studiert, trieb die Magie der nächtlichen Beleuchtung

sehr weit und schuf sich zur Vervollkommnung der Täuschung ein Ideal von Theaterperspektive. Überall war er zugegen; bei dem Zeichner der Kostüme — keine Tänzerin durfte sich nach ihrer bloßen Laune kleiden; die Hintergründe mußten zu seinen Draperien passen, die Figuren darauf in gehöriger Proportion hervorgehen; — bei dem Maschinisten, um die Szene leicht und schnell zu verändern, besonders aber bei dem Tonkünstler, und er selbst schrieb zuweilen Melodien und Instrumente vor."

Und der Stern der Ballettruppe war Vestris, der Unvergleichliche, der Gott des Tanzes.

Die Herrin Karl Eugens war Franziska von Hohenheim. Sie geht mit ihrem edeln Hals und ihren schönen Armen durch diese Welt, und die französische Tracht mit all ihren Kapricen, dem gebauschten Reifrock, dem Toupet *à la Flore* mit Jardinièren-Kopfputz, den runden Florentiner Schäferhüten, dem bebänderten weißen Spazierstöckchen und Lorgnons, die Fächer, die mit ihrer Figuration galanter Zeichensprache dienten, trägt sie in natürlicher Anmut.

Und die Kunde, daß „man sich in Stuttgart so gut wie in Paris amüsiere", dringt bis nach Frankreich. Voltaire antwortet auf die Beschreibung einer Festlichkeit aus der Feder des Bibliothekars Uriot: „*Vous décrivez vos belles fêtes, monsieur, d'une manière digne du grand et aimable Prince qui les a données. Je n'ai jamais senti si cruellement ce que c'est que la vieillesse et la mauvaise santé, que quand elles m'ont empêché l'un et l'autre de me mêler dans la foule des admirateurs.*"

Dies württembergische Rokoko erschöpft sich nicht nur in Festen, es wird auch, wie schon erwähnt, künstlerisch fruchtbar. Außer dem Theater mit seinen illustren Gärten, wird die *Académie des arts* gegründet mit Maler-, Bildhauer-, Kupferstecher-Klassen.

Als notwendiges Attribut des Glanzes und der Würde galt aber außer den elementgebietenden Festen, außer Schlössern und Gärten das Schaffen von Porzellan im eigenen Zeichen. Man weiß ja auch aus den Akten der Berliner Manufaktur, mit welch brennendem Ehrgeiz Friedrich der Große danach strebte, daß in seinen Grenzen ein den großen gekrönten Manufakturen eben-

bürtiges Porzellan erzeugt würde, dessen Figuren als Herolde die Gloria von Friedens- und Kriegswerken den Nachbarsouveränen verkündeten.

Diese Manufakturen waren meist Luxusfavoriten, die viel mehr Geld verschlangen, als sie brachten. Um wenigstens eine gewisse Einnahme garantiert zu haben, wurden die merkwürdigsten Praktiken angewandt. So mußte die Berliner Judenschaft alljährlich für eine bestimmte Summe „königl. preuß. Porzellan" erwerben, und in Ludwigsburg wurden Beamten und Arbeitern ein Teil des Gehaltes in Porzellan ausgezahlt.

Die Gründung der Ludwigsburger Manufaktur ward eigentlich schon vor Karl Eugen geplant, und zwar 1737 vom Herzog Karl Alexander. Das Haus des Juden Süß war dafür bestimmt. Aber finanzielle Bedenken einer ängstlicher und sparsamer rechnenden Zeit hemmten den Plan. Der Versuch von Privaten — auch die Anfänge der Berliner Fabrik lagen ja in privaten Händen — glückte nicht. So wurde denn erst Karl Eugen, der schon in seiner Jugend für „indianisches Porzellan" geschwärmt hatte, 1758 zum wirksamen Augustus und Mäzen, und seine Manufaktur hieß: „Herzgl. ächte Porcelainefabrique."

Der technische Leiter war ein Wiener, Joseph Jakob Ringler. Seine frühere Tätigkeit in der kaiserlichen Manufaktur hatte ihn mit den Rezepten des „Arkarnums", des mit so geheimnisvollen alchimistischen Schleiern umgebenen Materials der Porzellankunst, vertraut gemacht, und er tat sich als „Arkanist, erfahren in den seltsamen und höheren Kunstgeheimnissen", viel auf seine Wissenschaft zugute.

Herzog Karl ließ ihn durch einen Expressen einladen, ins Württembergische zu kommen, 1759 wurde er Direktor mit einem Gehalt von 75 Gulden und freiem Logis, 1760 erhielt er weitere Forderungen zugebilligt, und der Herzog erklärte sich bereit, ihn „bei völliger Übergabe des Arkani mit einer besonderen Gratifikation von 100 Dukaten gnädigst konsolidieren zu wollen".

Ringler bekleidete sein Amt vierzig Jahre, und ein zeitgenössisches Zeugnis sagt von ihm aus, „daß, obwohl er eigentlich seinem ersten Herkommen nach ein gemeiner Töpfer war, er sich in seine

Direktorstelle wohl geschickt hat, wie auch von seiten der Arbeiter sich nie eine gründliche Klage wider ihn erhoben hat". Über dem Fachmann stand noch als Repräsentationsleiter eine Hofcharge, ein Intendant. Drei Jahre lang hatte diesen Posten der aus der Schubert-Affäre und der Schillerschen Frühzeit übel bekannte Geheime Kriegsrat Philipp Friedrich v. Rieger inne.

Das Ludwigsburger Porzellan kam schnell zu hoher Geltung. Vor allem entwickelte sich die Kleinplastik, da „Serenissimus gerade an Figuren eine vorzügliche Freude hatte". Diese Porzellanskulptur wurde besonders durch das Talent und den Geschmack des Bildhauers Christian Wilhelm Beyer gefördert. Er war der eigentlich künstlerische Geist von Alt-Ludwigsburg. Zuerst in der „Garteningenieurskunst" angestellt, macht er als Günstling des Herzogs seine Pariser und römischen Lehrjahre durch. Aus Paris kommt er als Maler zurück und aus Rom, wo er mit Winckelmann verkehrte und Pläne zur Gründung einer deutschen Akademie entwarf, als „Statuaire". Mannigfach war seine dekorative Tätigkeit im Dienst des herzoglichen Hofes; den Schloßarchitekturen, dem plastischen Schmuck der Gärten und dann vor allem der Manufaktur kam sie zugute.

Seine Tendenz war es, daß die Ludwigsburger Porzellanskulptur sich früh von den Rokokospielen zu den ruhevolleren Linien eines klassizistischen Eklektizismus wandte, oder, wie es der vom Ludwigsburger Historiographen zitierte, freilich allzu rokokofeindliche Freiherr v. Uxküll ausdrückt: „Einfachere Artemisien, Kleopatren, edlere Nymphen verdrängten die grinsenden Schäferinnen."

Beyer ging später als kaiserlicher Hofmaler und Statuarius in Wiener Dienste. Die Schönbrunner Gärten schmückten seine Bildnerei, und auch der Wiener Manufaktur widmete er sich. Die Wiener Epoche knüpft sich reminiszenzenreich an die Ludwigsburger, denn Beyer gab 1779 und 1784 in zwei voluminösen Kupferwerken, „Österreichs Merkwürdigkeiten" und der „Neuen Muse", Bilder und Beschreibungen seiner Ludwigsburger Werke, der „Ariadne mit Panther", des „Satyrs mit Sphinx", des „Fauns mit Cymbal", der „Psyche mit Amor". Ein Hauptwerk Beyers ist die trauernde Artemisia über die Aschenurne ihres Gemahls



Pierrot
Nach dem Gemälde von Antoine Watteau

gebeugt, und gewisse Schönbrunner Gartenfiguren, Herkules, Vestalin, Perseus lassen sich auf das Vorbild Ludwigsburger Modelle zurückführen.

Es reizt, durch das gestalten- und figurenreiche Porzellankabinett zu wandeln, in die „Schönraritätenkasten" zu schauen und im porzellanenen Spiegelbild die abgekürzte Chronik des Zeitalters zu erkennen.

Natürlich finden sich auch beim Karl-Eugen-Porzellan die typischen Lieblingsmotive der Zeit in mannigfachen Variationen. Vor allem die exotischen. Gern treibt die Porzellanplastik Ahnenkultus und erinnert sich der östlichen Reiche, die ihres Wesens Heimat sind. Die zopfigen Chinesen mit langhängenden dünnen Bärten und Pagodenhüten, in barocken Pavillons aus gegittertem, gebogenem Stabwerk, an tropische Bäume gelehnt, mit Früchten, besonders Melonen, erscheinen häufig. Sie spielen — eine Lieblingsbeschäftigung der Porzellanfiguren — auf Musikinstrumenten, Mandolinen z. B., oder sie trinken den berühmten Trank, die *Volupté nouvelle* der Zeit, den Kaffee. Zur Gesellschaft gesellt man ihnen die Modetiere, die „indianischen Vögel": Kakadus und Aras. Sie und die Trachten der Menschen geben dankbare Gelegenheit zur Betätigung der Farbenfreude. Delikate Tönungen finden sich oft in diesen Chinoiserien: hellgelbe Gewänder, blaurotgold ornamentiert, das Überkleid dazu grün gefüttert, und dazu die Gefieder der Wundervögel, schillernd in ihrer schuppigen Musterung mit den hoch aufgebauten Kopfhauben.

Die etwas kindlich naive Neugierlust an der Vorstellung der „fremden Länder" — an den Wirt aus den „Mitschuldigen" kann man dabei denken — zeigt sich in den überseeisch-geographischen Allegorien. Amerika und Afrika werden durch Doppelgruppen dargestellt, durch Negerpaare, die auf einem Rocaillensockel sitzen. Sie sprechen zueinander in den Gestalten eines Rokokoballetts, und die wilden Tiere, die aus den Sockelornamenten hervorkriechen, das Krokodil und der Löwe, wirken wie die Attrappen einer ethnographischen Pantomime.

Die ausgedehnteste Provinz des Porzellanreiches bleibt die mythologische. Doch genügt es, in sie nur einen kurzen Blick zu

tun, denn über den Porzellan-Olymp ist schon oft gesprochen worden, und die Ludwigsburger Götter und Göttinnen unterscheiden sich nicht wesentlich von ihren fürstlichen Vettern und Basen aus den anderen Manufakturen.

Mars und Venus, die Grazien, Leda, Venus, dem Amor die Augen verbindend, Apoll und Marsyas, Flußgötter und Flußnymphen, Perseus mit dem Medusenhaupt, sie kommen, sie kommen, die Himmlischen alle.

Besonderen kulturell pikanten Reiz hat es aber, wenn der Olymp in der Tracht *à la mode* auftritt oder mit anachronistischen Emblemen: Venus im Mieder, Putten mit Gewehren, Amor mit Waldhorn oder im Pelzmantel mit Pelzmütze, ein Gott im Exil.

Typisch sind dann auch die idyllischen Allegorien, die Jahreszeitserien in unzähligen Variationen mit dem naheliegenden Wahrzeichen der Früchte oder den Enblemen der *„Folies bergères“*, und im Zusammenhang damit die Repräsentation der idyllischen Stände, die Gärtner, Fischer, Winzer, Schäfer, Mähder. Und manche dieser Gruppen wirken wie Modelle zu lebenden Bildern.

Andere Zusammenhänge finden sich noch. Die Porzellankunst nimmt ihre Anregung aus allen Gebieten.

Sie ist biblisch in der Gruppe der ägyptischen Königstochter mit dem Moseskind am Nil und literarisch — das befreite Jerusalem illustrierend — in der Szene Rinaldo und Armida: ein schlummernder Krieger mit weichem, üppigem Gesicht, in einem Panzerhemd, einem seidenen Netze ähnlich, wird von einer weiblichen Figur mit einem Schwert in der Hand beobachtet.

Auch wechselnde Affekte liebt die meist so zärtliche Kunst, sie bringt auch Tragik und Tod, hier sieht man einen Helden, der sich ersticht, und Frau Lucrezia, die mit einer schmeichlerischen Bewegung sich den Dolch in die mit vieler Liebe geformte nackte Brust bohrt, und die Blutspuren sind deutlich markiert.

Am fesselndsten sind immer jene Szenen, die einen wirklichen Zusammenhang mit dem Leben und den Gewohnheiten der Zeit haben. Die gesellschaftlichen Vergnügungen und Zerstreuungen findet man hier im Miniaturbild. Eine große Rolle spielt dabei die Hausmusik.

Die wichtigste jener Ludwigsburger *„Sinfonia Domestica“*-Gruppen ist die Musikstunde: vor einem zierlichen Spinett, auf dem ein Papagei sich niedergelassen, sitzt auf einem prunkvollen Rokokosessel eine Dame in weißem, geblümtem Kleid und schwarzer Halskrause. In der Linken hält sie ein Tuch und in der Rechten eine Tabatiere. Sie reicht sie dem hinter ihr stehenden Herrn mit dem Voltaire-Gesicht in Allongeperücke, Brokatrock und weißen Strümpfen. Und die Dame ist porträtgetreu Franziska von Hohenheim, die Freundin Karl Eugens.

Dann lassen sich ganze Musikanten-Ensembles zusammenstellen, Terzette, Quartette, kleine Orchester aus Gitarre, Violine, Cello, Waldhorn, Flöte, der Dudelsack brummt dazwischen; eine Dame setzt, gleich der Säckinger Margarethe, die Trompete an die Lippen oder versucht sich auf der Doppelflöte; und auf einem Stuhle — die Sängerin sitzt — schmettert eine Dame einen Triller in die Luft und begleitet seinen Aufschwung mit der hochgehobenen, eine Notenrolle haltenden Hand, während der Schoßhund schmerzlichen Gesichts emporblickt.

Die Kaffeestunde ist dann ein beliebter Vorwurf. Mit schmachtenden Blicken führen Herren und Damen die Schalen mit dem braunen Trank zum Munde, und Kannen und Tassen, die eigentlichen Porzellanspezialitäten, werden dabei im Puppenformat auf das zierlichste nachgebildet.

Karneval- und Maskenzugmotive gibt es, Pierrots, Pantalons und Kolombine, italienisch verlarvte Kavaliere und vorüberhuschende Schönen und die groteskere grobianischere Spielart der Turlupine: bocksbärtige Männer in rotem Gewand mit weißem Gürtel und rotem Hut.

Eine Akademie des Tanzes mit allen Positionen — plastische Illustrationen zu Kapiteln des Bieschen Tanzbuches, zum Ballett und zum Gesellschaftstanz vor allem — wird in lebendigen Tableaux vorgeführt.

Und auch der Sport wird unter den gesellschaftlichen Unterhaltungen nicht vergessen.

Der Schlittschuhlauf, von Klopstock und Goethe besungen, von Lancret gemalt, stellt sich in einem Paar dar. Eine Dame, winter-

lich eingehüllt, sitzt auf einer Felsenbank, beschäftigt, sich den Schlittschuh anzuschnallen. Ihr Kavalier steht mit galantem Gesicht, aber sonst durchaus untätig dabei und sieht ihr zu.

Vielfache Darstellungen fand die Jagd. Figurenreich und mit bewegten Szenerien als Landschafts- und Tierstücke ausgestattet — die lebendig charakterisierten Hunde sind bemerkenswert — erscheinen diese Gruppen, und hier mischt sich auch gern ein mythologisches Element mit ein, so, wenn vor der erlegten Rehbeute der Jäger der Jägerin, die ihren Windhund streichelt, eine Liebeserklärung macht, mit der Rechten auf sein Herz deutet, mit der Linken zum „kühnen Ehrengriff" ausholt und ein Syrinx blasender Satyr von oben aus den Baumästen zusieht.

Noch ein Revier gibt es im Ludwigsburger Porzellanreich, das besonders reich und interessant ausgebaut ist. Es zeigt die Vielseitigkeit der Lebensspiegelungen dieser Kunst, die oft allzu einseitig nur von ihrer zärtlichen, pastoralen, anakreontischen und mythologischen Seite betrachtet wird. Die Porzellan-Kleinskulptur — neben Ludwigsburg ist auch die Höchster Manufaktur zu nennen — bildete aber mit gleicher Liebe auch die Alltäglichkeiten des Lebens ab; ein gemütlicher genrehafter Realismus vergnügte sich an den Kleinbürgerlichkeiten, am Fest der Handwerker, an den Typen des Gewerbe- und Zunftwesens, oft humoristisch und schwankhaft, daß man an altdeutsche Märchenspäße über das edle Handwerk, vor allem die biedere Schneiderkunst erinnert wird.

Gerade solche Schneiderscherze finden sich in unserem Kabinett häufig. Eine burleske Szene ließe sich zusammenstellen. Auf einem Ziegenbock sprengt ein Schneiderlein daher in roten Kniehosen, der Zipfelmütze, weißem Hemd, weißen Strümpfen und rosa Pantoffeln; an blauem Bande hängt die Schere, in der rechten Hand schwingt er das Bügeleisen, und mit der linken faßt er den Ziegenbockbart. Auch bei der Arbeit wird das Völkchen aufgesucht: der Schneider auf dem Tisch hockend, emsig stichelnd; ein anderer mit dem heißen Bügeleisen, und schließlich trippelt der Meister daher mit dem fertigen Röckchen über dem Arm.

Als Partner erscheint der Schuster mit den hohen Stiefeln, der

Schmied in seiner gewaltigen Lederschürze, der Hutmacher, der Glaser mit den Glasplatten, der Schlosser und der Kesselflicker, kurz, die ganze Meistersinger-Festwiese zieht auf. Diese Figürchen wirken zwar oft mehr als ein Maskeradenscherz, als Typen eines Karnevals im Handwerkerkostüm, aber ebenso häufig sind sie doch auch durchaus naturalistisch in der Wiedergabe ihres Tagewerkes. Da gibt es z. B. Metzgereien, in denen die porzellanene Kunst weder zärtlich noch zimperlich ist, sondern mit einer derb grotesken Laune die Schlächterei mit allem Detail darstellt: Abschlachten von Gänsen und Schweinen über bluttriefenden Schüsseln — ein naturalistisches Gegenstück zu den opfernden Bacchantinnen; Metzgerinnen, eifrig an einer Butte mit Därmen beschäftigt, Knechte mit dem Hackebeil vor dem Hackblock. Und alle lächeln aufs freundlichste.

In dieser Ständerevue ist an alle gedacht. Kellner, Diener und Zofen treten an mit Bier, Wein, Kaffee; der Küchenjunge mit dem Rettichbündel, der Hausierer mit den Mäusefallen, der fliegende Buchhändler, sogar ein weiblicher Barbier.

Für dies bunte Personal findet sich, damit das „kleine Welttheater" vollständig werde, eine Fülle von plastischen Dekorationsstücken, mit denen man eine richtige Bühne aufbauen könnte. Da ist ein porzellanenes Haus an der Heerstraße mit Giebeldach und Schornsteinen; ein Brunnentrog steht davor, und ein Hund sitzt vor der Tür. Dann findet sich, um einen ganzen Jahrgang des Lebens zusammenzusetzen, eine große Zahl kleiner Warenbuden mit offener Auslage, ähnlich den Spielzeug-Kaufmannsläden. Da locken *„Marchands d'étoffes"* mit Ballen von Stoff in farbiger Auswahl, mit Strümpfen und bunten Tüchern, daneben steht der *Marchand du drap d'Angleterre*, der *Marchand de Dentelles* und die *Boutique de la Galanterie*. Der *Marchand libraire*, der *Bouquiniste*, fehlt nicht, ebensowenig eine Tabakauslage, und in einem Stand gibt es Reisekoffer. In dieser Basarstraße wimmeln zierliche Figürchen, eine vielgestaltige Menschenmesse: Bürgerfrauen in weißem Schulterkragen, mit Schürze und Haube, Damen im Reifrock, mit dem *à-la-mode*-Muff, Männer mit schwarzem Mantel und Dreispitz, polnische Offiziere und Türken, Handels-

leute mit dem großen Geldsack, Bäuerinnen mit den Marktkörben, ein Vogelhändler bietet schelmisch lächelnd seine zwitschernde Ware an:

„Wir wollen sie nicht loben,
Sie stehen zu allen Proben,
Sie lieben sich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel,
Sie haben alle Flügel.
Wie artig sind die Vögel,
Wie reizend ist der Kauf."

Dazu gibt es an den Ecken Schwankszenen. Der eingeschlafenen Bäuerin trinkt der Junge die Flasche leer; Ehepaare prügeln sich, die Frau schlägt mit dem Pantoffel drein, und dem Mann entfällt die Perücke, da kommt der Nachtwächter mit Laterne und Spieß und stiftet Frieden.

In dieser bunten Kompanei tummelt sich auch all das fahrende Lumpenvolk, an dem die Kunst immer ihr malerisches Vergnügen hatte, die grotesken Krüppel, die buckligen Leiermänner, die Drehorgelweiber mit monströsen Kröpfen, die Stelzfüße und Einarme in Lumpen, all das Gelichter des alten Gassenliedes:

Ich und mein Weib wir können schön tanzen,
Sie mit dem Bettelsack, ich mit dem Ranzen.

Solche Porzellan-Kapriccios mit ihrem oft grobianischen Humor konnte man auf der Berliner Ausstellung sehr mannigfaltig in der Vitrine des Sammlers Gumprecht sehen. Diese ergänzenden Ludwigsburger Beispiele bestätigen die barocke Vorliebe der sonst so „zieren" Porzellankunst für die *Contes drôlatiques* und für die Humore des Häßlichen.

Es ist nicht uninteressant, nach dieser Figurinen-Revue noch einen kurzen Blick auf die Geräte zu werfen, die aus der Ludwigsburger Manufaktur stammen. Es gibt da natürlich die üblichen Rokoko-Schau-Geschirre, die mythologisch-emblematischen Tafelaufsätze, die Potpourrivasen für aromatische Kräutermischungen,

die aus dem Zweckmotiv ihres Deckeldurchbruchs reizvollen Dekor bilden, dann Leuchter mit figürlichem Schmuck.

Von besonderer Schönheit sind die schlangenumwundenen Urnen mit Widderköpfen und die Vasen mit den „indianischen Vögeln auf den weißwölbigen Flächen.

Auch Merkwürdigkeiten finden sich: Eine Kanne, die oben in einen Kopf mit abnehmbarem Helm ausgeht und dazu noch ein Porträt auf der Breitseite trägt und als Zubehör dazu die gleichfalls mit einem Porträt dekorierte Zuckerdose mit dem Krokodil als Griff des Deckels.

Besondere Spezialität bilden weiter die Porzellanblumensträuße. Die Freude der Zeit am Künstlichen, an den Vexierspielen dokumentiert sich hier.

Solche Sträuße wurden in Vasen gestellt, wie man ja auch täuschend nachgemachte rotbäckige Porzellanfrüchte in die durchbrochenen Körbe legte. Auch zum luftigen Rankengewinde der Kronleuchter findet man sie verwandt.

Gleichfalls dienten sie den prunkvollen Festen als Zierat. Bei der Geburtstagsfeier von 1763 war, wie der Ludwigsburger Chronist berichtet, im Schloßhof ein „*Palais de la Magnificence*“ errichtet; eine Venus, von 16 Liebesgöttern umgeben, stieg dort empor, und diese überreichen den Damen Blumensträuße, „an welchen das Aug' den Glanz der seltensten und bestgewählten Blumen bewunderte; keiner dieser Sträuße glich dem andern, und schon hoffte der Geruch ihre köstlichen Düfte einzuatmen, als das Gefühl entdeckte, daß sie von *Porcelaine* wären.“

Auch sonst ward das Porzellan als Festrequisit herbeigezogen. Bei der großen Illumination in Ludwigsburg 1767, zur Feier der Rückkehr des Herzogs aus Venedig, als die Gebäude der „Herzogl. ächten Porcelainefabrique mit freyem Feuer von tausend Glas-Ampeln illuminiert waren“, öffnete sich das Portal perspektivisch zu einer Grotte von „*Porcelaine*, da aus einem Fratzenkopf das Wasser auf zwei große Muscheln abfiel. Übrigens war das Parterre mit lebendigen Blumen sehr häufig geziert und mit lauter Porcelaine-Scherben bestellt und nach der Zeichnung ausgestreut“.

Unter des Herzogs Nachfolgern erlebte die Manufaktur viele Krisen. „Wegen des elenden und ganz zerrütteten Zustandes der Porcelainefabrique“ mußten mehrfach Sanierungsversuche gemacht werden.

Der ehrgeizige Friedrich, der in der Napoleonischen Zeit vom Kurfürst zum König sich steigerte — sein Porträt ist auf jener merkwürdigen Kopfkanne —, wollte auch Ludwigsburg erhöhen, ein zweites Sèvres sollte es werden. Doch sein Nachfolger, der König Wilhelm, mußte ihm das Todesurteil fällen. Der kostspielige und ertragarme Betrieb war nicht mehr aufrechtzuerhalten. Am 11. Oktober 1824 erfolgte die Aufhebung.

Uns aber weht aus den Alt-Ludwigsburger Reminiszenzen ein Aroma zu, das unwiderstehlich umschmeichelt: Rokokoverstaubt und lieblich.

Das Kapitel „Deutsches Rokoko“ wäre unvollständig ohne einen Blick in die Welt des jungen und des alten Fritz.

Die Welt des jungen Fritz ist Rheinsberg:

„Dort unterm Himmel klar, im Schatten hoher Buchen
Ist es die Weisheit, die im Studium Wolffs wir suchen.
Die Grazien und der Scherz beleben diesen Ort,
Doch scheucht kein streng Gebot die andern Götter fort.
Bald, wenn im Blut uns glüht der mut'gen Jugend Feuer,
Tönt von des Kriegsgotts Ruhm und Pallas' unsre Leier,
Bald ist das Herz beim Wein von Bacchus' Lohe voll,
Und sinkt die Nacht herein, heischt Venus ihren Zoll.“

Den Kreis von Rheinsberg schildern die vertrauten Briefe des Herrn von Bielfeld.

Botschaft von Paris brachte der Freiherr von Keyserlingk, der in den Salons der Marquise du Châtelet, bei Madame du Tencin und Madame de Lambert verkehrt hatte. Er genoß die Kunst des Esprit an der Quelle, erhielt sich aber dabei ein frisches Draufgängertum. Und so blickt er uns auch aus dem Porträt an, das Pesne von ihm gemalt, und das durch die Friedrich-Ausstellung öffentlich geworden: vollblütig strotzend, mit der Korbflasche in der Hand, aus der er in hohem Bogenstrahl den Wein ins Glas

rinnen läßt. Sein Bundesname ist Cäsarion. Dann Baron Knobelsdorff, der Gartenkünstler und Architekt von höchster in Italien und Frankreich erworbener Geschmackskultur. Die Refugiés Chevalier de Chasot, der *„Matador de la jeunesse“* Friedrichs, durch ein lebendig sprühendes Bild mit der Pierrot-Larve bekannt; Fouqué, der Großvater des Undinen-Dichters, und Jordan, der stille und in sich gekehrte Bibliothekar des Schlosses. Er vertrat die Rolle des französischen Abbé in diesem Kreise. Und diese Hofhaltung war erfüllt von Musik, von Friedrichs Flötenspiel, von Schäferspielen auf dem Naturtheater, von den Gesprächen voll anmutiger Gelehrsamkeit und fröhlicher Wissenschaft. Und die Philosophie, die hier teils durch Jordan, teils durch vorüberziehende Gäste die Weltanschauung bestimmte, war die Lehre der Aufklärung, eine Vorbereitung auf Voltaire.

Durch Keyserlingk, der in Cirey gewesen, war Friedrich gleichfalls schon mit diesem Fluidum erfüllt worden. In der Bibliothek von Rheinsberg hing Voltaires Bild, und bald konnte nach der persönlichen Bekanntschaft Friedrich, jetzt der König von Preußen, von seinem französischen Meister sagen: „er hat die Beredsamkeit des Cicero, die Anmut des Plinius, die Weisheit des Agrippa.“ Und der revanchierte sich mit dem dreifachen Kompliment über die Lebens- und Geistesfülle des Herrschers, der am Morgen regiere, am Nachmittag dichte und am Abend der bezauberndste Wirt im Kreise seiner Gäste sei.

Damit sind wir bei der Tafelrunde von Sanssouci gelandet, dem deutschen *Bureau d'esprit*, das ohne das Element der Frauen ein geistiges Höhenklima ohnegleichen erreichte und in voller Natürlichkeit zwischen dem Fürsten und seinen Freunden jenen Ton selbstverständlicher Herzenshöflichkeit und Rücksichtnahme ohne Schwere ausbildete — jenen Ton, der etwas ganz Neues und vielleicht das wichtigste Kulturresultat dieses Jahrhunderts war.

Und Friedrich in Sanssouci stellt recht eigentlich die Reinkultur des Rokokotemperaments dar. Ein *Chaud-froid* mit der Leidenschaft zu den Dingen und der Distanz zu den Menschen, mit der Skepsis den Gefühlen gegenüber und dem Wunsch, daß die anderen ihm anhangen, mit der Fähigkeit, zu bezaubern, ohne jemals sich

ganz hinzugeben. Von leichter Umgänglichkeit und schwerster Unzugänglichkeit. Ein Einsamer voll Regiekunst der Geselligkeit, der sich immerwährend in Händen hält und dabei so auf die andern eingeht, daß niemand merkt, wie wenig er von sich mitteilt. Ein Menschenverbraucher, der nicht zurückblickt und für den die Toten vorbei.

Und doch bei aller inneren Temperiertheit nicht ohne äußere Wärme. Er trifft den Ton der Liebe und der Freundschaft, ohne Komödie zu spielen, aus Mitgefühl, aus Situationstakt, und er kann damit Menschen viel mehr sein als ein anderer täppisch Gutmütiger mit der Plumpheit des „goldenen" Herzens.

Und das Entscheidende sind und bleiben dabei, als Ersatz der Gefühle, „die guten Manieren der Seele".

Charlottenburg. Felix Poppenberg.

Frankreich

„Wir spielen alle. Wer es weiß,
ist klug.“
Arthur Schnitzler, Paracelsus.

Der Hof.

AUS HERRN VON LOËNS KLEINEN SCHRIFTEN.

Der französische Hof nebst dem Charakter der Franzosen im Jahre 1719.

> Plures fulgor convocat aulae,
> Cupit hic regi proximus esse,
> Urit miserum gloria pectus.

Nichts schmeichelt dem Geist der Franzosen mehr als die Ehre: es heißt bei ihnen alles Ehre. In allen Regungen und bei allen Gelegenheiten gebrauchen sie dieses Wort. Sie mengen es in alle ihre Geschäfte. Alle Herrlichkeiten und alle Vorteile dieses Lebens beziehen sich darauf, und man sollte wirklich meinen, dieses Ding sei die Gottheit der Franzosen. Sie erkennen, daß unter denjenigen Eigenschaften, welche den Menschen von anderen Geschöpfen unterscheiden, der Verstand die vornehmste sei. Ihr Ehrgeiz macht sie deswegen auf diesen Vorzug so eifersüchtig, daß sie solchen durchaus vor anderen Völkern sich zueignen. Nichts vergnügt ihren Hochmut mehr als diese Einbildung. In der Tat kann man ihnen diejenige lebhafte und schnell rührende Art des Geistes, die wir Witz nennen, nicht absprechen. Sie unterscheiden sich darin merkwürdig von anderen Völkern. Es äußert sich derselbe bei ihnen in einem munteren und aufgeräumten Wesen, in allerhand artigen und lustigen Einfällen, in hurtigen Gegenantworten und sinnreichen Erzählungen, mit einem Wort in der Kunst der Beredsamkeit überhaupt. Die Franzosen nennen diese Eigenschaften des Verstandes *Bel Esprit*.

Der Ehrgeiz macht die Franzosen nicht nur listig und schlau, sondern auch beherzt und verwegen. Sie sind voll großer An-

schläge. Sie unternehmen eine Sache leicht. Allein wenn sie einen tapferen Gegenstand finden und das erste Feuer vorüber ist, so überlegen sie ihre Gefahr und suchen ihre Sicherheit, so gut sie können. Hurtig, aufgebracht, schnell im Angriff, übermütig im Glück, verzagt in Widerwärtigkeit und knechtisch in der Furcht.

Man kann die Franzosen überhaupt nicht wohl charakterisieren. Alle haben die größte Einbildung von sich selbst: sie sind dabei geschäftig, aufgeräumt, wollüstig, leichtsinnig und unbeständig. Ihr Hochmut hat deswegen nichts, das sich selbst ähnlich ist, denn er verfällt sehr oft in das Kleine und Lächerliche. Sie wollen durchaus gefallen, und eben dieses macht, daß sie öfters mißfallen. Sonst sind sie vergnügte, lustige, höfliche und gesellige Menschen. Sie wissen nichts von einem großen Zwang. Sie sind im Gegenteil nur zu frei. Sie taufen ihre Kinder und begraben ihre Toten ohne viele Weitläufigkeiten, und wenn sie Hochzeit machen, so weiß öfters niemand nichts davon, als der Priester, der sie zusammengibt, und ein paar Nachbarn, welche die Braut helfen lustig machen. Sie leben nicht kostbar. Ihr größter Aufwand geht auf Putz und Kleider. Nichts macht im übrigen das gesellige Leben schwer und unangenehm.

Man findet insgemein noch artigere Leute in den Provinzen, als in Paris selbst. Die Ursache davon mag wohl diese sein: Der allzu große Zusammenfluß von Menschen verursacht eine unabwendliche Unordnung. Die Gelegenheit, auszuschweifen und Böses zu tun, findet sich, wohin man sieht. Ein Mensch verführt den andern: Böse Exempel und die Reizungen zur Lust mit der Leichtigkeit, sich zu vergnügen, machen die Laster gleichsam allgemein. Es ist unmöglich, so viele herumirrende Ritter, so viel Spieler, so viele leichtfertige Dirnen, so viele müßige junge Leute, die Tag und Nacht herumschwärmen, in den Schranken der Zucht und Ehrbarkeit zu halten. Die vielen Fremden, deren stets eine große Anzahl in Paris gefunden wird, und welche meistens nur deswegen dahin kommen, um sich lustig zu machen, vermehren die Unordnung noch mehr. Alles, was im ganzen Königreich zur Wollust und zur Üppigkeit dienen kann, das sucht sein Glück

in einer so großen Stadt zu machen, wo es Liebhaber von allerhand Gattungen gibt. Alles ist in Paris erhitzt und aufgebracht: die Luft, die Weine, die Speisen, die Schauspiele, die Ergötzlichkeiten, die Menge der Bilder und Vorwürfe, die einem stets vor den Augen schweben, alles dieses reizt die Sinne und verursacht starke Wallungen im Geblüt.

Es gibt sogar auch gewisse Mannsleute, die man *Petit Maître* nennt, welche den Frauensleuten das Kunststück des Schminkens nachmachen und wie die gemalten Puppen aussehen. Diese Art Menschen sind die lächerlichsten Geschöpfe auf dem ganzen Erdboden. Die *Petits Maîtres* sind eine Art von Mannsleuten, welche in Ermanglung wahrer Verdienste sich zwingen, artig und witzig zu sein. Sie reden wie die Helden auf der Schaubühne und zieren sich wie die Weibsbilder. Wo sie hinkommen, bewundern sie ihr Ebenbild im Spiegel und ziehen ihre gekrausten Haare nach dem Gesicht. Sie haben ein solches Vergnügen an ihrer Artigkeit, daß sie immer hüpfen und springen, tanzen und singen. Sie gaukeln mit ihren Händen und machen allerhand Grimassen, nachdem sie eine Person vorstellen wollen. Sie drohen, mit ihren Mienen die Herzen aller Schönen zu fesseln, und trauen ihrer Vortrefflichkeit alles zu. Sie reden mit großer Lebhaftigkeit von allen Dingen, und wenn sie gleich gar nichts davon verstehen, so haben sie doch das Herz, davon zu urteilen. Wollen es andere Leute besser wissen als sie, so lachen sie dieselben großmütig aus. Sie sprechen meistenteils nur von sich selbst und von ihren Heldentaten oder Liebesgeschichten, denn es heißt bei ihnen *ex utroque Caesar*. Sie fluchen dabei auf eine besondere Art und glauben, daß ihnen alles wohlanstünde. Sie erfinden die neuen Moden und setzen die Kunst eines geschickten Schneiders und Haarpuderers über alle Wissenschaften. Sie begleiten alles, was sie tun, mit einer besonderen Gebärdung, welches sie *Bon air* nennen, z. B. wenn sie Tabak nehmen, wenn sie sich schneuzen, wenn sie eine Reverenz machen usw. Mit einem Wort, sie sind Leute, die sich auf ihre Einbildung etwas Rechts zugut tun. Es sind Prinzen, Grafen, Generale und Gesandte, welche zu dem großen Orden der *Petits Maîtres* gehören, und die man beleidigen würde, wenn

man sie zu steif oder zu ernsthaft beurteilen wollte, um galant und artig zu sein.

Die Franzosen bekümmern sich überhaupt mehr um den Schein als um die Sache selbst. Wenn man sie nur ehrt, lobt und Werks aus ihnen macht, so gefällt ihnen solches mehr als alles. Was sie nicht sind, das erfinden sie mit ihrer fruchtbaren Einbildung. Alles ist bei ihnen übertrieben. Fast jedermann kleidet sich über seinen Stand und über sein Vermögen. Der Hochmut ist der herrschende Fehler. Ihre Schwelgerei scheint größer, als sie ist: sie machen mehr Lärm bei ein paar Flaschen Wein, als die Deutschen bei einem großen Gelage. Wenn einmal ihre Bilder in ihrem Gehirn ein wenig rege werden, so schwärmen sie mit wenig Unkosten. Bei ihnen gelten lauter Superlativa. Nichts ist bei ihnen mittelmäßig oder gut: Eine Sache ist entweder abscheulich oder unvergleichlich.

AUS DEN *MÉMOIRES INÉDITS DE Mme. DE X. . . „ CITÉS PAR M. GASTON MAUGRAS.*

An den intimen Soupers nahmen außer dem König etwa dreißig Personen teil. Sie begaben sich in die inneren Gemächer des Königs, die so wenig geräumig waren, daß man das Billard mit Brettern bedeckte, um dort das Büfett aufzustellen, und daß der König gezwungen war, seine Partie eilig zu Ende zu bringen, um der Dienerschaft Platz zu machen. Die Damen wurden am Morgen oder am Abend vorher benachrichtigt. Sie trugen ein antikes Kostüm, das für alle anderen Gelegenheiten aus der Mode gekommen war, den Rock in Falten mit herunterfallender Schleppe. Sie gingen in den kleinen Theatersaal, wo eine Wandbank für sie reserviert war. Nach der Vorstellung folgten sie dem König in seine Gemächer. Das Schicksal der Herren war weniger angenehm. Gegenüber den Bänken der eingeladenen Damen standen zwei Bänke. Dort nahmen die Hofleute Platz, die eingeladen zu werden wünschten. Das nannte man, sich „für die Gemächer vorstellen". Während der Aufführung richtete der König, der allein in seiner Loge saß, eine große Opernlorgnette auf diese Bänke, und man sah, wie er mit einem Bleistift eine gewisse Anzahl Namen auf-

schrieb. Die Herren, die die Bänke besetzt hatten, vereinigten sich in einem Saal, der vor den Gemächern lag. Bald darauf öffnete ein Türhüter, in der Hand ein Licht und das kleine Papier, das der König beschrieben hatte, die Tür und rief einen Namen. Der glückliche Erwählte machte den anderen seine Verbeugung und betrat das Allerheiligste. Die Tür öffnete sich wieder, und man rief einen zweiten, und so fort, bis die Liste erschöpft war. Dann schlug der Türhüter die Tür mit Nachdruck zu. Und die Vergessenen gingen fort, sorgfältig ihre getäuschten Hoffnungen verbergend.

AUS DEN MEMOIREN DES DUC DE CROY.

Bei dem ersten Souper, das ich in Versailles mitmachte, war der König fröhlich und ungezwungen, aber stets mit einer Größe, in der er sich nie vergaß. Er erschien durchaus nicht schüchtern, sondern als ein Mann von Welt, der sehr gut und viel sprach und sich zu belustigen verstand. Er verbarg seine Neigung zu Frau von Pompadour nicht, ohne sich nach dieser Richtung irgendeinen Zwang anzutun, da er alle Scheu abgelegt hatte und zeigte, daß er seine Wahl getroffen habe, sei es, daß er nicht darauf achtete, oder aus anderen Gründen. Er hatte die Gefühle der Welt unter ihm angenommen, ohne von denen der anderen Leute abzuweichen, d. h.: er hatte sich eingewöhnt, wie sehr viele Leute und Fürsten tun, die ihrem Geschmack und ihren Neigungen folgen. Er war über die kleinsten Sachen und die geringsten Einzelheiten unterrichtet, ohne daß es ihn störte, aber er ließ sich auf die großen Sachen nicht ein. Die Diskretion war mit ihm geboren; trotzdem erzählte er alles seiner Mätresse. ... Wir waren an diesem Abend achtzehn bei Tafel ...

Bei einem dieser Soupers hatte Ludwig XV. scherzend dem Herzog von Richelieu einen Backenstreich gegeben. Dieser gab die Ohrfeige seinem Nachbarn weiter mit den Worten: „Achtung, hier haben Sie ein Geschenk, das ich auf den Befehl des Königs die Runde machen lassen soll."

Als die Unterhaltung seiner Meinung nach freier wurde, als ihm lieb war, sagte Ludwig XV. in sanftem Ton: „Still, meine Herren, der König kommt!"

Ein Tag in Versailles.

DIE HERZOGIN VON CHOISEUL AN FRAU VON DEFFAND.

Versailles, im Dezember 1761.

Eben habe ich mich von meinem Bett losgerissen, um eine gestern angefangene Frisur zu vollenden: vier schwere Hände kneten an meinem armen Kopf herum. Das ist aber noch nicht das schlimmste für ihn: in meine Ohren lärmen das Brenneisen und die Papilloten. Es ist sehr heiß.. Welchen Putz befehlen Madame für heute?.. Dazu wird dies Kleid passen... Angélique, mach' die Haube zurecht; Marianne, halt den Reifrock bereit. — Sie hat große Mühe, meine Uhr mit einem alten Handschuh zu putzen, sie zeigt mir, daß die Rückseite immer noch schwarz ist. Das ist nicht alles. Ein Offizier macht viele Worte über die Vertreibung der Jesuiten; zwei Ärzte sprechen, glaube ich, von Krieg, in den sie vielleicht kommen könnten; ein Erzbischof zeigt mir ein architektonisches Ornament. Der eine verlangt meine Blicke, der andere meinen Verstand, alle meine Aufmerksamkeit... Aus dem anderen Zimmer ruft man: Madame, es ist drei Viertel, der König schickt sich an, zur Messe zu fahren. Also, rasch, rasch, meinen Hut, meine Haube, meinen Muff, meinen Fächer, das Gebetbuch; ärgern wir niemand! Meine Sänfte, meine Träger, vorwärts! — Ich komme aus der Messe nach Hause; eine meiner Freundinnen tritt mit mir zugleich ein; mein sehr kleines Kabinett ist völlig von ihrem riesigen Reifrock ausgefüllt. Ich soll weiterschreiben. — Durchaus nicht, Madame, ich bin doch nicht so grausam gegen mich, daß ich mich des Vergnügens, Sie zu sehen und zu hören, berauben möchte. — Endlich geht sie fort. Ich will meinen Brief beenden, aber man meldet mir, daß der Bote nach Paris

abreiten soll. Er läßt fragen, ob Madame Befehle für ihn hat. Ach gewiß, er soll warten. — Eine junge Irländerin bittet mich um eine Gnade, die ich ihr nicht verschaffen kann. Ein Kaufmann aus Tours dankt mir für einen Vorteil, den ich ihm nicht besorgt habe. Einer will mir seinen Bruder vorstellen, den ich nicht empfangen werde . . .

Ich höre die Trommel: die Wagen meines Antichambres werden über den Haufen gerannt. Das sind die Schweizergarden, die zum Hof eilen. Der Hausmeister fragt an, ob er servieren soll. Er benachrichtigt mich, daß der Salon voller Leute ist, daß Monsieur zurück ist, daß er nach dem Diner verlangt hat . . . Das ist ein genaues Bild von dem, was ich gestern und heute und fast jedesmal durchzumachen habe, wenn ich an Dich schreibe.

Erziehung.

AUS DEN MEMOIREN DER FRAU VON GENLIS.

„Sie wußten alles, ohne etwas gelernt zu haben."

Der Herzog von Chartres glaubte, daß mit Anstand, einer großen Höflichkeit gegen die Frauen und Redlichkeit des Charakters ein Prinz vollkommen sei; die letzte Eigenschaft ist in der Tat sehr notwendig aber die geringste Tugend ist den besten Manieren vorzuziehen.

Als der Herzog von Chartres eines Abends wie gewöhnlich zwischen acht und neun Uhr nach Belle-Chasse kam, fand er mich allein und sagte mir sogleich, daß er keine Zeit mehr zu verlieren habe, um einen Erzieher auszusuchen, weil ohne einen solchen seine Kinder den Ton von Gassenjungen haben würden. Er erzählte mir, daß am Morgen sein Sohn, der Herzog von Valois, ihm gesagt hätte, er habe heftig an seine Tür „getrommelt", und daß er bei derselben Unterhaltung hinzugefügt hätte, während er von seinen Spaziergängen nach Saint-Cloud erzählte, daß man dort sehr durch die „Verwandtschaft" zu leiden habe, was bedeuten sollte durch die Insekten, genannt *Cousins*. Das sind die wichtigen Gründe, die den Herzog von Chartres bestimmten, die Ernennung eines Erziehers nicht länger hinauszuschieben.

FRAU VON CRÉQUI AN SENAC VON MEILHAN.

Die Mittel einer guten Erziehung sind ein frommer Unterricht und Erweckung von Fähigkeiten, die dem Stand der Frau angemessen sind, die in die Gesellschaft eintreten, dort eine Stellung einnehmen, vielleicht sogar einen Haushalt führen soll.

AUS DEN MEMOIREN DES HERZOGS VON LAUZUN.

Die ersten Jahre meiner Kindheit spielten sich sozusagen zu den Füßen der königlichen Mätresse ab. Die Not, einen guten Erzieher für mich zu finden, veranlaßte meinen Vater, die Sorge dafür einem Lakaien meiner verstorbenen Mutter anzuvertrauen, der lesen und leidlich schreiben konnte. Um ihm ein gewisses Ansehen zu geben, schmückte man ihn mit dem Titel eines Kammerdieners. Übrigens gab man mir Lehrer jeder Art, die damals am meisten Mode waren, aber Herr Roch, so hieß mein Mentor, war nicht imstande, ihren Unterricht zu leiten und mir die Möglichkeit zu geben, ihn mit Nutzen zu genießen. Er begnügte sich damit, mir seine Kenntnisse der Schrift, auf die er sehr eitel war, mitzuteilen, und hatte damit guten Erfolg. Außerdem lehrte er mich, laut zu lesen, sehr forsch und sehr angenehm, was man damals in Frankreich gewöhnlich nicht tat. Dieses kleine Talent machte mich der Frau von Pompadour fast unentbehrlich, und ich mußte unausgesetzt für sie lesen und schreiben, bisweilen sogar auch für den König. Unsere Reisen nach Versailles waren sehr häufig, und meine Erziehung wurde um so mehr vernachlässigt. Im übrigen ging es mir wie allen Kindern meines Alters und Standes: ich hatte die hübschesten Kleider, um auszugehen, zu Hause war ich nackt und starb fast vor Hunger. Mit zwölf Jahren trat ich in das Regiment der Garden ein, auf die mir der König die Anwartschaft versprach, und ich wußte in diesem Alter, daß ich für ein ungeheures Glück und den besten Platz im Königreich bestimmt war, ohne mir Mühe geben zu brauchen, ein guter Mensch zu sein.

AUS FRAU VON GENLIS' *THÉÂTRE À L'USAGE DES JEUNES PERSONNES.*

La Colombe.

Rosine: Laß uns auf die Wiese gehen!

Zélis: Oh, die Wiese! Wie ich dort herumspringen werde... Ach, ich vergaß es, dir zu sagen... Es ist verboten, in den Tuilerien zu springen... Ja, richtig verboten... Man muß dort mit gemessenen Schritten spazierengehen.

Rosine: Ach, gerechter Himmel, welches Land! Ich hoffe, daß ich niemals dorthin reisen muß.

Zélis: Oh, du wirst noch ganz anderes hören, wenn ich euch mein Tagebuch vorlesen werde. Ihr werdet dort jede Einzelheit finden, unter der ich gelitten habe. Und zwar schon am Tag, nachdem ich ankam.

Rosine: Wie das?

Zélis: Am ersten Tage riß man mir zwei Zähne aus, am folgenden wickelte man mir zweitausend Papilloten; am dritten probierte man mir ein Korsett an, das mich erstickte, und am achten... Ach, das war das reinste Todesurteil.

Amélie: Du machst mir wirklich bange.

Zélis: Am achten führte man mich auf einen Ball.

Rosine: Weiter nichts? Ich hatte von einem Ball eine entzückende Idee.

Zélis: Ach, gerechter Himmel, in welchem Irrtum seid ihr! Die Vorbereitung allein würde mir so etwas für mein Leben verekeln. Wenn ihr wüßtet, was eine Balltoilette heißt: das ist das Schmerzenvollste und zugleich Komischste, was es gibt... Ich war entzückt, zu Ball zu gehen. Ach, ich kannte das nicht. Man hatte mir nur von Tänzen und Essen erzählt, und ich erwartete den Tag mit Unruhe. Endlich war er da, und man sagte mir, man würde mich als Schäferin anziehen.

Amélie: Als Schäferin? Der Anzug war zum mindesten gut gewählt, er muß bequem sein zum Tanzen.

Zélis: Bequem, freilich! Sie haben in Paris eine närrische Idee von Schäfern, ihr werdet schon sehen. Zunächst legte man mir ein riesiges Kissen auf den Kopf.

Rosine: Ein Kissen?

Zélis: Ja, sie nennen es eine „*Toque*“. Dann befestigte man dies Kissen mit großen armlangen Nadeln. Dann legte man wer weiß wieviel falsche Haare darauf.

Amélie: Falsche Haare? Du hast doch so schöne.

Zélis: Das ist gleich, es müssen falsche sein. Sie lieben die Kunst so sehr, daß sie sie selbst dann gebrauchen, wenn sie zu nichts nutz ist, und sehr oft, wenn sie häßlich macht, wie mit ihrem

verdammten Kopfputz, sie machten mir einen entsetzlichen Kopf... Und darauf setzte man einen großen Hut, und auf den Hut Gaze und Bänder, und auf die Bänder einen Scheffel Blumen, und auf die Blumen ein halbes Dutzend Federn, deren kleinste mindestens zwei Fuß hoch war.

Rosine: Aber hör' auf, du übertreibst, meine liebe Zélis. Woher soll man die Kraft haben, all das zu tragen?

Zélis: Auch ich war ganz niedergedrückt unter der Last. Ich konnte weder nicken noch den Kopf drehen. Denn bei der geringsten Bewegung hätte ich das Gleichgewicht verloren und wäre hingefallen. Dann kleidete man mich an, man zog mir das neue Korsett an, das mich fast erstickte. Dann umgab man mich mit einer *„Considération"*.

Amélie: Was ist denn das?

Zélis: Eine Art Reifrock, angefüllt mit Roßhaar und aus Eisen gemacht, und ungemein schwer. Dann zog man mir ein Kleid, ganz mit Girlanden bedeckt, an und dann führte man mich auf den Ball und sagte: Sieh dich vor, die Schminke nicht zu verwischen, dein Haar nicht in Unordnung zu bringen und dein Kleid nicht zu zerdrücken — und nun amüsier' dich gut!

Rosine: Ach, du armes Wurm! Konntest du denn tanzen?

Zélis: Ach, ich konnte kaum gehen.

Amélie: Und doch ließ man dich auf dem Ball?

Zélis: Ja. Man setzte mich auf eine Bank und befahl mir, zu warten, daß man mich aufforderte. Ich wartete lange. Ich sah so traurig aus, daß niemand denken konnte, ich hätte die geringste Lust zu tanzen. Endlich wurde ich aufgefordert, aber der Platz war besetzt, und ich kam zu meiner Bank zurück.

Rosine: Wie? der Platz war besetzt?

Zélis: Freilich ja; auf diesen Bällen tanzen die am meisten, die am besten laufen. Sie halten ihre Plätze fest.

Amélie: Wie? ist denn der Tanz nicht für jedermann?

Rosine: Im übrigen ist es sehr unhöflich, die anderen am Tanz zu verhindern.

Zélis: Oh, ich habe auf dem Ball junge Mädchen gesehen, die viel schlimmer als unhöflich waren, denn sie waren grausam. Sie

machten sich über mein leidendes und verstörtes Aussehen lustig. Sie musterten mich von Kopf bis zu den Füßen mit einer Miene — einer niederträchtigen Miene, versichere ich euch. Und dann lachten sie untereinander mit großem Lärm.

AUS DEN MEMOIREN DER MARQUISE VON CRÉQUI.

Eine große Torheit lag zu jener Zeit[1]) in der Art, wie man die Kinder ernährte. Erst stillte die Mutter selber, ganz gleich, ob sie nur schlechte Milch hatte oder gar keine. Ganz nach Jean Jacques Rousseau. Da nicht alle Kinder so kräftig waren, ungenügende Nahrung vertragen zu können, so starben zwei Drittel von ihnen an der Brust der Mutter, die andern fristeten ein kümmerliches Dasein, um nach achtzehn oder zwanzig Jahren an der Auszehrung zu sterben.

Eine andere Verrücktheit, an der Rousseau nicht schuld war, bestand darin, daß man die Kinder hinderte, nach Herzenslust zu essen. Suppe und Fleisch bekamen sie nicht, Obst durften sie der Maden wegen nicht essen, auch Süßigkeiten nicht, und die Salze könnten der Brust schaden. Sie bekamen kein anderes Getränk als Brotwasser, das gut für die Eingeweide sein sollte. Sie erhielten nur breiartige Speisen, Grützen, Brot in Milch aufgeweicht, wie man Kanarienvögel füttert. Der Marquis de Villeneuve von Trans meinte, der Papagei seiner Frau würde besser als seine vier Kinder ernährt. Da alle Kinder hungrig waren, weinten sie den ganzen Tag. Einige Knaben revoltierten dagegen: die drei Béthunes und die Choiseuls verbündeten sich und erbrachen nachts die Speisekammer ihrer Großmutter, der Herzogin von Sully, um sich Essen zu stehlen. Aber die armen kleinen Mädchen, die nichts Gutes stehlen konnten, waren schlecht dran: sie sollen Katzenfutter gegessen haben.

Der kleine Saint-Mauris und seine Schwester hatten die Masern, die in Versailles ausgebrochen waren, noch nicht gehabt, so nahm ich sie zu mir. Man brachte sie, und da sie so eigentümliche schwarze, grüne, violette und rote Flecken auf ihren Lippen hatten, versuchte ich mit aller Vorsicht, ihr Vertrauen zu gewinnen,

[1]) Der Regentschaft·

und hörte, daß sie auf der Reise von Versailles nach Paris nichts anderes als Oblaten, mit denen sie ihre Taschen angefüllt hätten, zu essen bekommen hätten. Unter Tränen bat mich das kleine Mädchen, sie nicht anzuzeigen, weil man sie töten würde, denn die Oblaten hätten sie dem König aus dem Zimmer ihres Vaters gestohlen.

Sie waren fast verhungert und mager wie Schakale. Ich begann sofort, sie ordentlich zu füttern, zuerst sehr vorsichtig, aber es war eine Freude, zu sehen, wie sie auflebten. Selbst wenn sie bei mir Oblaten gefunden hätten, was allerdings nicht der Fall war, sie hätten sie nicht mehr angerührt. Nach dieser neuen Lebensweise, die freilich bei mir die alte war, wurden sie stärker und von Tag zu Tag hübscher. Sie wurden viel netter, zutraulicher und wahrhaftiger. Als die Fürstin oder der Fürst von Montbarrey sie besuchte, hätten sie sie fast nicht erkannt. „Wie," sagten sie, „unsere Kinder essen alles, was sie wollen, und sind nicht krank? Sie sind ja richtig vernünftig geworden!"

Mode.

AUS DEN MEMOIREN DER MARQUISE VON CRÉQUI.

Die Torheiten der Mode stimmten durchaus mit denen des Geistes überein, und alle gesellschaftlichen Sitten hatten Anteil an der Narrheit der Zeit. Ich sah die lächerlichsten Sachen gerade unter der Regentschaft. Ich habe gesehen, daß man an den Schläfen Pflaster trug mit schmerzstillenden Salben, die Blähungen verhüten sollten, und diese großen Fliegen waren mit kleinen Brillanten, mit stählernen Nadeln oder mit Granaten besetzt. Sie wirkten, als ob sie auf der Haut befestigt wären. Ich habe gesehen, daß man Goldstaub in den Haaren trug, was nur die Blonden gut kleidete, aber den Brünetten sehr schlecht stand. Ich habe so hohe Hacken gesehen, daß das Gleichgewicht dadurch verloren ging und man sich nur auf den Fußspitzen bewegen konnte. Ich habe Möbel gesehen, die so lahm, so verbogen waren, wie schwächliche Menschen, deren Rücken sich krümmte, denen die Glieder verrenkt waren. Das waren Verdrehungen, die der Vernunft und dem alten guten Geschmack direkt zuwiderliefen. Auf unseren Kleidern und unseren Decken sah man fabelhafte Vögel, abenteuerliche und unförmige Schmetterlinge, merkwürdige Insekten, mit Blattwerk, das kein Botaniker kannte, und dann Blumen, ach Blumen, die es selbst in den heißesten Gewächshäusern nicht gab. Solche Tiere und Blumen sah man nur in Fieberphantasien.

So habe ich lächerliche Sitten und Moden in großer Zahl gesehen, aber ich hatte sie nie als so widerwärtig sinnlos empfunden, wie zu der Zeit, von der wir jetzt reden. Die Männer trugen das, was man mit einem englischen Wort „Frack“ nannte, d. h. ein Kleidungsstück, das sparsam zugeschnitten und auf den Hüften, die

unbedeckt blieben, ausgeschweift war. Diese Art Anzug, die einem Schwalbenschwanz ähnlich war, wurde z. B. aus scharlachrotem Tuch gefertigt, mit großen Knöpfen aus vergoldetem Kupfer, in die ein großes Uhrglas eingesetzt war, hinter dem man bequem Moose, Marienkäfer, Heuschrecken und kleine spanische Fliegen aufbewahren konnte. Zu einem roten Rock trug man meistens eine Musselinweste, schwarzseidene Beinkleider und blau und weiß gemusterte Strümpfe. Die Haartracht *à la débacle* mit einem kleinen Zopf ohne Beutel und sieben bis acht Unzen Puder auf dem Halskragen oder auf dem Rücken. Zwei lange Uhrketten, an jeder eine Menge von hohlen Eicheln, kleinen Schellen, Glocken und anderen Albernheiten, nannte man Berlockes. Zur Vervollständigung dieses schönen Putzes trug man ein Stöckchen in der Hand aus biegsamem Rohr, wie es die Diener zum Ausklopfen der Möbel gebrauchen.

Die jungen Frauen waren sehr schlecht angezogen mit Kitteln aus persischem Leinen oder dünner Seide, mit gestärkten Musselintüchern, die durch ihre Steifheit sich immer bis an die Backen schoben und durch ihre Falten eine übermäßige Busenfülle vortäuschten. Man trug langgepuderte Locken und abstehende Haarknoten. Die Haare ließ man vielfach auch in ihrer ganzen Länge frei herunterhängen. Man fing sie in einem Kamm aus Schildpatt oder Stahl, der fünf bis sechs Zoll groß war ... Dieser tolle Einfall, die Haare lang und gepudert zu tragen, dazu — nicht zu vergessen — der Gebrauch der unvermeidlichen Pomade, die nötig war, um den Puder halten zu können, zwang dazu, daß man die Lehnen der Sessel verkürzte, und veranlaßte die Einführung der kleinen häßlichen Sitzgelegenheiten mit den geschweiften Rückenlehnen, die du noch heute fast in allen Salons siehst, Möbel ohne Würde, ohne Grazie und vor allem ohne Bequemlichkeit. Einige Hausfrauen bedeckten ihre Sachen mit Decken, was man vorher nie gesehen hatte und was uns sehr „vorsichtig" erschien. Andere wieder begnügten sich damit, an den Rücken der Stühle Taftbänder anzubringen, die man elegant und zierlich *„par à graisse"* [1]) nannte und mehrere Male

[1]) graisse = Fett.

im Monat erneuern mußte, um nicht unordentlich zu wirken. Fräulein von Laigle wollte nur noch auf Tabourets sitzen, und die Herzogin von Fleury trieb es sogar soweit, daß sie stets ihr eigenes mitbrachte.

Die Haartracht der jungen Frauen war so über alle Maßen hoch geworden, daß man die Polster aus ihren Wagen hatte entfernen müssen, so daß sie nur noch auf harten Kissen saßen. Dir zu erzählen, was diese armen Frauen sich alles auf den Kopf über ihre gepuderten Locken türmen ließen, was alles in die *„Poufs“* und *„Volgalas“* hineingetan wurde, ist wegen der Unordnung, der Unförmigkeit und der unglaublichen Bildung unmöglich. Herr Léonard, der Friseur der Königin, genannt „Marquis Léonard“, zum Unterschied von seinem Bruder, dem „Chevalier“, der nur Haare schnitt, hatte sich gerühmt, daß er die Herzogin von Luynes, die selber wenig achtsam war, mit einem ihrer Hemden frisieren würde. Die gute Frau Thibault, die Kammerfrau der Königin, mußte deren Erlaubnis einholen. Die junge Fürstin gab ihre Zustimmung unter der Bedingung, daß ihre Palastdame es erlauben oder nichts davon merken würde, und so erschien Frau von Luynes mit einem Batisthemd in ihrer Frisur, ohne eine Ahnung davon zu haben. Dies hatte einen merkwürdigen Erfolg: zwei oder drei Tage später zeigte sich die Vicomtesse von Naval mit einem Damasttischtuch in ihren Puffen, was man für eine allerliebste Torheit erklärte. Frag' nur meine Nichte von Matignon, ob es nicht wahr ist, daß sie im Jahre 1785 *„à la jardinière“* frisiert erschien, mit einer Serviette, in die Herr Léonard sehr künstlich eine junge Artischocke, einen grünen Kohlkopf, eine niedliche Karotte und einige Radieschen hineingebunden hatte. Dondon Picot war so begeistert davon, daß sie ausrief: „Ich werde nur noch Gemüse tragen; das sieht so einfach aus und ist viel natürlicher als Blumen.“

Das Natürlichste und Einfachste war also Mode geworden, auch in den Sitten. Man sah Frauen, die ihre Ehemänner umarmten, hörte Brüder und Schwestern sich duzen, die Damen begleiteten einander nicht mehr an ihre Plätze und erhoben sich nicht mehr, wenn sie sich begrüßten. Man redete am Hof von „Frauen“,

nicht von „Damen“, von „Männern“, nicht von „Herren“. Hochstehende Damen wurden mit Finanzdamen zusammen zum Souper geladen, z. B. eine kleine Frau von Favantine, die in den Speisesaal gelaufen kam und dabei die Baronin von Montmorency und die Prinzessin von Léon, die Gräfin de la Châtre und die Herzogin von Agénois beinahe umrannte. Jeder setzte sich zu Tisch, wie es ihm paßte. Jeder schnitt sich ab und aß von dem, was gerade vor ihm stand, alles war eben von der natürlichsten Einfachheit geworden, daß die Prinzessin Victoire von Broglie sich stark verbrannt hatte, weil sie mit ihren Fingern einen Rebhuhnflügel ablösen wollte, der noch heiß war. Deine Tante von Clermont-Tonnerre rührte den Salat immer mit den Fingern um, und man hörte Stanislaus, ihren Mann, wenn sie ihm nach Tisch kleine Backenstreiche gab, ganz verliebt und entzückt sagen: „Oh geliebte Herzensfreundin, welche Wohlgerüche von Pfeffer, feinen Kräutern und vortrefflichem Essig! Deine schönen Hände sind zum Anbeißen.“

Die Zeit grandioser Sonderbarkeiten und pikanter Originalität war vorüber. Die Bizarrerie, die sich in allem zeigte, war ohne Geist, ohne Schwung, ohne guten Geschmack, man könnte sagen, ohne natürliche Grazie und Anmut. Da die Sonderbarkeit fast allgemein wurde, verlor sie für die andern das Interesse.

AUS DEN MEMOIREN DER FRAU VON GENLIS.

Neun Tage nach meiner Entbindung besuchte mich Frau d’Estrée, die Gattin des Marschalls, brachte mir als Geschenk sehr schöne indische Stoffe und teilte mir mit, daß ihre Eltern mich sehr gerne empfangen würden und daß Frau von Puisieux mich bei Hofe vorstellen wolle, sobald ich vom Wochenbett aufgestanden sein würde. Nach fünf Wochen begab ich mich zu Frau von Puisieux, vor der ich große Angst hatte. Da ich Zeit meines Lebens nicht entgegenkommend war, wenn man mir zurückhaltend begegnete, benahm ich mich sehr kühl und war sehr still. Ich gefiel ihr gar nicht. Acht Tage später führte sie mich nach Versailles, was für mich eine große Qual war, weil ich mit ihr allein im Wagen war. Sie unterhielt mich nur über die Art, wie ich meine Haare zu machen hätte, ermahnte mich in kritischem Tone, sie

nicht so hoch wie gewöhnlich aufzustecken, indem sie mir versicherte, daß dies den Damen sowie der alten Königin sehr mißfallen würde. Ich antwortete einfach: „Es genügt, Madame, daß es Ihnen mißfällt.“ Diese Antwort schien ihr zu gefallen; aber gleich darauf verfiel ich wieder in Stillschweigen und sah, daß ich sie sehr langweilte.

In Versailles wohnten wir in den schönen Zimmern des Marschalls von Estrée. Der Marschall war sehr liebenswürdig zu mir; ich betrachtete ihn mit lebhaftem Interesse; ich wußte, daß er im Kriege die hervorragendsten Erfolge gehabt hatte, daß er außerdem einer der besten Köpfe im Rate war. Er fügte seinem Ruhme die liebenswürdigste Bonhomie hinzu und war von vollendeter Güte. Die Damen von Puisieux und von Estrée verfolgten mich in Wahrheit am nächsten Tage, an dem ich vorgestellt wurde; dreimal ließen sie meine Haare frisieren und entschieden sich schließlich für diejenige Art, die mir am wenigsten stand, und die am altfränkischsten war. Sie zwangen mich, viel Puder und Schminke zu nehmen, zwei Dinge, die ich haßte; sie wünschten, daß ich zum Diner meine Hoftoilette trage, um mich daran zu gewöhnen. Diese Toilette ließ die Schultern frei, schnitt die Arme ein und beengte außerordentlich. Überdies ließen sie mich bis aufs äußerste schnüren, um meine Taille zu zeigen. Mutter und Tochter hatten überdies einen erbitterten Streit über meine Halskrause und die Art, sie zu befestigen. Sie saßen, und ich stand und war erschöpft während dieses Wortgefechtes. Ich mußte den Kragen mindestens viermal an- und ausziehen; endlich trug die Marschallin mit offenbarer Gewalt nach der Entscheidung ihrer drei Kammerjungfern den Sieg davon, worüber sich Frau von Puisieux sehr ärgerte. Als man zu Tische ging, war ich so erschöpft, daß ich mich kaum aufrecht halten konnte. Man erließ mir zum Essen den großen Reifrock, obgleich davon einen Augenblick die Rede gewesen war, um mich daran zu gewöhnen. Als mich der Marschall sah, rief er aus: Sie ist zu stark gepudert und geschminkt, sie war gestern hundertmal hübscher. Frau von Puisieux fragte ihn nach seiner Ansicht über meine Halskrause, die er billigte, und das ganze Essen wurde mit Diskussionen über meine Toilette zugebracht. Ich aß gar

nichts, weil ich so eng geschnürt war, daß ich kaum atmen konnte. Nach Tische zog sich der Marschall in sein Zimmer zurück, und ich blieb den Damen ausgeliefert, die mich meine Toilette zu vollenden hießen, d. h. mich den Reifrock und mein *Bas de robe* anziehen und mich dann meine Verbeugungen wiederholen ließen, für die ich einen Lehrer genommen hatte: damals war es Gardel, der sie lehrte. Die Damen waren sehr zufrieden mit dieser Probe; aber Frau von Puisieux verbot mir, mit dem Fuße das Kleid ein wenig zurückzustoßen, als ich mich rückwärts entfernte, indem sie sagte, das sei zu theatralisch. Ich stellte ihr vor, daß ich meine Füße in diesem langen Schwanz verwickeln und fallen würde, wenn ich ihn nicht zurückstieße; sie wiederholte in herrischem, trockenem Tone, daß es theatralisch sei. Ich erwiderte nichts. Dann zogen sich die Damen an; während dieser Zeit nahm ich mir geschickt etwas Schminke ab; aber unglücklicherweise bemerkte es Frau von Puisieux und sagte: „Ihre Schminke ist abgegangen, aber ich werde Ihnen wieder etwas auflegen"; und sie zog eine Schachtel aus der Tasche und schminkte mich stärker, als ich vordem gewesen war. Meine Vorstellung verlief sehr gut; sie machte sich vorzüglich, weil viele Frauen gegenwärtig waren. König Ludwig XV. unterhielt sich viel mit Frau von Puisieux und sagte ihr manches Angenehme über mich.

FRAU VON DEFFAND AN DIE HERZOGIN VON CHOISEUL.

Paris, den 9. Mai 1768.

Liebe Großmama, ich wünschte, ich könnte Ihnen und dem Abbé (Barthélemy) meine Überraschung malen, als man mir gestern morgen einen großen Sack, von Ihnen geschickt, ans Bett brachte. Eiligst öffne ich ihn, fahre mit der Hand hinein und finde kleine Erbsen, die ersten, die ich in diesem Jahre zu sehen bekam, und dann ein Gefäß. Was kann das sein? Ich ziehe es schnell heraus: es ist — ein Nachttopf! Aber von einer Schönheit, einer Pracht, daß meine Leute einstimmig sagten, daß man ihn als Sauciere brauchen sollte ... Der Nachttopf blieb den ganzen gestrigen Abend ausgestellt und erregte jedermanns Bewunderung.

AUS DEN MEMOIREN DER FRAU VON GENLIS.

Frau von Matignon kam von Neapel und mußte sofort nach Marly, wo sich der Hof befand; sie hielt sich in Paris nicht länger als eine Nacht auf; sie hatte dort nur zwei oder drei ernsthafte Leute gesehen, die nicht daran dachten, sie mit der neuesten Mode bekannt zu machen, die seit 12 oder 14 Tagen allgemein geworden war. Diese Mode, die sich nur auf die Kleidung der Frauen bezog, bestand darin, daß man sich hinten, unterhalb der Taille, ein mehr oder weniger großes Bündel aufband, dem man ganz ungeniert den Namen *Cul* gab. Frau von Matignon hatte keine Ahnung von dieser merkwürdigen Mode. Sie kommt in Marly zur Zeit des Schlafengehens an und erhält ihre Zimmer in einer Wohnung, die von der der Frau von Rully nur durch eine sehr dünne Wand und eine verschlossene Tür getrennt ist. Man stelle sich nun, wenn möglich, die Überraschung der Frau von Matignon vor, als sie am andern Morgen, zwei Stunden nach ihrem Erwachen, hört, wie die Fürstin von Hénin, die sie an der Stimme erkennt, zu Frau von Rully kommt und sofort sagt: „Guten Morgen, mein Herz, zeigen Sie mir Ihren *Cul*.“ Frau von Matignon, starr vor Entsetzen, horcht aufmerksam zu und hört den folgenden Dialog: Frau von Hénin ruft im Tone größter Entrüstung: „Aber mein Herz, Ihr *Cul* ist scheußlich, schmal, dürftig, abfallend; er ist abscheulich, sage ich Ihnen. Wollen Sie einen schönen sehen? Sehen Sie meinen an.“ — „Ah, es ist wahr,“ antwortet Frau von Rully im Tone größter Bewunderung. „Sehen Sie doch, Fräulein Aubert (die Kammerjungfer, welche dieser Szene beiwohnte), der *Cul* von Frau von Hénin ist wirklich reizend, wie schön gewölbt! Meiner ist so flach, so mager. O der schöne, schöne *Cul*! So einen muß man haben, um in der Gesellschaft Erfolg zu haben.“



Empfang bei der Morgentoilette
Nach dem Kupferstich von N. de Launay

Der Tag der Dame.

AUS *„ÉLOGE PHILOSOPHIQUE DE L'IMPERTINANCE"* DES HERRN DE LA BRACTÉOLE.

„So verliert man keine Minute."

Der Chevalier steht auf, fest entschlossen, ins Lyzeum zu gehen. Die Gräfin schickt ihm ein Billett, fährt bei ihm vor, holt ihn ab. Sie fahren zusammen zu einem anatomischen Kurs, aber auf dem halben Wege treffen sie die Marquise, die sie durchaus über das Wichtigste auf der Welt um Rat fragen muß, nur eine Minute ihre Zeit in Anspruch nehmen will und sie zu ihrer Modistin bringt.

Drei Häuser von dort entfernt sieht sie der Baron, schickt seinen Jäger zu ihrem Wagen, der von dem einer Dame ohne Schminke aufgehalten wird, über die sie sich zu Tode lachen wollen. Der Herr schickt ungeduldig seinen Jäger, und ganz außer Atem über das Glück, die Damen zu treffen und über die Wichtigkeit des Vorschlags, den er ihnen machen will, lädt er sie ein, mit ihm neue Experimente mit brennbarer Luft anzusehen. „Ach, herrlich, nichts lieber als das." — „In so etwas bin ich rein vernarrt." — „Aber Sie garantieren mir, daß es keine Explosion gibt; davor habe ich Angst..." — „Steigen Sie ein, Baron!" — „Wohin?" — „Ich werde dem Kutscher das Haus bezeichnen." — *„Rue de la Pépinière."* — Man redet sehr gescheit von brennbarer Luft. — „Wir sind da," sagt die Gräfin zu ihren Begleitern, „es ist spät, und ich würde meinen Kurs versäumen." — „Welchen Kurs?" — „Mein Gott, ich habe das Wort auf der Zunge ... in der Statik." — „Der Taktik wohl, liebe Freundin?" — „Nein, Marquise, der Statik; ich muß es doch wissen, da ich mich für den Kurs eingeschrieben habe. Der Professor aß gestern bei mir, wir

sagten ihm alle zu, ich muß mich dort zeigen. — Die Statik, Gnädigste, ist die Wissenschaft vom Gleichgewicht!" — „Oh, ich verliere es nur, wenn ich will; aber ich bin durchaus nicht neugierig auf diese Wissenschaft," sagt die Marquise, „ich bin äußerst unbesonnen[1]). Chevalier, begleiten Sie mich?" — „Zweifeln Sie daran?" — „Adieu, mein Herr! In die Nähe des Arsenals! — Germain, das ist die Adresse."

Man fährt weiter. Da sieht die Marquise aus der Ferne reizende Papageien. Man muß anhalten, sie ansehen, mit ihnen reden, sie kaufen. „Madame," sagt der Händler zu ihr, „wenn Sie geruhen wollen, sich einen Augenblick in meinen Laden zu bemühen, würde ich die Ehre haben, Ihnen einen herrlichen Papagei zu zeigen, der wie ein Engel redet. Er flucht und hat nur Zoten gelernt, die eine Masse Menschen um den Wagen sammeln würden." — „Oh, steigen wir aus, meine Liebe, wir werden uns göttlich amüsieren. Welch ein Fund!" — „Wirklich, er sagt derbe Sachen; aber er gibt ihnen einen Anschein von Verstand." — „Wie teuer?" — „Zwanzig Louis, als reeller Preis." — „Ich lasse ihn holen, sobald ich einen Käfig für ihn habe. — Das entzückende Tier! Sollte man glauben, daß so etwas Geist hat? Wenn er nur nicht alles bei meinen Leuten, meinen Frauen vergißt. Die Domestiken sind solche Tiere."

„Wer kommt dort?" sagt die Komtesse beim Herausgehen, „der Graf..., er ist's. Auf ein Wort; wohin fahren Sie?" — „Guten Tag, meine schönen Damen, ich will die Blindendruckerei besuchen." — „Blindendruckerei? Einzig! Entzückend! Köstlich! Wunderbar! Gehn wir alle mit! Mein Wagen soll nachkommen. Es gibt keinen Kurs, auf den ich einer so seltenen Sache wegen nicht verzichten würde." — „Es war also dem Herrn Grafen vorbehalten, Sie das Gleichgewicht verlieren zu lassen!" — „Sehr lustig, sehr amüsant!" — „Graf, ist dies derselbe Wagen, den Sie an dem Tage hatten, als wir in Muße das Meisterwerk der Malerei besichtigten?" — „Nein, mein Lieber, den hatte ich nur sechs Monate, er langweilte mich zum Sterben." — „Was war das für ein Meisterwerk, meine Herren?" — „Das Bild des jungen

[1]) *J'ai la tête à l'escarpolette.*

Douais." — „Ich weiß, ich weiß, man hat es mir sehr gerühmt: es ist Remius ... Manlius." — „Nein, Marius ..." — „Aber natürlich, Marius, ermordet von einem römischen Soldaten ... Ah, ich brenne darauf, sagen zu können, daß ich es gesehen habe." — „Ich auch, Marquise, ich habe eine Manie für die Kunst." — „Ich werde Sie zufriedenstellen, meine Damen; die Blinden werden noch lange drucken, und das Bild kann jede Stunde verschwinden ... *Rue Saint-Nicaise*!"

„Der Chevalier malt auch", sagt die Gräfin. — „Wie ein Künstler?" ruft die Marquise, „da kann ich nicht widerstehen. Bitte, sehen wir die Werke des Chevaliers an!" — „Sie werden lachen. Kleinigkeiten, in einem dunklen Zimmer entworfen." — „Bescheidenheit, die nur unsere Neugierde vermehrt. Spielen wir ihm den Schabernack, sofort zu ihm zu fahren; er wird nicht Zeit haben, irgend etwas zu verstecken. — Wunderbar, göttlich ausgedacht! Seine äußerste Verwirrung entzückt mich. Bitte — die Schnur! — Zur *Barrière blanche*."

„Diese Idee ist unbezahlbar", bemerkt der Graf. — „Meine Liebe," sagt die Marquise, „man sagt, daß der Chevalier besonders Blumen zum Entzücken zu malen versteht. — Ach, mein Gott, Blumen! Man hat mir letzthin gesagt, daß die große Serpentinkerze im Königlichen Garten aufgeblüht ist, was vielleicht erst in zwanzig, dreißig, vierzig oder fünfzig Jahren wieder vorkommen wird, und wenn dies der letzte Moment ihrer Blüte wäre, hätten wir's fürs Leben versäumt. — Meine Damen, die Natur — eine exotische Pflanze! — Eilen wir, fliegen wir zum Königlichen Garten!"

„Wohin fährt er uns denn?" unterbricht der Chevalier die Unterhaltung mit dem Kutscher. — „Schutt und Steine auf allen Seiten. Niemals hat man so viel gebaut." — „Die Architektur ist, in Wahrheit ... Ja, sicherlich, diese Kunst ist ... Ich liebe die Architektur leidenschaftlich, besonders Modelle. — Ich wurde gestern zu einem Liebhaber geladen, das Modell einer Stoa zu besichtigen." — „Stoa? Die Idee ist majestätisch! Was ist eine Stoa?" — „Stoisch kommt von Stoa; es ist die Säulenhalle, wo Zeno Philosophie lehrte." — „Wie er mich aufhält!

Wo wohnt Ihr Liebhaber?“ — „Am Marais.“ — „Ist er zu Hause?“ — „Es ist genau seine Empfangszeit!“ — „Also Rue des Douze-Portes!“

„Aber, wieviel Uhr haben wir denn?“ sagt der Graf. „Wie die Zeit enteilt! Wir führen ein Leben! Noch keinen Moment, um etwas zu sich zu nehmen! Wo essen Sie?“ — „Ich habe vielen zugesagt.“ — „Auch ich!“ — „Ich ebenfalls!“ — „Niemand ist frisiert, niemand angezogen. Wenn Sie die Idee billigen, fahren wir zu . . .“ — „Ich bin dabei.“ — „Wir alle.“ — „Zu dem Restaurateur des *Palais Royal.*“ — „Zum *Palais Royal,* durch die *Rue Saint-Honoré*!“ — „Beim Vorbeifahren werde ich Broschüren bei Desenne kaufen.“ — „Meine Herren, heute abend zu mir, es ist Vorlesung!“ — „Von wem?“ — „Von einem ganz genialen Menschen; zwei Gesänge. Man wird ohne Frage spielen, Chevalier.“ — „Ich werde nicht fehlen, Madame.“ — Wollten Sie nicht ins Lyzeum gehen?“ — „Und Ihre beiden Kurse?“ — „Der Abbé hört sie, er wird morgen bei meinem Lever sein und mich auf dem laufenden halten!“

AUS DEN MEMOIREN DER FRAU VON GENLIS.

Zu jener Zeit (1770) erhielten große Erinnerungen und frische Traditionen in Frankreich noch gute Grundsätze, gesunde Anschauungen und nationale Tugenden aufrecht, die jedoch trotzdem durch schädliche Schriften und eine Regierung voller Schwächen schon abgenommen hatten; aber man fand in der Stadt und am Hofe noch jenen guten Ton, jene Höflichkeit, auf die jeder Franzose berechtigterweise stolz sein konnte, da sie in ganz Europa als das vollendetste Muster der Grazie, Eleganz und Vornehmheit galt. Man traf damals in der Gesellschaft mehrere Frauen und einige vornehme Herren, welche Ludwig XIV. gesehen hatten; man schätzte sie als Überbleibsel eines schönen Jahrhunderts; die Jugend, welche schon ihre bloße Gegenwart bedrückte, wurde natürlich neben ihnen zurückhaltend, bescheiden und aufmerksam; man hörte ihnen mit Interesse zu; es war, als spräche die Geschichte. Man befragte sie über Etikette und Gebräuche; ihr Beifall war der wünschenswerteste Erfolg für jene, die zum

ersten Male in die Gesellschaft eingeführt wurden; kurz, diese Zeitgenossen so vieler großer Männer jeder Art, diese ehrwürdigen Persönlichkeiten schienen darum in die Gesellschaft gesetzt zu sein, um in ihr die Ideen der Höflichkeit, des Ruhmes, der Vaterlandsliebe aufrechtzuerhalten oder wenigstens, um einen traurigen Verfall aufzuschieben! Aber gar bald wurde der Ausdruck dieser Gefühle fast nichts mehr als eine schöne Redensart, einfach die Theorie eines edlen und feinen Betragens; man legte auf die Tugend nur noch Wert aus einem Reste von gutem Geschmack, welcher ihren Ton und Schein liebte. Jedermann wurde streng in allen Fragen der Schicklichkeit, um seine eigene Denkweise zu verbergen; man debattierte in der Konversation über das Zartgefühl, die Seelengröße, die Pflichten der Freundschaft; man schuf selbst eingebildete Tugenden; das verpflichtete zu nichts; die glückliche Übereinstimmung zwischen Wort und Tat bestand nicht mehr. Aber die Heuchelei verrät sich durch Übertreibungen; sie weiß nicht, wo enden; die falsche Empfindsamkeit kennt keine Schattierungen; sie verwendet, um sich zu bemalen, nur die stärksten Farben und verschwendet sie stets aufs lächerlichste. In der Gesellschaft ließ sich eine sehr zahlreiche Sekte von Männern und Frauen nieder, die sich als Anhänger und Bewahrer der alten Traditionen des Geschmackes, der Etikette erklärten und selbst der Moral, die sie sich rühmten vervollkommnet zu haben; sie warfen sich zu obersten Richtern über alles, was gesellschaftlich schicklich war, auf und maßten sich ausschließlich den imposanten Titel „Gute Gesellschaft" (*Bonne compagnie*) an. Schlechtes Benehmen, ein skandalöses Abenteuer schlossen von dieser Gesellschaft aus oder verbannten aus ihr; aber es bedurfte weder eines fleckenlosen Lebens noch eines überragenden Verdienstes, um in sie aufgenommen zu werden. Man nahm wahllos Freigeister, Frömmler, Spröde, sowie Frauen von leichtfertigem Betragen auf. Man verlangte nur zweierlei: gute Manieren, edles Betragen und eine gewisse in der Welt errungene Bedeutung, die entweder durch Rang, Geburt oder Ansehen am Hofe oder durch Prunk, Reichtümer oder Geist und persönliche Vorzüge erworben war. . . . . . .

Der anmaßende und hochmütige Kreis, von dem die Rede war, diese Gesellschaft, welche für die ganze übrige zum Verleumder wurde, erregte viel Feindschaft; aber da sie in ihren Schoß all diejenigen aufnahm, die ein anerkanntes höheres Verdienst hatten oder die durch irgendwelche glänzenden Vorzüge Mode geworden waren, so war die Erbitterung, die sie erregte, offensichtlich durch den Neid erzeugt und diente nur dazu, um ihr mehr Glanz zu geben, und man wurde sich einstimmig einig darüber, sie mit dem Titel „*Grande société*“ zu belegen, den sie auch bis zur Revolution beibehielt; das bedeutete nicht: größer an Zahl; aber in der öffentlichen Meinung bezeichnete es die, die durch den Rang, die persönliche Achtung, den Ton und die Manieren derer, aus denen sie bestand, die gewählteste und glänzendste war.

In diesen Kreisen, die zu ausgedehnt waren, um eine Vertraulichkeit zu ermöglichen, und die es doch nicht genügend waren, um eine allgemeine Konversation unmöglich zu machen; in diesen Versammlungen von fünfzehn oder zwanzig Personen war in der Tat alle französische Anmut und Grazie vereint. Alle Mittel, zu gefallen, verbanden sich hier mit erstaunlicher Klugheit. Man fühlte, daß man, um sich von der schlechten und gewöhnlichen Gesellschaft zu unterscheiden, den Ton und die Manieren erhalten mußte, die am besten die Bescheidenheit, Zurückhaltung, Güte, Nachsicht, Sittsamkeit, Sanftmut und den Adel der Gefühle ankündigten. So ließ der maßgebende gute Geschmack erkennen, daß man, um zu glänzen und zu verführen, die Formen der liebenswürdigsten Tugenden entlehnen mußte. Die Höflichkeit hatte in diesen Versammlungen die ganze Leichtigkeit und Grazie angenommen, die ihr eine in der Kindheit anerzogene Gewohnheit und Feinheit des Geistes geben können; Verleumdung war aus diesen allgemeinen Gesprächen verbannt; ihre Bitterkeit konnte sich mit dem Zauber der Sanftmut, den jeder mit sich brachte, nicht vereinen. Niemals entartete eine Diskussion in Streit. Hier fand sich in ihrer ganzen Vollkommenheit die Kunst, ohne Abgeschmacktheit und ohne Überschwang zu loben, auf eine Schmeichelei zu antworten, ohne sie abzulehnen oder anzunehmen;

die anderen gelten zu lassen ohne den Anschein, sie zu begönnern, und mit einer verbindlichen Aufmerksamkeit zuzuhören. Wären all diese Wahrscheinlichkeiten auf einer festen Moral begründet gewesen, so hätte man das goldene Zeitalter der Zivilisation erlebt. War es Heuchelei? Nein, es war die Schale der früheren Sitten, durch Gewohnheit und guten Geschmack erhalten, die den Kern immer etwas überlebt, die sich aber, da sie keine solide Basis mehr hat, nach und nach verändert und schließlich damit endet, vor lauter Künstelei und Übertreibung sich zu verderben und zu verlieren.

In den weniger ausgedehnten Kreisen dieser selben Gesellschaft war man nicht so vorsichtig; der Ton, der niemals die Grenzen der Schicklichkeit verließ, war doch viel pikanter. Man griff die Ehre von niemandem an; man verlangte stets Zartgefühl; trotzdem konnte man unter den künstlichen Formen des Vertrauens, der Unbesonnenheit und Zerstreutheit, ohne Ärgernis zu erregen, lästern; man schloß die beißendsten Witze nicht aus, vorausgesetzt, daß sie geschickt vorgebracht wurden und ohne sichtlichen Ärger; denn über seine anerkannten Feinde durfte man nicht lästern. Die Verleumdung durfte nicht verdächtig sein, und um sich darüber zu unterhalten, mußte man an sie glauben können. Selbst in der intimsten Gesellschaft achtete man die Bande des Blutes, Freundschaft, Dankbarkeit und die Menschen, die man in seinem Hause empfing. Gleichgültige wurden übrigens skrupellos geopfert. Man griff ihren Ruf nicht an, aber man spottete über das schlechte Benehmen, die kleinstädtischen oder gewöhnlichen Manieren; man machte die lächerlich, die man nicht liebte; das hieß, sie hinopfern; denn diese frivolen Urteilssprüche hatten Gesetzeskraft, und das war auch die Absicht. Überall, wo sich eine Vereinigung findet, die allgemein als jeder derselben Art überlegen anerkannt wurde, befindet sich ein Gerichtshof, dessen Richter unwiderrufliche Urteile aussprechen. An wen sollte man sich wenden, gäbe es nicht eine oberste Macht, zu der man Zuflucht nehmen könnte?

Um das Bild der „*Grande société*" zu vollenden, muß man noch sagen, daß man in den intimeren Kreisen verlangte, die Ver-

leumdung solle sich sozusagen verteilen; hätte ein und dieselbe Person es übernommen, sie beständig zu verbreiten, so hätte sie sich verhaßt gemacht. Man wollte hauptsächlich Grazie, Heiterkeit und Originalität: die schwarze Bosheit ist immer betrübend, sie hat etwas Gewöhnliches und Grobes; sie hätte im übrigen in zu großem Widerspruch mit der gewohnten Sprache gestanden; sie gehörte zur schlechten Gesellschaft.

Was man niemals verzieh, und was nie entschuldigt wurde, das war Gemeinheit der Sprache und der Manieren und jene der Handlungen, wenn sie erwiesen war. Man hatte nicht mehr genug Grundsätze, um im Grunde der Seele aufs tiefste empört zu sein über eine Niederträchtigkeit, die ein großes Vermögen oder eine gute Stellung eingebracht hatte; aber die Eitelkeit war noch größer als die Habsucht, und solange der Stolz diesen Charakter erhält, hat er Ähnlichkeit mit Größe. Wenn nutzbringende Gemeinheiten mit einer gewissen Vorsicht und in gewissen Formen ausgeführt wurden, tat man, wenn sie gelangen, leicht so, als sähe man in ihnen nur eine erlaubte Geschicklichkeit: wie bei den Lazedämoniern nur die ungeschickten Diebe bestraft wurden. Man hat, wenigstens in dieser Zeit, niemals ausgesprochene Niederträchtigkeiten gesehen; niemals hat ein Freund den Freund bei Hofe verdrängt, niemals sah man, daß ein in Ungnade gefallener Minister feige von jenen verlassen wurde, die ihm in den Tagen seiner Gunst eifrig den Hof gemacht hatten; im Gegenteil, man umgab alle großmütigen Handlungen mit Prunk und Glanz, da Herz und Grundsätze bedeutend weniger Einfluß auf das Betragen hatten als die Eitelkeit; man trieb es schließlich bis zur Anmaßung: man begnügte sich nicht damit, einen verbannten Minister zu besuchen, sondern trieb eine Art Kultus mit ihm, man erhob ihn zur Gottheit, man bot offen dem Fürsten Trotz, der ihn verbannt hatte.

Wie schon gesagt, stützte sich die Sittenlehre dieser glänzenden Gesellschaft nur mehr auf sehr schwachen Grund, der nahe daran war, einzustürzen; aber es gab noch Gesetzgeber und Richter, die Gesetze waren nicht abgeschafft. Diese „*Grande société*" oder die „*Bonne compagnie*" beschränkte sich nicht darauf, kleinliche

Urteile über Betragen und Manieren zu fällen; sie übte eine strenge Polizei aus, die den Sitten sehr nützlich war und eine Art Ergänzung zu den Gesetzen bildete; sie steuerte durch ihre Zensur jenen Lastern, die das Gericht nicht bestrafte: Undankbarkeit, Geiz. Die Justiz übernahm die Bestrafung der schlechten Handlungen und die Gesellschaft jene des schlechten Benehmens. Der Gegenstand ihrer Mißbilligung verlor einen Teil seines persönlichen Ansehens: der Ausschluß aus ihrem Schoße hatte den unheilvollsten Einfluß auf das Schicksal. Man erschütterte eine Existenz durch die schrecklichen Worte: „Jeder hat ihm seine Tür verschlossen", was sich nur auf die Personen dieser Gesellschaft bezog. Diese Macht war weder jene des Königtums noch jene der Parlamente und der Gerichtshöfe: es war jene der Ehre; sie war unumschränkt bis zur Revolution, und die sie mit allgemeiner Zustimmung ausübten, ohne Widerstand und ohne Aufruhr, hatten um so mehr das Recht, sich ausschließlich als gute Gesellschaft zu bezeichnen, als sie diese Herrschaft nie mißbrauchten. Leichtfertig in allen Verleumdungen, die den guten Ruf nicht gefährdeten, einigten sie sich, entehrende Beschuldigungen nur auf den Entrüstungsschrei der Menge hin zu glauben und auf die stärksten moralischen Beweise; aber billigerweise war die Ehre, die zartfühlender als die Gesetze war, gerade aus diesem Grunde nicht so unumschränkt wie diese. Da ihre Urteilssprüche nicht auf unverwerfliche Beweise gestützt waren, so waren sie nicht unwiderruflich; sie verbannte nur in die schlechte Gesellschaft, aber sie setzte einen nicht dauernd da fest. Wir haben es schon gesagt, und es ist unnütz, auf dieser Wahrheit zu bestehen: man hat niemals den Unterschied festgelegt zwischen einem Menschen, der durch die öffentliche Meinung verurteilt ist oder durch eine aufsehenerregende unbestreitbare Handlung oder durch ein gesetzliches Urteil. . . . . . .

Ich machte mir auch viele Feinde durch meine Kritik an der Gesellschaft in „Adèle et Théodore", weil sie wahr, pikant und frei von Übertreibung war. Alle „*Parfileuses*"[1]) waren er-

[1]) Man bat alle Männer aus seiner Bekanntschaft um ihre alten goldenen Epauletten, ihre Degenkoppeln, ihre alten Goldtressen, die man auf diese Art ihren

bittert gegen mich; ich hatte ein Recht, sie zu kritisieren; denn trotzdem die Mode allgemein war, hatte ich sie doch nie mitmachen wollen; diese Manier, alle Männer um ihre Tressen zu bitten, um das Gold auszuzupfen und zu verkaufen, diese Geschenke, die man daraus zum Jahreswechsel[1]) machte, erschienen mir als eines der unwürdigsten Dinge, die ich mir vorstellen konnte. Die Geschichte von dem tressenlosen Anzug in „Adèle et Théodore" ist wahr: ich war Zeuge dieser Begebenheit in Rainci, es war der Herzog von Chartres, der das hübsche Kunststück machte. . . . . . .

An den Mittwochen sah Frau von Houdetot eine Anzahl von Menschen bei sich zu Tisch, die ein für allemal eingeladen waren und kommen konnten, wann es ihnen paßte. Gewöhnlich waren es acht, zehn, manchmal mehr. Es gab nichts Besonderes, keine Üppigkeit; das Essen war nur ein Mittel, keineswegs der Zweck, um zusammenzukommen. Nach dem Diner saß Frau von Houdetot am Kamin, in ihrem großen Lehnstuhl, mit gebogenem Rücken, den Kopf auf die Brust gesenkt, weniges leise sprechend, sich kaum bewegend, und nahm in gewissem Sinne an der Konversation teil, ohne sie zu leiten oder zu steigern, nicht als Herrin des Hauses, gütig, ungezwungen, aber mit lebhaftestem Interesse für alles, was gesprochen wurde, seien es literarische, gesellschaftliche oder Theatergespräche, sei es die kleinste Nebensächlichkeit oder ein geistreiches Wort, ein pikantes, eigenartiges Gemisch von Alter und Jugend, von Ruhe und Beweglichkeit.

Kammerdienern wegnahm, und man parfilierte alle diese Dinge, d. h. man trennte das Gold von der Seide, um es zu seinem Vorteil zu verkaufen. Außerdem erhielt man als Neujahrsgeschenk Goldspulen oder kleine Gegenstände, die mit Gold bedeckt waren, und die man auf dieselbe Weise auszupfte und verkaufte. Eine geschickte Parfileuse verdiente bei diesem merkwürdigen Gewerbe gewöhnlich hundert Louis im Jahre.

[1]) Z. B. sah ich, daß die Marschallin von Luxemburg Frau von Blot eine Schürze aus Musselin schenkte, die mit Goldfransen eingefaßt und in ein Paket zusammengefaltet war, das außerdem für fünfzehn oder zwanzig Louis Fransen enthielt. Ich sah, daß Herr von Lauzun der Gräfin Amélie von Boufflers eine Harfe schenkte, die ganz aus gezupftem Gold bestand, und die beinah tausend Franken gekostet hatte, usw. Man parfilierte das alles, um es mit halbem Verlust zu verkaufen; es wäre einfacher und weniger kostspielig gewesen, hätte man bares Geld angenommen.

AUS EINEM BRIEF AN DEN PRINZEN VON LIGNE[1].

Was für einen herrlichen Truthahn haben wir soeben bei der Gräfin Diane verzehrt! Mein Gott, das schöne Tier! Herr von Poix hatte ihn aus seiner Menagerie geschickt. Wir waren unser acht um ihn: die Herrin des Hauses, die Gräfin Jules, Frau von Hénin und Frau de la Force, der Graf von Artois, Herr von Vaudreuil, der Chevalier von Crussol und ich. Während wir ihn aßen — doch keineswegs deshalb! — hat jemand von Ihnen, Prinz, gesprochen. Ich will versuchen, mich zu erinnern, wer... Es war eine Dame, nein, ein Mann: ja, sicherlich, ein Mann; denn er hat gesagt: Charlot... und unsere Damen gebrauchen nicht solche Vertraulichkeiten. Also ein Mann, der zur Rechten der Gräfin Jules saß. Zählen wir: ich, ich saß neben der Bratpfanne; hier saß der Chevalier von Crussol, dort Herr von Vaudreuil, und dann — da haben wir's — es ist der Graf von Artois. Er ist's, ich bin jetzt dessen ganz sicher. Er hat gesagt: „Übrigens, wer weiß, ob Charlot in Brüssel angekommen ist?“ Darauf sagte ich: „Ich, Monseigneur, ich weiß es, ich habe vier Zeilen von seiner Hand und will ihm baldigst schreiben. Wer will ihm etwas bestellen lassen?“ Alle riefen im Chor: „Ich, ich, ich!“ Ich habe in diesem Wirrwarr von Worten gehört: „Ich umarme ihn; ich liebe ihn; sagen Sie ihm, er soll kommen, wir erwarten ihn.“ Und als sich der Lärm gelegt hatte, vernahm ich von der süßen Stimme der Gräfin Jules ganz deutlich folgendes: „Sagen Sie ihm, wenn er seinen Brief in einer lesbaren Form datiert hätte, würde ich nicht verfehlt haben, ihm zu antworten, aber selbst mit Hilfe von einigen Sachverständigen in der Kunst des Dechiffrierens ist es mir durchaus nicht möglich gewesen, auch nur den Ort zu ahnen, von dem sein Brief kam, noch den, wohin also meiner gehen sollte.“ Darauf haben wir von Ihnen gesprochen, vom Admiral Keppel und dann vom Truthahn, dann von der Eroberung unserer beiden Fregatten und

[1]) Nachdem alle Reize der Geselligkeit erschöpft waren, versuchte man neue Moden, gründete Gesellschaften, wie z. B. die Marquise de la Ferté-Gerbault den Orden „*des camarades Lampons et des chevaliers Lenturelus*“, und vereinigte sich zu dem ausgesprochenen Zweck, nur „Kindereien und Bosheiten“ zu reden. Von dieser Art Geselligkeit gibt dieser Brief ein gutes Bild.

dann von Spaßmachern und von der Inquisition in Spanien und dann von einem riesigen Käse aus Gruyère, den unser Schweizer Gesandter seinen Kindern geschickt hat, und dann von dem sonderbaren Benehmen der Spanier gegen uns, und dann von Fräulein Théodore, die besser denn je tanzt und uns gestern durch ihr Talent ebenso bezaubert hat, wie Fräulein Cécile durch den Reiz ihrer Jugend.

AUS „*LA VÉRITE DANS LE VIN*“ VON COLLÉ.

„Hören Sie, mein Engel,“ sagte Frau Dupuis, „ich weiß sehr wohl, daß es wirklich zum festen Brauch in der Gesellschaft gehört, mit jemand zu leben. Ohne das würde man auffallen. Aber dieser Jemand muß eine gewisse Form haben, einen gewissen Rang, einen gewissen Ruf. Man fragt mich täglich: Wer hat die Präsidentin? Was soll ich antworten? Sie gehört einem kleinen Fähnrich? Einem Abbé — das ist schick! ...

Und ich liebe meinen Sohn ... doch ich liebe ihn ... als ob er nicht von meinem Mann wäre! ... Und doch, er ist es ganz sicher, denn er ist mein Ältester!“

Das Theater der Gesellschaft.

AUS EDMOND ET JULES DE GONCOURT, *LA FEMME EN 18ème SIÈCLE.*

Dieses Stück (*Jaloux de soi-même*) wurde aufgeführt am 20. August 1740. Man wählte dafür einen Saal im Viertel der Porcherons, wo man ein völlig galantes Theater errichtete; es durfte dabei nur eine sehr geringe Anzahl von Zuschauern geben, und in der Tat waren nur die Frau Herzogin von Saint-Pierre, die Frau Marschallin von Villars, Frau von Flamarens, Frau von Céreste und Herr von Argental zugegen.

Die Aufführung begann mit einer Art Prolog, der sehr kurz war und die Diskretion behandelte, die wir von unseren Zuschauern forderten. Herr von Pont-de-Veyle, als Pythia gekleidet, sang die Parodie der Pythia von Bellérophon, begleitet war er von Rebel und Francoeur, die allein unser Orchester bildeten; nachher kam noch der Abbé hinzu, der das Violoncell übernahm.

Am Ende des Stücks, des *Jaloux de soi-même*, steht zu lesen: „Nach der Komödie fand ein Ballett statt, das der Herr Marquis von Clermont d'Amboise komponiert hatte, und das von ihm selbst, von seinem Sohn, Herrn von Clermont, und von der Frau Herzogin von Luxembourg getanzt wurde. Nach dem Divertissement fand ein Aufzug statt, den das Fräulein Quinault und die Herren von Pont-de-Veyle, von Ussé und von Forcalquier aufführten. Dasselbe Stück wurde noch einmal in einem Saal gespielt, den man im Porcheronsviertel gemietet hatte; danach kam eine Komödie, die der Herr Graf von Forcalquier verfaßt hatte, sie hieß *l'Homme du bel air*, in 3 Akten. Die Herren von Rupelmonde und de la Marche spielten dabei zum ersten Male mit; das Stück ist vorzüglich geschrieben und amüsierte sehr.

Ein Ballett kam vor, in dem man das folgende Vaudeville hören konnte . . . . . .

Nach diesem Divertissement zeigte sich der Herr von Pont-de-Veyle im Kostüm eines Marktschreiers an der Saaltür und bat um die Erlaubnis, seinen Laden aufstellen und seine Drogen verkaufen zu dürfen. Um diese Erlaubnis brauchte er sich nicht erst zu bemühen. Er stieg auf die Bühne, und hier, unterstützt von dem als Harlekin kostümierten Herrn von Forcalquier, dessen Aussehen und dessen Spiel um so bewundernswerter waren, als es sicherlich nicht sein Genre war, fanden sie das Geheimnis, durch die Erzählung alles dessen, was ihnen im Verlauf ihrer Reisen Wunderbares begegnet war, Vergnügen zu bereiten. Darauf verteilte er an alle Welt seine Drogen, d. h. er teilte kleine Schachteln aus, von denen jede einen Witzvers enthielt, der sich auf den Empfänger bezog. Diese Szene war außerordentlich belustigend wegen des Feuers und wegen der Komik der beiden Akteure; und Herr von Pont-de-Veyle hatte Grund, mit der Freude und dem beständigen Gelächter zufrieden zu sein, das allem gezollt wurde, was seine Phantasie produzierte. Das Fest endete mit dem Verschenken von Bändern, die die Herren von Pont-de-Veyle und von Forcalquier in Schachteln eingeschlossen hatten, und die sie allen Kammerfrauen und allen Kammerdienern zuwarfen, und mit dem Ausstreuen von Zuckersachen, die aus vollen Händen für das mächtig zugeströmte Volk im Saal flogen; denn die Aufführungen, die mit einer sehr geringen Anzahl von Zuschauern begonnen hatten, wurden von den Menschen nur so gestürmt, welche Maßregeln man auch ergriffen hatte, um es zu verhindern. Man hatte zu viel Gefallen gefunden an dieser Art von Festen, um nicht von den Schauspielern zu verlangen, sie möchten noch weitere neue geben. In der Tat führte man vierzehn Tage später den *Baron d'Albikrac* auf, dem ein Divertissement folgte, und dann zum Schluß den *Baron de la Crasse*, dem Herr von Pont-de-Veyle ein paar Szenen in seinem Genre anfügte. Man nahm sich vor, bald darauf neue Lustspiele zu geben; aber Unzuträglichkeiten, die eintraten, geboten den Aufschub der Vorstellung, und erst nach Verlauf eines Monats versammelte man sich wieder, um zwei Komödien zu

spielen, eine jede in 3 Akten, die eine vom Herrn Duchastel, unterm Namen *Zayde*, und die andere *La petite Maison*. Das erste Stück ist einem Roman *La belle Grecque* entnommen, der soeben erschienen war; und Herr Duchastel hatte aus dem Sujet einen weit höheren Gewinn zu ziehen verstanden, als Prévost, der Verfasser des Romans. Frau von Rochefort entfesselte in der Rolle Zaydens eine Flut von Tränen. Frau von Luxembourg verkörperte in türkischer Tracht reizend die Rolle Fatmes; Herr von Forcalquier übertraf sich in der Rolle Florimonds, des Liebhabers Zaydens; und Herr Duchastel, Verfasser des Stücks, verkörperte mit einem überaus großen Erfolg die Rolle Alcippas, des Rivalen Florimonds. Nach diesem Stück wurde *La petite Maison* gespielt. Der Erfolg von *Jaloux de soi-même* hatte mich veranlaßt, dies neue Lustspiel zu verfassen. Es war eine Schwierigkeit zu überwinden, die Verkleidung der Frau von Rochefort als Mann. Das unterbrach für einige Zeit den Gedanken, sie aufzuführen. Aber schließlich sann man eine Art Anzug aus, der mit der nötigen Illusion zum Vergnügen der Zuschauer die Schicklichkeit verband."

Mitwirkende in *La petite Maison*:

Julie	Frau von Rochefort als Mann
Cidalise	Frau von Luxembourg
Araminte	Frau von Deffand
Phrosine	
Javotte	
Valère	Herr von Forcalquier
Clitandre	Herr von Ussé
Mathurin	Herr von Pont-de-Veyle
La Montagne	Herr von Clermont.

Ärzte *à la mode.*

AUS *„LE CERCLE OU LES ORIGINAUX“* VON PALISSOT.

Orphise: Ah, guten Tag, liebes Doktorchen; es ist reizend, daß Sie kommen. Ariste, ich bitte um Ihr Vertrauen für den Herrn Doktor.

Ariste: Der Herr ist ein Schüler des Hippokrates?

Der Arzt (in wichtigem Ton): Ich bin Arzt, Monsieur; ich weiß, daß Hippokrates ein recht guter Kerl war, mit gesundem Menschenverstand, das ist alles.

Ariste: Man hat ihn mir als einen achtungswerten Philosophen von einfachen Sitten geschildert, der die Kranken heilte.

Der Arzt: Jawohl, er heilte sie, aber auf unliebenswürdige Art... Welch traurige Lebensweise für die Kranken!

Orphise: Wenn es ihnen aber dadurch besser ging?

Der Arzt: Das heißt zum mindesten, sich auf eine sehr unvornehme Art wohlfühlen... Er blieb noch bei den Krankheiten des Körpers stehen, wir aber, wir sind über das alles hinweggesprungen zu den Krankheiten des Geistes. Es erregt Mitleid, wenn man sieht, wieviel Mühe er sich gab, um die Krankheiten zu beobachten! Unsereiner sieht K r a n k e; was die Krankheiten angeht, das steht auf einem andern Blatte... Ich habe einen guten Blick! Sie leiden an nervösen Zuständen!

Lucinde: Wie? nervöse Zustände?

Der Arzt: Sie stoßen sich an dem Wort? Es ist, aufrichtig gesagt, der ätherische Geist, das nervöse Fluidum, das in unseren Tagen elektrisch geworden ist, das Ihnen Nervenzuckungen, Reizbarkeit, krampfartige Zustände verursacht.

Orphise: Gelehrt ist es auf alle Fälle, das Doktorchen...

Der Arzt: Meine schöne Patientin, ich werde Ihnen ein niederschlagendes Pulver, einen schönen, kühlenden Trank, einen schmerzstillenden Saft verordnen.

Lucinde (ungeduldig): Ach was, davon habe ich übergenug bekommen.

Der Arzt: Jetzt wird's ernst. Also bitte! (Er fühlt ihren Puls.) Oh, oh, dieser Puls geht rasch. Aber nachts, haben Sie da den „goldenen Schlaf"?

Orphise: Den „goldenen Schlaf"! Er ist zu reizend mit seinen kleinen Phrasen! Ich kenne niemand, der so spricht wie er. Den „goldenen Schlaf"!

Ariste: Fürwahr, Ihre Kranken dürfen auf die amüsanteste Art gesund werden.

Orphise: Du mußt seine Rezepte sehen! Sie lesen sich wirklich wie ein hübsches Madrigal.

Der Arzt: Oh, wir sind nicht wie jene Ärzte des vorigen Jahrhunderts. Wir haben die Medizin auf einen eleganten Ton gestimmt, der der Lächerlichkeit keine Handhabe mehr bietet.

Orphise: Sie sind der Beweis dafür. Ich bin gerade dabei, den Unterschied zu erkennen zwischen dem Anblick eines Kranken und einer Krankheit. Hier haben Sie die Kranke gesehen, und zwar recht nahe; was die Krankheit betrifft...

Der Arzt: Ich muß gestehen, daß ich mich etwas in Mutmaßungen erging. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß es nur nervöse Zustände sind. (Er sieht auf die Uhr.) Was? schon 6 Uhr! Ich habe noch hundert Besuche vor dem Einbruch der Nacht zu machen. Ich muß nach Marais fliegen zur Präsidentin Bélise: auf diesen Wochentag trifft immer ihre Migräne. Man erwartet mich zu einer Konsultation in der Vorstadt, um eine junge Herzogin zum Schlafen zu bringen, deren Schlaflosigkeit gegen einen Gefühlsroman in zwölf Bänden standgehalten hat. Dann hat mir der Marquis Mondor das Versprechen abgenommen, bei der kleinen Tänzerin vorzusprechen, die ihn ruiniert, die mir wieder die Gesundheit eines jungen Abbé anvertraut hat, der sein Inkognito bei ihr seit sechs Wochen wahrt. Wirklich, ich bin erschöpft; ich habe keinen Augenblick für mich, und ich begreife nicht, wie unsere

alten Ärzte ohne Wagen auskamen. Adieu, Madame; und Sie, mein Fräulein, befolgen Sie meine Verordnungen!

AUS DEN „*SOUVENIRS DE FÉLICIE*".

Ich berichte hier einen einzigartigen Zug des berühmten Arztes Chirac, den ich von Herrn von Schomberg erfuhr. Chirac befand sich auf dem Höhepunkt der Krankheit, an der er starb. Nach einigen Tagen des Delirierens kehrte sein Bewußtsein zur Hälfte zurück. Plötzlich fühlte er sich den Puls. „Ich bin zu spät gerufen," schrie er, „hat man ihn zur Ader gelassen?" — „Nein", antwortete man ihm. — „Nun," erwiderte er, „der Mann ist tot." Und er behielt recht.

Etwas von der Geistlichkeit.

AUS „*JOURNAL ET MÉMOIRES DE COLLÉ*".

Der Kardinal Rohan stellte kurz vor seinem Tode dem Bischof Mirepoix einen jungen Abbé von vornehmem Rang vor und bat, für ihn um eine Abtei; Mirepoix versprach sie ihm. Eine Pfründe wurde frei, und Kardinal und Abbé erinnerten ihn an sein Wort; der Bischof weigerte sich jedoch, es ihnen zu halten, und fügte hinzu, daß der Herr Abbé die Gründe wohl kenne, weshalb es ihm unmöglich sei, seine Bitte zu erfüllen. Der Abbé, der wußte, daß er, sowohl was Sitten als alles übrige anbetraf, sich nichts vorzuwerfen hatte, drang so lebhaft in Herrn von Mirepoix, ihm vor dem Kardinal die Gründe auseinanderzusetzen, daß dieser nicht mehr ausweichen konnte und sagte: „Nun gut, mein Herr, da Sie mich dazu zwingen, muß ich Ihnen sagen, daß ich sehr erstaunt bin, daß Sie den König um eine Gnade angehen zu einer Zeit, da Ihre Schwester, die Äbtissin von . . ., einen öffentlichen Skandal verursacht hat und soeben von einem Kinde entbunden wurde; so hören Sie denn, mein Herr, daß Seine Majestät über die Pfründe zugunsten des Abbé . . . verfügt hat." — „Wie," rief der Kardinal Rohan, „was sagen Sie da, Monseigneur? Abgesehen davon, daß Fehltritte persönlich sind und dieser junge Mann, der tugendhaft ist, nicht die seiner Schwester büßen sollte, ist jener Abbé, dem Sie die Pfründe geben, eben der Mann, von dem die Schwester dieses Herrn das Kind hat." Mirepoix war — trotz seines Geistes — wie versteinert.

Verlobung und Ehe.

AUS DEN MEMOIREN DER FRAU VON ÉPINAY.

„Lieber Vater,“ fragte eines Tages der Sohn eines Parlamentspräsidenten von Dijon, „wollen Sie mich tatsächlich mit einer solchen Person verheiraten?“ — „Mein Sohn,“ antwortete der Vater, „kümmere du dich um deine Angelegenheiten.“ Anekdote.

Mimi verheiratet sich. Das ist abgemacht. Sie heiratet den Grafen von Houdetot, einen jungen Mann von Stand, aber ohne Vermögen, 22 Jahre alt, Spieler von Beruf, häßlich wie der Teufel und wenig im Dienst vorgeschritten, mit einem Wort: unwissend und allem Anschein nach dazu geboren. Aber die Umstände dieser Angelegenheit sind so sonderbar, überschreiten zu sehr alles Glaubliche, als daß sie nicht einen Platz in diesem Tagebuch haben müssen. Ich würde nicht umhinkönnen, darüber zu lachen, wenn ich nicht fürchtete, daß das Resultat dieser lächerlichen Geschichte wäre, meine arme Mimi unglücklich zu machen. Ihre Seele ist so schön, so rein, so ehrenhaft, so empfindsam. Das beruhigt mich auch. Man müßte ein Ungeheuer sein, wenn man sich dazu entschlösse, sie zu quälen. Gestern, Mittwoch morgen, rief mich meine Mutter in ihr Zimmer und sagte zu mir: „Herr von Rinville, der Vater, schlägt soeben Herrn von Bellegarde eine Heirat für Mimi vor mit einem seiner Urur-Vettern, welcher ein sehr guter Junge sein soll. Aber euer Vater“, fügte sie hinzu, „will vor allem, daß der junge Mann seiner Tochter gefalle, und wir werden heute bei Frau von Rinville essen, wo Herr von Houdetot sich befinden wird, und wo trotzdem hiervon nicht die Rede sein wird. Er wollte sogar seiner Tochter nichts davon sagen, aber da sie niemals auf jemand achtet, wenn sie kein Interesse an

ihm hat, könnte sie den Grafen von Houdetot gar nicht ansehen, wenn sie nicht davon unterrichtet wird. Ich habe also Herrn von Bellegarde bestimmt, ihr etwas davon zu sagen. Es ist übrigens noch keine Abmachung getroffen, aber es bedarf einer umfassenden Erkundigung, obgleich man uns schon einige Züge vom Grafen erzählt hat; dann wird man sich über die Mitgift auseinandersetzen." Um diese unglaubliche Geschichte abzukürzen, will ich Ihnen sagen, daß wir alle zum Diner zu Frau von Rinville gingen. Als wir eintraten, sahen wir einen ganzen Familienzirkel. Herr und Frau von Rinville, ihr Sohn und alle möglichen Rinvilles. Die Marquise von Houdetot erhob sich schnell bei unserer Ankunft und kam mit offenen Armen auf meinen Schwiegervater, meine Mutter, Mimi und mich zu, die sie noch niemals gesehen hatte. Nach dieser Umarmung nahm der alte Rinville meinen Schwiegervater bei der Hand und stellte ihn feierlich Frau von Houdetot vor, die ihrerseits ihren Sohn und Mann vorstellte, und wir wurden allen von neuem vorgestellt und umarmt. Frau von Houdetot nahm meine Schwester an ihre Seite, fragte sie aus, unterbrach sie, sagte ihr Schmeicheleien, und in weniger als zwei Minuten war sie entzückt von ihrer Anmut und ihrem Geist. Man setzte bei Tisch die jungen Leute nebeneinander. Herr von Rinville und die Marquise von Houdetot bemächtigten sich meines Schwiegervaters. Meine Mutter wurde zwischen meine Schwägerin, von der sie sich nicht hatte trennen wollen, und den Marquis von Houdetot gesetzt. Beim Dessert sprach man schon laut von Heirat, trotz des Schweigens, das man uns in diesem Punkt auferlegt hatte. Als man in den Salon zurückgegangen war, der Kaffee getrunken und die Diener abgetreten waren, sagte Herr von Rinville plötzlich, indem er das Wort an meinen Schwiegervater richtete: „Nun, mein Freund, wir sind hier in Familie; unter offenen Freunden, wie wir, bedarf es nicht so vieler Heimlichtuerei. Laßt uns offen sein! Es handelt sich nur um ein Ja oder ein Nein. Paßt Ihnen mein Sohn? Ja oder Nein? Und Ihrer Tochter? Ebenso Ja oder Nein? Ich sehe Ihre Kinder als die meinigen an, meine Freunde. Ich sage also, Ihre Tochter, mein lieber Bruder, gefällt der Frau Marquise sehr, ich sehe es. Unser junger Graf ist schon verliebt. Ihre Tochter

muß nur sagen, ob er ihr nicht mißfällt. Möge sie es sagen, sprechen Sie es aus, mein Töchterchen.“ Meine Schwester errötete. Man überschüttete sie mit Lobhudeleien, liebkoste ihren Vater, tat schließlich alles, was möglich war, um uns allen den Kopf zu verdrehen, und nahm uns die Zeit zum Nachdenken. Meine Mutter, welche das blinde Vertrauen meines Schwiegervaters zu Herrn Rinville sah, veranlaßte ihn, alles zu unterschreiben, unterbrach den Beifallssturm und sagte zu Frau von Rinville, laut genug, um gehört zu werden: „Es scheint mir, gnädige Frau, als ob Herr von Rinville ein wenig schnell vorwärts geht. Die Sachen sind noch nicht vorgeschritten genug, um die jungen Leute sich aussprechen zu lassen. Wenn sie, geschmeichelt im Gedanken daran, sich zu heiraten, Gefallen aneinander fänden, und wenn die Sache fehlschlüge ...“ — „Ach, ach, Sie haben recht,“ rief Herr von Rinville aus, indem er die Hände erhob und sie gegeneinander schlug. „Es leben die guten Ratgeber“, fuhr er fort, indem er, scheinbar ihrer Idee folgend, die Bemerkung meiner Mutter erklärte. „Es ist besser, zuerst über die Abmachungen zu verhandeln. Die jungen Leute werden währenddessen sich unterhalten. Das ist gut gesagt, sehr gut gesagt!“ Dann nahm er sofort den alten Marquis und seine Frau bei der Hand, ließ sie sich im Kreise bei meinem Schwiegervater und meiner Mutter hinsetzen, und während er sie führte, rief er uns lachend zu, indem er sich bemühte, uns anzusehen, dadurch daß er seinen Kopf zurückwarf: „Meine Kinder, amüsieren und vergnügen Sie sich, wir werden über die Mittel verhandeln, Sie bald zufriedenzustellen!“ Als sie saßen, verkündete Herr von Rinville, daß der Marquis von Houdetot dem Grafen, seinem Sohn, gute 1800 Pfund Rente, ein Landgut in der Normandie und die Kompagnie Kavallerie, die er ihm das Jahr vorher gekauft hatte, als Heiratsgut mitgeben würde. Der Marquis, auf seinen Stock gestützt, nickte zustimmend, und die Marquise verschlang meinen Schwiegervater und meine Mutter mit den Augen. „Was mich betrifft,“ sagte sie, „so verstehe ich nichts von Geschäften, ich gebe alles, was ich geben kann, besonders meine Diamanten, mein Herr, meine Diamanten, sie sind schön. Ich weiß nicht genau, wie viele ich habe, aber alle, die ich habe, gebe ich meiner

Schwiegertochter, nicht meinem Sohn.“ — „Mein lieber Bruder, das ist wahrlich ein Geschenk und ein edles Verfahren“, sagte Herr von Rinville mit Emphase zu Herrn von Bellegarde, den er hierauf fragte, ob er mit diesen Vorschlägen zufrieden sei. Mein Schwiegervater sagte, daß er befriedigt wäre, aber sein Ziel sei vor allen Dingen, daß seine Tochter glücklich würde. Er wurde dadurch unterbrochen, daß man das Lob des jungen Grafen sang, und Herr von Rinville stand Zug für Zug für sein Patenkind ein. Dann sagte Herr von Bellegarde, daß er seine Tochter wie seine anderen Kinder behandeln würde, daß er ihr 300 000 Pfund Mitgift und ihren Anteil an der Erbschaft geben würde. „Ah,“ sagte Herr von Rinville und erhob sich, „wir sind also einig. Ich bitte, daß wir jetzt, heute abend, den Kontrakt unterzeichnen. Wir werden die Verlobten Sonntag aufbieten lassen, von den anderen Formalitäten werden wir befreit werden, und die Hochzeit wird Montag sein.“ Die ganze Familie von Houdetot und ihre Agenten waren dieser Ansicht. Meine Mutter widersetzte sich dem sehr, ebenso wie Herr von Bellegarde, der seiner Familie noch keinerlei Mitteilung gemacht hatte. Er wollte übrigens, daß sie der Unterzeichnung des Kontraktes beiwohnen solle. Meine Mutter fügte diesen Gründen den hinzu, daß sie keine Vorbereitungen getroffen hätte, und daß durch diese Beschleunigung den jungen Leuten nicht die Zeit gelassen würde, sich kennen zu lernen, noch beurteilen zu können, ob sie zueinander paßten. Herr von Rinville befleißigte sich, die erste Schwierigkeit zu bekämpfen, und überging die andere mit Schweigen, da er wohl fühlte, daß sie unwiderleglich wäre. „Sie werden sich“, sagte Herr von Bellegarde, „dem Gerede des Publikums aussetzen, wenn Sie diese Sache in die Länge ziehen. Sie kann nicht verborgen bleiben. Sehen Sie, wir haben noch Zeit, zum Notar zu gehen, um ihm den Entwurf des Kontraktes zu geben. Während er daran arbeitet, werden wir Ihrer ganzen Familie von der Heirat Mitteilung machen und zu Ihnen zurückkehren, um zu unterzeichnen. Was die Hochzeitsvorbereitungen anbetrifft,“ fügte er noch hinzu, „so sind sie überflüssig. Kein Lärm, kein Aufstand, das ist besser. Und spart soviel Geld!“ Sie kennen Herrn von Bellegarde,

meinen Vormund, und wissen also, daß er sich leicht diesen schlechten Gründen fügte. Sie kamen seiner Neigung nach Ruhe zu sehr entgegen, um ihn nicht zu verführen. Meine Mutter zog ihn trotzdem auf die Seite, um ihn zu beschwören, die Sache aufzuschieben. Sie konnte keine andere Antwort erhalten als die: „Nun, meine liebe Schwester, so sind Sie nun! Man sollte meinen, daß Herr von Rinville mich anführen will. Nein, nein, ich würde erröten, wenn ich noch einen Augenblick zögern würde, seinen Rat anzunehmen." Die Freude leuchtete diesem guten Vater aus den Augen. Er ging einen Augenblick später mit Herrn von Rinville fort, um den vorgeschlagenen Plan auszuführen. Ich gehe zu dem Moment über, wo wir uns alle versammelt hatten, um den Kontrakt zu unterzeichnen. Nichts war amüsanter als das Erstaunen, welches auf allen Gesichtern dieser beiden Familien, die sich kaum kannten, zu sehen war. Man verhielt sich zurückhaltend, mißtrauisch und unruhig gegeneinander, was jedem den Anschein der Dummheit gab. Während der Verlesung zog die Marquise zwei Diamanten-Schmuckstücke aus der Tasche, die sie ihrer Schwiegertochter als Hochzeitsgeschenk überreichte. Ihr Wert war im Kontrakt unerwähnt geblieben, weil keine Zeit war, sie richtig abzuschätzen. Jeder unterzeichnete, darauf ging man zu Tisch, und der Hochzeitstag wurde auf den folgenden Montag festgesetzt.

AUS DEN MEMOIREN DER FRAU VON GENLIS.

Man erzählte, daß eines Tages der Herzog von Orleans, den man abwesend glaubte, unerwartet in das Schlafzimmer meiner Tante, der Frau von Montesson, trat und Herrn von Valence zu ihren Füßen fand. Meine Tante, ohne sich zu erregen, sagte mit einer bewundernswürdigen Geistesgegenwart zum Herzog, auf Herrn von Valence zeigend: „Er bittet mich inständig, wie Sie sehen, um die Hand meiner Nichte." Man behauptete, daß dieser Zwischenfall der einzige Grund für die Ehe meiner Tochter (mit Herrn von Valence) gewesen sei.

AUS DEN MEMOIREN DES PRINZEN VON LIGNE.

Mein Vater hieß mich zu ihm in den Wagen steigen und brachte mich nach Wien... Ich komme in ein Haus, wo eine Menge

allerliebster Frauen waren; verheiratet oder zum Heiraten: das wußte ich nicht. Ich kam an die Seite der allerjüngsten ... Acht Tage darauf heiratete ich. Ich war 20, meine kleine Frau 15 Jahre. Wir hatten kein Wort miteinander gesprochen. So tat ich den Schritt, der als der ernsteste im Leben gilt. Ein paar Wochen lang war sie mir amüsant, nachher gleichgültig.

AUS DEN MEMOIREN DER FRAU VON GENLIS.

Die außergewöhnliche Schönheit meiner ältesten Tochter, ihre Talente, die ihren Jahren weit voraus waren, und ihr entzückender Charakter, mein Platz als Ehrendame, der leer geblieben war, und den sie haben sollte, und endlich ein Regiment, das demjenigen versprochen war, den sie heiraten würde, veranlaßten viele, sich bei mir um sie zu bewerben... Obwohl sie erst 14 Jahre alt war, entschloß ich mich endlich, sie zu verheiraten. Herrn von Genlis' Wahl fiel auf einen Belgier, den Marquis von Becelaer von Lawoestine. Er war 20 Jahre, hatte eine reizende Figur, ebenso angenehm wie regelmäßig, eine hohe Herkunft und war einziger Sohn... Ich verlor meine Tochter im Wochenbett im Alter von 21 Jahren... Sie starb, wie sie gelebt hatte, mit der Ruhe und Frömmigkeit eines Engels, nachdem sie fünf Jahre auf den Höhen der Gesellschaft gelebt hatte, ohne Führer, ohne Berater, mit einer strahlenden Schönheit, bezaubernden Talenten, einem ausgezeichneten Geist, ohne jemals auch nur zur kleinsten üblen Nachrede Gelegenheit gegeben zu haben... Herr von Lawoestine brachte mir am Tage darauf kleine Schreibtafeln, die sie immer in ihrer Tasche getragen hatte; es waren drei oder vier Seiten ihrer Schrift, die letzten wenige Tage vor ihrer unglücklichen Entbindung geschrieben. Hier ist eine, die ihren Charakter erkennen läßt und die Art ihres Geistes, der von Natur zum Scherz geneigt war. Sie hatte eine Seite abgeteilt, über die sie den Titel geschrieben hatte: „Berechnung der Treubrüche meines Gatten während der fünf Jahre unserer Ehe." Sie zählte Jahr für Jahr, darunter setzte sie die Summe, die sich auf 21 belief. Darauf schrieb sie: „Sehen wir einmal nach den meinigen." Sie hatte bei jedem Jahr Null geschrieben und mit diesen Worten ab-

geschlossen: „Summe: Zufriedenheit." Und dabei liebte sie ihren Gatten aufrichtig!

ANEKDOTEN.

Die Verheiratung des Marquis von Coigny mit Fräulein von Constans hatte zu Familiensoupers den Anlaß gegeben, bei denen wir die alte französische Fröhlichkeit wiederaufleben gesehen haben. Als von diesen Gastereien die Rede war, sagte der Herzog von Coigny zu dem Marquis von Constans: „Weißt du, daß ich sehr erstaunt bin?" — „Worüber denn?" — „Daß ich in meinem ganzen Leben niemals bei deiner Frau soupiert habe!" — „Meiner Treu, ich noch viel weniger. Wir wollen zusammen zu ihr gehen und uns unterhalten."

*

Während des nordamerikanischen Krieges waren Lafayette und der Herzog von Lauzun bei einem Ansiedler einquartiert. Aus Langerweile sagte der Herzog nach seiner Gewohnheit einer der Töchter sehr zärtliche Komplimente, die ihm darauf schließlich antwortete: „Ihre Reden setzen mich in Erstaunen; denn man versichert mir, daß Sie in Frankreich verheiratet sind." — „Verheiratet, jawohl," erwiderte er, „aber so wenig, daß es sich nicht der Mühe lohnt, davon zu reden. Fragen Sie Lafayette!"

*

Als der alte Marschall von Richelieu, der wegen seines Zynismus berühmt war, seine Frau in einem sehr lebhaften Tete-a-tete mit seinem Stallmeister überraschte, sagte er: „Denken Sie, Madame, in welche Verlegenheit Sie geraten wären, wenn irgendein anderer als ich ins Zimmer getreten wäre!"

Als er Witwer geworden war, wollte er sich mit Elisabeth von Lothringen verheiraten, aber der Plan war noch geheim. Da kam derselbe Stallmeister, der hoffte, der Herzog habe diesen Vorfall vergessen, und bat, er möge ihn wieder in seinen Dienst nehmen. Der Marschall antwortete ihm: „Woher wissen Sie denn, daß ich mich wieder verheiraten will?"

FRAU VON ÉPINAY[1]) AN IHREN GATTEN.

März 1746.

Wie! mein Freund, mein Engel, Du bist abgereist! Du hast mich verlassen können, verlassen für sechs Monate! Nein, ich werde nie der Langeweile einer so langen Abwesenheit widerstehen können. Erst vier Stunden sind seit unserer Trennung verflossen, und schon ist sie mir unerträglich. Ich habe Frau von Maupeou veranlaßt, zu mir zu kommen, um mir Gesellschaft zu leisten; jetzt wäre ich ärgerlich, wenn sie den einzigen Trost stören würde, der mir zusagt, den, Dir zu schreiben. Ach, mein süßer Freund, wirst Du mir verzeihen, wenn ich die Ursache verwünsche, die mich verhindert, Dir zu folgen? Ich habe zu leicht der Besorgnis meiner Mutter nachgegeben: eine Schwangerschaft von drei Monaten hat nie eine Frau verhindert, zu reisen; im Gegenteil. Gestern war ich glücklich, auch heute morgen noch, und jetzt bin ich es nicht mehr; ich habe nicht einmal die Hoffnung, vor sechs Monaten ruhig zu werden. Ich will meine Tage damit zubringen, Dir zu schreiben, meine Nächte, an Dich zu denken. Laß mich alles wissen, was Du tust, besonders schone Deine Gesundheit, denke daran, daß mein Leben mit dem Deinen verknüpft ist. Wenn Dir der geringste Unfall zustoßen würde! Aber ich brauche meine Angst nicht zu übertreiben, um sie lebhaft zu empfinden. Wie ungeduldig warte ich auf Nachrichten von Dir! Was mich besonders beunruhigt, ist, daß Sie nicht genügend die Notwendigkeit einsehen, Vorkehrungen gegen all die kleinen Unfälle zu treffen, die sich ereignen können. Vielleicht wären Sie für andere vorsichtiger. Sehen Sie, nehmen Sie an, daß Sie für mich zu sorgen hätten, und behandeln Sie sich, wie Sie mich behandelt zu sehen wünschen; dann werde ich ruhig sein.

Adieu, mein lieber Freund. Ach, wenn Du unter unserer Trennung so viel zu leiden hast wie ich, wie bedauere ich Dich dann!

HERR VON ÉPINAY AN SEINE GATTIN.

Ich erhalte heute zwei Briefe von Ihnen, geliebte Freundin, fast in demselben Augenblick. Wieviel neue Gründe, Sie noch mehr

[1]) Über die Briefschreiber und ihre Adressaten vgl. die Anmerkungen.

zu lieben, wenn ich nicht schon von den zärtlichsten Gefühlen für Sie ergriffen wäre. Die Erinnerung an Paris und an alles, was mich dort festhält, muß Sie des Bedauerns versichern, das ich empfinde, Sie verlassen zu haben oder wenigstens nicht mit Ihnen zusammen zu sein. Wie sehr wünsche ich, wieder zu Ihnen kommen zu können, aber ich fühle, daß ich meiner Reise und meinen Geschäften auch eine gewisse Zeit widmen muß. Wenn ich mich hier zurechtfinde, so ist das eben ein Notbehelf, und Sie brauchen nicht zu fürchten, daß irgend etwas Sie aus meinem Herzen verdrängt.

Ich kann Ihnen nichts Interessantes mitteilen. Ich kann also nichts Besseres tun, als auf die einzelnen Punkte Ihres Briefes zu antworten...

Du wirst wohl, meine teure Freundin, aus Deiner Tasche dem Schneider meiner Leute sowie einem gewissen Thierry eine Abschlagszahlung leisten müssen. Damit müssen sie zufrieden sein und auf das übrige bis nach meiner Rückkehr warten. Es ist richtig, daß ich sie auf der vor meiner Abreise aufgestellten Schuldenliste vergessen hatte; ich weiß nicht, wie das zuging; bitte, diese Nachlässigkeit wieder gutzumachen; ich werde es mit Dir verrechnen, sobald ich kann.

Es scheint mir, als behandeltest Du den armen Ritter von Canaples recht streng. Man ist nicht gerecht gegen ihn. Er hat ein Verdienst, um das er beneidet wird, und bei den ihm zugeschriebenen Verstößen ist er eher unglücklich als schuldig gewesen. Wenn er großtut, so hat er ganz recht. Übrigens haben wir dieselben Bekannten, wir leben zusammen, er hat mir bei Gelegenheit Freundschaft bewiesen, ich bin ihm verpflichtet, und deshalb hoffe ich, daß Du ihn wie gewöhnlich empfangen wirst, sonst glaubt er, ich verhindere Dich daran: das genügt Dir wohl. Was Deine Besorgnis betrifft, so ist sie ganz töricht. Man kann doch einer Frau sagen, daß man in sie verliebt ist, ohne daß ihr der Kopf verdreht wird. O weibliche Eigenliebe!

Ich bin entzückt, daß Sie nach Épinay übersiedeln, und noch mehr erfreut, daß Ihnen diese Besitzung zu gefallen scheint, aber man muß Gesellschaft und Vergnügungen haben. Ich hoffe,

daß mein Vater einwilligen wird, dort einige Feste zu geben. Sie haben Ihren Wagen und den seinigen, über den Sie verfügen können. Das Land bietet nichts, wenn man allein dort ist, oder wenn man immer dieselben Dinge dort sieht. Man muß dort für Abwechslung sorgen, und ich selbst verlange danach, zu erfahren, wie Sie sich amüsieren, und was alles in Épinay vorgeht.

Du weißt, wem ich Empfehlungen und Grüße schulde. Ich verlasse mich auf Dich. Ich hoffe, daß in wenigen Tagen meine Geschäfte hier zu Ende sein werden und ich dann meine Reise fortsetzen kann. Aber trotzdem ist es bis zu meiner Rückkehr nach Paris noch recht lange. Je mehr ich mich davon entferne, desto mehr sehne ich mich nach dem Vergnügen, mich ihm zu nähern. Unterstütze mich in dieser Hoffnung, meine teure Emilie, durch das Glück, von Dir Briefe zu erhalten. Ich fühle, daß ich mich vergesse, und glaube, bei Dir zu sein. Mit Schmerz verlasse ich Dich, aber es muß sein, und ich kann Dir nur noch sagen, daß ich tausendmal der Deine bin.

HERR VON ÉPINAY AN SEINE GATTIN.

Nun sind Sie also, geliebte Freundin, wieder auf den Ton der schönsten Zärtlichkeit gestimmt, und Ihr Gatte muß stolz darauf sein, daß Sie ihn mit den Ausdrücken eines Gefühls überhäufen, das sich regt oder einschlummert, je nachdem Sie sich mehr oder weniger mit fremden Dingen beschäftigen. Ich bin Ihnen dankbar für die Beweise der Anhänglichkeit, und ich bitte Sie, mir zu verzeihen, daß ich es gewagt hatte, Sie mit den gewöhnlichen Frauen zu verwechseln.

Berichten Sie mir auch weiterhin über Ihre Vergnügungen und Ihre Beschäftigungen. Sie sagen manches mit einer so komischen Einfachheit, wenn Sie sie nicht etwa absichtlich so sagen (denn ich möchte es nicht beschwören). Ich erwarte auch, daß Sie mir Nachricht geben über die Vorbereitungen zu Ihrer Niederkunft. Ist das nicht Ihre Hauptbeschäftigung? Sie dürfen nicht bis zum letzten Augenblick warten, um nach Paris zurückzukehren. Ich hoffe, daß Sie noch freie Augenblicke finden werden, um mir zu schreiben. Was mich betrifft, so bin ich so beschäftigt, daß

ich keine Zeit habe, Ihnen darüber zu berichten. Ich wundere mich selbst darüber, aber in Wirklichkeit bleibt mir nur die Zeit, Sie zu umarmen und Ihnen zu sagen, meine teure Freundin, daß ich ganz der Ihrige bin.

BRIEF DER FRAU VON ÉPINAY AN IHREN VORMUND.

Ich wollte und ich konnte fast an meinem Unglück zweifeln, es fehlte die Gewißheit. Jetzt kann ich an nichts mehr zweifeln. Wird mein Mann mich noch lieben, wenn er weiß, daß ich unterrichtet bin? Darf ich ihn noch lieben? oder vielmehr es ihm eingestehen, nachdem ich ihm einen solchen Vorwurf machen muß? Was soll aus mir werden? Das Glück meines Lebens ist vorbei. Ich werde es in Bitterkeit hinbringen. Er hat mich einmal getäuscht. Weiß ich, ob es das einzige Mal ist? Niemals, niemals werde ich wieder Vertrauen haben können. Es scheint mir, als ob mir alles genommen ist, als ob ich allein in der Welt wäre. Ach, was habe ich ihm getan, daß er mich so unglücklich machen darf? Sie haben recht, er hat mich nie geliebt. Ach, lieber Vormund, wenn ich nicht Achtung hätte vor... Ach, ich muß mich ja erhalten für das unglückliche Geschöpf, dem ich das Leben geben soll. Wird es mich für das Unrecht seines Vaters entschädigen?

*

[Nach der Geburt des Kindes.]

Ich habe nur die Zeit, Ihnen ein Wort zu sagen, lieber Vormund, mein Mann ist gestern abend angekommen. Welche Veränderung in meiner Seele, meiner Lage! Seine Ungeduld hat ihn so bald kommen lassen, denn ich erwartete ihn erst in acht Tagen. Alle meine Sorgen, meine Unruhe sind durch seine Gegenwart verschwunden. Er liebt mich, er versichert es mir, und es hat den Anschein der Wahrheit. Ich sehe sogar, daß er während seiner Reise sich sehr mit mir beschäftigt hat. Er hat in meinem Sinne mehrere Einkäufe gemacht, von denen er in seinen Briefen nicht gesprochen hat. Seit seiner Ankunft überschüttet er mich mit Geschenken. Tut man das, wenn man nicht liebt? Wie vieles hat er mir gesagt, was sein Vertrauen, seine Liebe beweist!

AUS DEM TAGEBUCH DER FRAU VON ÉPINAY.

Mein Gatte ist in der Tat zurückgekommen, wie er es gesagt hat. Nach dem Souper haben wir viel von seiner Reise gesprochen. Ich wollte ihm alles sagen, was mir seine Abwesenheit Schweres verursacht hat, aber er hat mir den Mund mit einem Kuß geschlossen, indem er sagte: „Wir wollen nicht mehr daran denken, meine kleine Frau, auch ich habe wirklich viel gelitten; aber es ist unnütz, jetzt davon zu reden.“ Es ist sehr schade, daß mein Mann und ich über gewisse Sachen so verschieden denken. Mir scheint, es ist trotzdem ein großes Vergnügen, sich seiner Schmerzen und Freuden dem gegenüber zu erinnern, der sie verursacht hat.

*

Wo bin ich? Ach Gott, ich sterbe vor Schmerz, Zorn und Schmach. Welche Demütigung! Ist es möglich, daß ein Mann sich so wenig achtet, um seine Frau preiszugeben? Ich war gegen 9 Uhr zu Bett gegangen. Nach Verlauf von ein oder zwei Stunden wurde ich dadurch, daß mein Mann meine Vorhänge heftig öffnete, geweckt. Er war von dem Chevalier begleitet. „Wer hat Ihnen erlaubt, mein Herr,“ sagte ich, „in mein Zimmer einzutreten? Helene, habe ich dir nicht befohlen, niemand eintreten zu lassen, wenn ich im Bett bin? Gehen Sie hinaus!“ — „Madame, Ihre Kammerfrau schläft,“ sagte Herr von Épinay und schloß meinen Vorhang wieder. „Es tut mir leid, Ihre Ruhe gestört zu haben. Es ist indessen seltsam, und Sie werden zugeben, daß es nicht üblich ist... Man ist nicht darauf gefaßt... Chevalier, was tun, wir müssen trotzdem etwas essen.“ — „Nichts ist leichter, wie mir scheint,“ erwiderte dieser, „wir müssen uns nur etwas bringen lassen.“ — „Zweifellos,“ antwortete mein Mann, „Helene, wache auf und laß uns etwas zu essen bringen.“ — „Wie, mein Herr, hier?“ rief ich aus, „Sie können doch nicht an so etwas denken! Wollen Sie denn, daß ich meinen Vater wecke? Man kann sich bei mir nicht bewegen, ohne daß er es hört.“ — „Wir werden Sie nicht lange stören, Madame; übrigens ist kein Feuer in meinem Zimmer, wir sind erstarrt. Und wir haben den ganzen Tag nichts gegessen“, fügte der Chevalier hinzu. Die Notwendig-

keit, diese unanständige Szene zu erdulden, trieb meinen Schmerz auf die Spitze. Ich rief Helene und befahl ihr, an meinem Bett zu bleiben. Ich zog hierauf meine Decke über den Kopf und zerfloß in Tränen. Ich hörte den Chevalier sprechen und lachen. Aber ich verstand keinen von seinen Vorschlägen. Indessen verstand ich aus einem lauter als die anderen gesprochenen Worte, daß mein Mann ein wenig verlegen war, daß der Chevalier darüber scherzte und ihn beglückwünschte.

Zwanzigmal war ich versucht, Herrn von Épinay zu bitten, fortzugehen. Ich erhob mich von meinem Lager, und ich legte mich wieder. Schließlich glaubte ich, daß es besser wäre, mich zu stellen, als ob ich ihn nicht hörte, da ich übrigens auch fast sicher war, daß meine Bitte nicht erhört würde. Beim Dessert schickten sie die Leute fort, und der Chevalier forderte eine Flasche Champagner. Mein Mann ließ ihm mit einer anderen Flasche *Vin de Lund* bringen. Ich zitterte, weil ich plötzlich dachte, daß sie sich betrinken könnten. Ich war sicher, daß sie noch nüchtern waren, denn alle beide hatten nichts in Gegenwart der Diener gesagt. Ich ergriff diesen Augenblick, um Herrn von Épinay zu rufen. Er kam an mein Bett. „Mein Herr," sagte ich ganz leise zu ihm, „jetzt ist's aber genug. Ich bitte Sie, beenden Sie Ihre Mahlzeit in Ihrem Zimmer. Das Feuer muß wieder angesteckt sein." — „Es ist nicht der Mühe wert," antwortete er mir. „Wir würden meinen Vater stören; wir werden sofort fertig sein." Er wollte meine Hand nehmen. Ich stieß ihn schroff zurück. Er zog sich zurück und schloß den Vorhang. „Ich habe geglaubt," sagte der Chevalier zu ihm, „daß du mich hier lassen und bei ihr bleiben würdest. Wenn ich das Recht dazu hätte, würde ich es nicht unterlassen haben." Ich erkannte gleich des Chevaliers Plan, dahin zielend, meinen Mann betrunken zu machen. Zorn und Schrecken ergriffen mich. Ich läutete alle Glocken. Ich öffnete plötzlich meinen Vorhang. „Meine Herren," sagte ich in festem Ton zu ihnen, „gehen Sie sofort aus meinem Zimmer. Helene, wecken Sie sofort meine Mutter und Herrn von Bellegarde. Sagen Sie ihnen von mir, sie möchten schnell kommen." Die Miene, mit der ich sprach, imponierte ihnen. Herr von Épinay erhob sich

schwankend und sagte ganz leise zum Chevalier: „Sie ist böse, wir wollen fortgehen.“ — „Was, ohne ihr Adieu zu sagen?“ erwiderte der Chevalier, nahm ihn beim Arm und stieß ihn nach meinem Bett. „Gehen Sie nicht weiter, mein Herr,“ rief ich ihm zu. „Wenn einer von Ihnen die Kühnheit hat, sich zu nähern — ich stehe nicht dafür ein, wie weit mein Zorn gehen kann.“ Dann klingelte ich von neuem. Die Diener kamen, Herr von Épinay zog sich zurück und wiederholte dem Chevalier: „Ich sage dir, daß sie böse ist. Da du mir nicht glauben willst — du brauchst nur morgen wiederzukommen.“ Man beurteile die Unanständigkeit ihrer Vorschläge und ihren Geisteszustand. Die Diener, die eintraten, bestimmten sie, hinauszugehen. Ich ließ dann meine Tür doppelt verschließen. Es ist 7 Uhr, und ich zittere noch. Aber gibt es denn keine Sitten mehr? Nicht mal seine Frau zu achten!

HERR VON ÉPINAY ZU SEINER GATTIN.

Sie müssen sich zerstreuen, gehen Sie in Gesellschaft, gehen Sie ins Theater, legen Sie sich Verhältnisse zu; kurz, leben Sie wie alle Frauen Ihres Alters. Das ist das einzige Mittel, mir zu gefallen, meine gute Freundin.

AUS DEM TAGEBUCH DER FRAU VON ÉPINAY.

Fräulein d'Ette kam, um den Tag mit mir zu verleben. Nach dem Diner legte ich mich auf die Chaiselongue. Traurigkeit bemächtigte sich meiner, und ich konnte meine Traurigkeit nicht verbergen. Die Tränen kamen mir in die Augen, und mit meiner Fassung war's vorbei. „Bitte, entschuldigen Sie,“ sagte ich zu ihr, „ich glaube, dies sind krankhafte Reizungen. Ich fühle mich recht unglücklich.“ — „Ja, wirklich, Sie leiden an nervösen Reizzuständen, aber nicht erst seit heute. Ich habe mich wohl gehütet, Ihnen etwas davon zu sagen, denn ich würde das Übel vergrößert haben.“ Nach einem kurzen Vortrag über die nervösen Reizzustände und ihre Wirkungen sagte sie: „Wir wollen über die Ursachen der Ihrigen sprechen. Haben Sie Vertrauen, verbergen Sie mir nichts: es ist Langeweile und nichts anderes.“ — „Ich

würde es auch glauben," sagte ich zu ihr, „wenn ich die Neigung dazu nicht nach dem Wochenbett gespürt hätte. Die Einsamkeit, in der ich lebe — alle meine Freunde sind fort — die Unmöglichkeit, mich zu beschäftigen, alles das könnte mir wirklich Langeweile verursachen und der Grund für die Entmutigung sein, die mich ergriffen hat. Aber es war dasselbe in Épinay, und sogar zu einer Zeit, wo Sie bei mir waren. Die Augenblicke, wo ich am meisten Ihre Unterhaltung zu genießen schien, waren bisweilen diejenigen ..." — „Ja," unterbrach sie, „wo Sie sich am unglücklichsten fühlten. Alles das bestärkt mich in dem, was ich Ihnen sage, denn es handelt sich, wie ich argwöhne, bei Ihnen um die Langeweile des Herzens, nicht um die des Geistes." Als sie sah, daß ich nicht antwortete, fügte sie hinzu: „Ja, Ihr Herz ist einsam, es hängt an nichts mehr. Sie lieben Ihren Gatten nicht mehr, und Sie können ihn nicht mehr lieben." Ich wollte eine Bewegung des Widerspruchs machen, aber sie fuhr in einem Ton fort, der mich beherrschte: „Nein, Sie können ihn nicht lieben, denn Sie achten ihn nicht mehr." Ich fühlte mich erleichtert, daß sie das Wort ausgesprochen, das ich nicht zu sagen gewagt hatte. „Ach," sagte ich zu ihr, „ich weiß selbst nicht, was ich denke. Es ist lange her, daß ich mich von Herrn von Épinay freimachte. Sein Betragen hat mir erlaubt, mir einzugestehen, daß ich ihn nicht mehr liebe. Ich habe ihn fast vergessen, und trotzdem, wenn ich daran denke, vergieße ich immer Tränen. Wenn Sie ein Mittel wissen, mich aus dieser Lage zu befreien, so sagen Sie es mir. Ich gebe mich Ihnen völlig hin. Aber einer der überraschendsten Widersprüche, die in mir vorgehen, ist der: ich fürchte mich vor seiner Rückkehr, und ich fühle sogar bisweilen einen so starken Widerwillen, ihn wiederzusehen, daß ich glaube, es würde nicht anders sein können, wenn ich ihn haßte." — „Nun gut," antwortete mir Fräulein d'Ette lachend, „man haßt ebensosehr, wie man liebt. Ihr Haß ist nichts weiter als gekränkte und empörte Liebe. Sie werden von dieser unheilvollen Krankheit nur genesen, wenn Sie einen anderen Gegenstand lieben, der Ihrer würdiger ist." — „Niemals, niemals," rief ich ihr zu und entwand mich ihren Armen, als ob ich fürchtete,

daß ihre Meinung sich bestätigte, „ich werde nur Herrn von Épinay lieben." — „Sie werden andere lieben," sagte sie und zog mich zurück, „und Sie werden gut daran tun. Finden Sie nur welche, die liebenswürdig genug sind, Ihnen zu gefallen." — „Aber," sagte ich zu ihr, „das ist es ja, was ich nicht finden werde. Ich schwöre Ihnen ehrlich, daß ich nie in meinem Leben einen anderen Mann als den meinen gesehen habe, der Auszeichnung zu verdienen schien." — „Das glaube ich wohl," fuhr sie fort, „Sie haben nur alte Faselhänse und Gecken kennen gelernt. Es ist nicht sehr erstaunlich, daß keiner Ihnen gefallen konnte. Unter allen, die zu Ihnen kommen, kenne ich nicht ein Wesen, das fähig wäre, das Glück einer verständigen Frau auszumachen. Einen verständigen Mann von 30 Jahren wünschte ich, einen Mann, der Sie beraten und Sie führen kann und genügend Zärtlichkeit für Sie empfindet, um sich nur damit zu beschäftigen, Sie glücklich zu machen." — „Ja," antwortete ich ihr, „das wäre entzückend. Aber wo findet man einen geistvollen, liebenswürdigen Mann, kurz einen solchen, wie Sie ihn schildern, der sich für Sie opfert und sich damit begnügt, Ihr Freund zu sein, ohne zu beanspruchen, Ihr Geliebter zu sein?" — „Aber das sage ich auch nicht," fuhr Fräulein d'Ette fort, „ich wünsche, daß er Ihr Geliebter ist." Meine erste Empfindung war die der Entrüstung, meine zweite die der Freude, daß ein Mädchen von gutem Ruf, wie Fräulein d'Ette, glauben konnte, daß man, ohne ein Verbrechen zu begehen, einen Liebhaber haben könne. Nicht, daß ich irgendeine Neigung fühlte, ihren Ratschlägen zu folgen, im Gegenteil, aber ich brauchte wenigstens vor ihr nicht mehr so betrübt wegen der Gleichgültigkeit meines Mannes zu erscheinen, denn ich fürchtete bisweilen, daß man es mir zum Vorwurf machte, nicht unglücklich genug zu sein. „Ich werde nie einen Geliebten haben", sagte ich zu ihr. „Und warum nicht?" erwiderte sie, „aus Ergebenheit?" — „Nein," entgegnete ich, „aber ich glaube nicht, daß das Unrecht ihres Gatten eine Frau berechtigt, sich schlecht zu benehmen." — „Was nennen Sie, sich schlecht benehmen? Ich schlage Ihnen nicht vor, einen Liebhaber an sich zu fesseln, noch ihn immer in Ihrem Gefolge zu haben. Er muß

im Gegenteil ein Mann von Welt sein, der sich so wenig wie möglich öffentlich mit Ihnen zeigt. Ich will kein Rendezvous, keine Vertraulichkeiten, keine Briefe, mit einem Wort, nichts von diesen Nichtigkeiten, welche eine leichte Befriedigung geben und tausendfach Kummer verursachen.“ — „Sehr gut,“ sagte ich zu ihr, „Sie wollen, daß man einen Liebhaber hat, daß man ihn nicht sieht, daß man sich nicht mit ihm beschäftigt.“ — „Das ist es nicht,“ sagte sie zu mir, „aber ich will, daß man es so macht, daß man die Menschen unsicher läßt über die Schlüsse, die sie daraus ziehen könnten.“ — „Ah, Sie geben also zu, daß trotz so viel Vorsicht man darüber reden und mein Ruf verdorben wird.“ — „Aber wie fassen Sie das auf? Erstens, von welcher Frau redet man nicht? Haben Sie viel dabei gewonnen, daß Sie bis jetzt keinen Liebhaber hatten? Haben die Menschen Ihnen nicht doch den Chevalier von C. gegeben?“ — „Was,“ rief ich aus, „den Chevalier von C.? Soll man's glauben?“ — „Armes Kind,“ fuhr sie fort, „alles setzt Sie in Erstaunen und macht Sie bestürzt. Aber in dieser Welt sagt man alles, was man sich ausdenkt, man glaubt alles und nichts von dem, was man sagen wird. Übrigens ist es nicht die Unbeständigkeit einer Frau in ihrem Geschmack oder eine schlechte Wahl oder, wie ich Ihnen schon gesagt habe, der Beweis, den sie davon gibt, der ihren Ruf ruinieren kann. Das Wesentliche liegt in der Wahl: Man wird acht Tage davon reden, oder vielleicht wird man nicht davon reden, und dann wird man nicht mehr an Sie denken, außer um Ihnen Beifall zu zollen.“ — „Ich kann mir diese Moral nicht aneignen,“ sagte ich zu ihr. „Dreierlei ist dabei, das mir nicht in den Sinn will. Erstens, daß man einen Liebhaber haben und ihn ansehen kann, ohne zu erröten; denn diese Verbindung zieht eine Kette von Schiefheiten nach sich. Zweitens, daß man einen Liebhaber haben kann, ohne daß jemand es weiß, und drittens, daß man die Blicke derer, die es wissen oder argwöhnen, ertragen kann.“ Fräulein d'Ette überlegte einen Augenblick. „Ich kenne“, sagte sie dann, „Ihre Offenheit und Ihre Verschwiegenheit; sagen Sie mir, welche Meinung man von mir in der Welt hat.“ — „Die beste“, sagte ich, „und die, die Sie nicht erhalten könnten, wenn Sie die Moral ausübten,

die Sie mir soeben gepredigt haben." — „Soweit wollte ich Sie haben," sagte sie zu mir. „Vor zehn Jahren, als ich meine Mutter verlor, wurde ich von dem Chevalier von Valory verführt, der mich sozusagen hat aufwachsen sehen. Meine außerordentliche Tugend und das Vertrauen, das ich in ihn setzte, erlaubten mir zuerst, mich über seine Absichten zu täuschen. Es dauerte lange, bis ich sie erkannte, und als ich sie erkannte, hatte ich so viel Gefallen an ihm gefunden, daß ich nicht die Kraft fand, ihm zu widerstehen. Es kamen mir Bedenken, er verscheuchte sie mit dem Versprechen, mich zu heiraten. Er versuchte in der Tat, es zu tun. Aber als ich den Widerstand seiner Familie wegen des Mißverhältnisses unseres Alters und wegen meines geringen Vermögens sah, und da ich mich übrigens in meiner Lage glücklich fühlte, war ich die erste, meine Bedenken zu unterdrücken, um so mehr, als er ziemlich-arm war. Er überlegte hin und her, und ich schlug ihm vor, daß wir fortfahren wollten, so zu leben; er nahm es an. Ich verließ die Provinz und folgte ihm nach Paris. Sie sehen, wie ich hier lebe. Viermal die Woche verlebt er seinen Tag bei mir, die übrige Zeit begnügen wir uns damit, voneinander zu hören, wenn nicht der Zufall es fügt, daß wir uns treffen. Wir leben glücklich und zufrieden. Vielleicht würden wir es nicht so sein, wenn wir verheiratet wären." — „Ich weiß nicht, woran ich bin," unterbrach ich sie. „Alles, was Sie mir sagen, verwirrt mich, und ich fühle, daß ich Zeit brauche, mich daran zu gewöhnen." — „Nicht so viele, wie Sie denken," sagte sie zu mir. „Ich verspreche Ihnen, daß Sie in kurzer Zeit meine Moral ganz einfach finden werden, denn Sie sind geeignet, Geschmack daran zu gewinnen."

*

Oh, welch Triumph! Welche Genugtuung! Was würde jetzt aus mir werden, wenn ich mich nicht der Unruhe und dem Mitleid hingeben würde, die Francueil in meiner Seele erregt hat! Ich kann mir gestehen, daß ich Francueil liebe, daß ich von ihm geliebt werde, daß unser Verhältnis rein ist. Ich kann ganz das Glück genießen, einen zärtlichen und tugendhaften Freund zu haben.

*

In welcher Lage befinde ich mich augenblicklich? Was soll aus mir werden? Ich möchte fliehen, ich möchte mich verbergen. Ich kann keine Ruhe finden. Oh, Francueil, du hast mich ins Verderben gestürzt! Und du sagtest, daß du mich liebtest! Ich weiß nicht, wo ich bin, ich bin zu unruhig, um zu schreiben... Francueil, du hast die herabgesetzt, von der du sagtest, daß sie dir so teuer wäre. Du hast mich getäuscht, ich hielt dich für edel. Wie sollte ich dir widerstehen! Dir, den ich trotz der Verführung anbete! Meine Gewissensbisse können dich nicht aus meinem Herzen verjagen, ich fühle es. Jeder Gedanke, jede Überlegung bewirkt nur, daß du dort festeren Fuß faßt. Ach, du wirst immer der Gegenstand meiner ganzen Zärtlichkeit sein. Oh, wieviel Liebe schuldest du mir für alle die Opfer, die ich dir bringe! Komm, komm doch, du, den ich anbete! Allein in deinen Armen, an deiner Brust kann ich meine Schmach verbergen und meine Gewissensbisse ersticken!

Liebe und Geist.

Das Bedürfnis nach Liebe ist ein Stück der weiblichen Natur selbst; die Tugendhaftigkeit gehört nur zur äußeren Ausstattung der Frau. Ninon de Lenclos.

Die Liebe ist der Austausch zweier Phantasien, die Berührung zweier Epidermen. Chamfort.

FRAU VON ÉPINAY AN DUPIN VON FRANCUEIL.

Épinay, April 1749.

Was können Sie mehr wünschen? Und kann ich Sie mehr lieben, selbst wenn ich für Sie Liebe statt Freundschaft, wie ich es nenne, empfände? Nein, ich würde Sie nicht mehr lieben, der Gedanke an Sie folgt mir überall, Ihr Name ist beständig in meinem Munde, das Lob, das man Ihnen spendet, läßt mich erröten und macht mich dennoch eitel. Nochmals, mein lieber Francueil, wenn Sie mich mit einem ebenso reinen und so lebhaften Gefühl lieben wie ich Sie, so haben Sie nichts weiter zu wünschen. Nein, nein, ich bin nicht eifersüchtig, beruhigen Sie sich, und ich mache aus der Eifersucht nicht mehr Aufhebens als Sie; ich halte mein Wort in allem, was ich Ihnen gesagt habe, auch in dem festen Entschluß, keinen Liebhaber zu nehmen. Übrigens suchte ich Ihre Aufgabe zu erschweren, um Ihnen den Mut zu nehmen, sie auszuführen und sich zu erklären.

Es ist Ihnen in Ihrem Briefe noch ein Wort entschlüpft, das mich peinlich berührt; wollen Sie, daß ich Sie liebe und Sie achte, so bezeichnen Sie Grundsätze, die unveränderlich sein müssen und für mich unveränderlich sind, nicht mehr als Vorurteile. Dabei bleibt's; sprechen wir nicht mehr davon, denn es ist meine Art, nie auf Gegenstände zurückzukommen, von denen ich im Innersten überzeugt bin. Es sind, wie mir scheint, nur die in

ihren Grundsätzen schwankenden Leute, die sie bei jeder Gelegenheit vorbringen oder sich rühmen, nie dagegen zu verstoßen. Deshalb bin ich immer mißtrauisch gegen die Leute, die die großen Worte Weisheit und Tugend immer im Munde führen.

Ich will auch nicht, daß es für Sie ein Unglück sein soll, die Pflichten Ihres Amtes zu erfüllen und für Ihr Vermögen Sorge zu tragen. Ich verlange nicht so große Opfer und würde Ihre zärtliche Liebe nicht verdienen, wenn ich solche Opfer annähme, oder wenn ich mich über eine Notwendigkeit, der jeder ehrliche Mensch unterworfen ist, beklagte. Jeder hat seine Pflichten und seine Geschäfte, auch ich, und es fällt mir nicht schwer, sie zu erfüllen. Dennoch wird mir die Trennung, die uns droht, schwer zu ertragen sein, ich kann es Ihnen nicht verheimlichen; wir werden wohl einen Ersatz suchen müssen: wir müssen uns schreiben. Ich sehe noch nicht, welches Mittel wir benutzen können, um uns unsere Briefe sicher zu übermitteln; wir wollen noch darüber reden. Aber nur keine Bedienten, das widersteht mir: übrigens ist es das am wenigsten sichere Mittel. Vielleicht müssen wir zu Fräulein d'Ette unsere Zuflucht nehmen; wir wollen sehen. Einstweilen, mein lieber Francueil, ist es wesentlich, daß wir auch weiterhin bei meinen Eltern Erfolg haben: viel über Politik reden mit Herrn von Bellegarde; wenn er lange in seinem Kabinett ist, ihm einen Spazierritt vorschlagen oder, falls das Wetter es nicht erlaubt, musizieren. Sie haben sicher bemerkt, daß er im allgemeinen weder die neue Musik, noch die neuen Moden liebt. Im übrigen macht alles, was gut und ehrlich ist, Eindruck auf ihn, das will sagen: Sie brauchen sich in nichts zu verändern, um ihm zu gefallen.

Meiner Mutter dürfen Sie nicht zu auffällige Zuvorkommenheiten erweisen; sie liebt nicht die kleinen Aufmerksamkeiten. Begnügen Sie sich, an ihr zu bewundern, was wirklich bewundernswert und achtenswert ist: ihre Tätigkeit und beständige Wachsamkeit, ihre Zärtlichkeit und ihre Güte gegen uns. Sie kann nur schwer gehen; bieten Sie ihr den Arm, wenn Sie in ihrer Nähe sind; aber sie soll nicht merken, daß Sie sich absichtlich deshalb dort aufhalten. Nehmen Sie mir auch nicht zu häufig

die Genugtuung, ihr diesen Dienst zu erweisen; von Ihnen muß es eine einfache Höflichkeit und von mir ein Zeichen der Zärtlichkeit sein.

Ich habe Ihnen noch vieles zu sagen und Sie vieles zu fragen über Ihr Heim. Sie sind verheiratet, Francueil, und Sie lieben Ihre Frau nicht: wie ist sie zu bedauern! Aber weshalb lieben Sie sie nicht? Was hat sie Ihnen getan? Ich will hierüber mit Ihnen sprechen... Einer von beiden muß wohl schuld daran sein. Könnten Sie unrecht haben? Hoffentlich nicht; sie wird die Schuldige sein. Ich will es aber wissen. Adieu, Francueil, ich würde gern den ganzen Abend und die ganze Nacht damit zubringen, Ihnen zu schreiben, aber wir müssen scheiden. Morgen! Morgen! Wird er denn nie kommen?

DUPIN VON FRANCUEIL AN FRAU VON ÉPINAY.

[1749.]

Wenn Sie das Übermaß meiner Liebe begreifen, meine liebe Emilie, werden Sie ohne Mühe die Verzweiflung verstehen, in der ich mich befinde, weil ich den Abend nicht bei Ihnen zubringen kann. Ich bin krank, und ich muß schon sehr krank sein, um auf das Vergnügen, Sie zu sehen, zu verzichten. Ich bin krank, jawohl, aber es ist nichts. Wundern Sie sich nicht. Ich habe ziemlich heftiges Halsweh und muß im Bett bleiben. Morgen werde ich hoffentlich zu Ihnen kommen können. Adieu, meine verehrte Freundin, meine Emilie; beklagen Sie mich, daß ich fern von Ihnen bin, trotzdem... Seien Sie immer die meinige. Ja, lieben Sie, lieben Sie, soviel Sie können den, der Sie bis zum letzten Augenblick seines Lebens anbeten wird.

ANTWORT DER FRAU VON ÉPINAY AN DUPIN VON FRANCUEIL.

Wie, Sie sind krank, mein lieber Francueil, und ich kann Sie nicht sehen, kann Sie nicht pflegen? Was wird aus mir werden? In welche Unruhe hat mich Ihr Brief versetzt!... Ich habe ihn bei meiner Ankunft vorgefunden; ich wage es nicht, Ihnen zu schicken, was ich geschrieben habe. Dieses Halsleiden bringt mich zur Verzweiflung: vielleicht nimmt das Übel zu, während

ich Ihnen schreibe. Haben Sie einen Arzt? Und welchen? Bedenken Sie, daß das eine Krankheit ist, die man sofort bekämpfen muß. Wenn aber... Das ist nicht möglich. Ich sende Ihnen die Abschrift meines Tagebuchs, welche Folgen das auch haben mag. Welche Qual! Ihr Brief ist sonderbar; ich soll Sie beklagen, trotzdem... Aber was bedeutet das? Ich weiß nicht, was Sie getan haben, was Sie tun. Es ist schon schlimm, fern von Ihnen leben zu müssen, und nun noch die Furcht für Ihre Gesundheit! Was würde aus mir werden, wenn...? Ach, mein lieber Francueil, werden Sie schnell wieder gesund. Ich kann nicht leben, wenn ich weiß, daß Sie krank sind. Wenn Sie morgen nicht imstande sind, auszugehen, weiß ich nicht, ob ich nicht versuchen werde, zu Ihnen zu kommen. Adieu. Ich werde heute abend Nachricht über Ihr Befinden holen lassen und werde auch morgen früh jemand zu Ihnen schicken. Was wird aus mir werden, bis ich Sie wieder sehen kann?

*

26. April [1749].

Lieber Gott, was ist denn geschehen? Ich habe dreimal zu Ihnen geschickt, um Nachricht zu bekommen. Sie waren nicht zu sprechen. Man sagt, es ginge Ihnen besser, aber Sie würden heute noch nicht ausgehen. Sie haben mir nicht geschrieben. Es geht Ihnen besser, Francueil, und Sie haben mir nicht geschrieben! Was will all das heißen? Ich habe es auch nicht gewagt, Ihnen zu schreiben, aber ich vermag es nicht mehr auszuhalten. Francueil! Im Namen von allem, was Ihnen teuer sein kann, reißen Sie mich aus der Ungewißheit, geben Sie mir das Leben wieder. Haben Sie meinen Brief erhalten? Und wenn ja, was soll ich dann von diesem Schweigen denken? Sicher betrügt man mich, man verheimlicht mir Ihren Zustand. Sagen Sie mir, was Ihnen fehlt, wie es Ihnen geht. Ich werde nicht mehr an Ihre Liebe glauben, wenn Sie mich betrügen. Adieu, Angebeteter! Antworten Sie mir schnell, verlieren Sie keine Minute.

DUPIN VON FRANCUEIL AN FRAU VON ÉPINAY.

[April 1749.

Sie wollen es, meine liebe Emilie, ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, um Ihnen wenigstens zu beweisen, daß ich nicht fähig bin,

Sie zu betrügen; aber, mein Gott, wie fürchte ich den Eindruck, den die Nachricht auf Sie machen wird, die ich Ihnen mitzuteilen habe? Vor allem, seien Sie versichert, daß ich Sie jeden Tag mehr liebe, und daß ich in Ihren Armen leben und sterben möchte. Es geht mir besser; in wenigen Tagen wird man von meiner Krankheit nichts mehr merken; und von der Art meiner Krankheit kann ich Ihnen nur sagen, daß Ihr Gatte ein Ungeheuer ist, und daß Sie ein anbetungswürdiges Geschöpf sind. Aber Ihr Vertrauen auf Ihre Gesundheit läßt mich für Sie besorgt sein. Das wollte ich Ihnen, meine anbetungswürdige Freundin, in einigen Tagen sagen, und ich wollte vermeiden, es zu schreiben. Ich bin ein wenig schwach und kann Ihnen nicht mehr sagen. Ich hoffe unverzüglich zu Ihnen gehen und zu Ihren Füßen Ihnen die zärtlichste Liebe schwören zu können.

FRAU VON ÉPINAY AN DUPIN VON FRANCUEIL.

Vielleicht glaubst Du, fern von mir zu sein? Ach, lieber Freund, Du irrst Dich; Du hast mich nicht verlassen. Ich habe Dich überall gesehen; ich habe Dich bei mir gefühlt. Deine Hand hat die meine gedrückt; mein Herz hat gepocht. Weshalb kann diese Illusion nicht bis zu Deiner Rückkehr dauern? Was tust Du jetzt? Wo bist Du? Du denkst an mich, nicht wahr? Ich habe gesehen, daß bei Deiner Abreise Dein Herz beklommen war; kaum konntest Du die Tränen zurückhalten. Hast Du in meinen Augen meinen Schmerz gelesen? Kann ich daran denken, wie lange Deine Abwesenheit dauern wird? Was soll denn aus mir werden? Es kommt mir vor, als ob jedermann mich argwöhnisch beobachtet. Ich fürchte besonders meine Mutter; wie soll ich meinen Schmerz vor ihren Augen verbergen? Jeden Augenblick ersticken mich die Tränen, und ich muß mich bezwingen, ich muß sogar all die Scherze ertragen, mit denen man mich wegen Deiner Abreise neckt.

Gestern habe ich während des ganzen Spaziergangs Dein Geschenk in den Händen gehalten, ein kostbares Geschenk und meinem Herzen so lieb! Es ist wirklich in diesem Kästchen etwas, was zur Seele spricht. Wie glücklich wäre ich, Dein wirkliches Bild zu besitzen! Oh, ich werde es noch erhalten.

Heute habe ich mich kaum mit Fräulein d'Ette über Dich unterhalten können; sie ist aber die einzige, mit der ich über Dich sprechen kann. Herr Rousseau hat uns versprochen, morgen zu uns zu kommen. Sie glauben gar nicht, wie wohl ich mich bei ihm fühle. Er liebt Sie; er besitzt Ihre Achtung und Ihre Freundschaft; seine Gegenwart wird mir meine Langeweile ertragen helfen. Es scheint ihm bei mir zu gefallen; ich nehme mir vor, ihn recht häufig wiederholen zu lassen, was er mir von Ihnen sagte. Ach, lieber Francueil, gib mir Nachrichten von Dir. Ich möchte — doch Du wirst mich für verrückt halten — ich möchte den Plan Deines Zimmers haben, des Hauses, das Du bewohnst, von allen Orten, an denen Du Dich ohne mich befinden kannst. Du ersiehst aus diesem Wunsche, daß ich nicht einen Augenblick ohne Gedanken an Dich sein will.

DUPIN VON FRANCUEIL AN FRAU VON ÉPINAY.

Ein grausames Geschick entreißt mich den Armen, in denen mein Leben wohnt. Ach, was liegt mir an diesem Leben, da ich es nicht bei Ihnen zubringen soll? Meine zärtliche, meine göttliche Freundin, wo sind Sie? Räume, die mir unendlich scheinen, trennen uns. Mit welcher Schnelligkeit haben sie sich ausgedehnt! Mit welcher Schnelligkeit haben sie mich von Ihnen entfernt! Wie traurig ist meine ganze Umgebung! Die Welt ist nur eine Wüste für mich! Ich kann nur mehr sprechen, um den Namen Emilie auszusprechen und um alles, was ich sehe, nach ihr zu fragen. Ach, ich bin hoffnungslos; man wird mir die Angebetete nicht mehr wiedergeben. Meine Seele kann nicht an unsere Trennung denken, ohne zusammenzubrechen. Der Verstand ist recht schwach, wenn die Leidenschaft ihn bekämpft.

Mein Vater hat den ganzen Weg von Ihnen gesprochen; ich habe ihn nie so geliebt. Er kennt Ihren Gatten wohl ganz genau, meine zärtliche Freundin; man läßt Ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Sogar meine Schwiegermutter, die nie etwas Gutes gesagt hat von einer Frau, die jünger ist als sie, gibt zu, daß Sie ein besseres Schicksal verdient hätten. Recht sonderbar ist es, daß sie Sie gerade wegen der Tugenden lobt, die sie nicht hat. Sie wundert

sich, daß Sie bei viel Geist und Anmut duldsam sind sowohl gegen die, die Ihnen nicht gleichkommen, wie gegen die, die mit Ihnen wetteifern können.

Es werden noch zwei Tage vergehen, bis ich Nachrichten von Ihnen erhalte. Welche Qual! Morgen früh um sechs Uhr werden wir unsere Reise fortsetzen. Ich werde um fünf Uhr aufstehen, um Ihnen noch ein Wort zu schreiben, bevor ich meinen Brief absende.

Adieu; beklagen Sie Ihren Freund, meine Emilie.

*

[Am folgenden Tage.]

Der Tag erscheint umsonst für mich; wozu dient mir seine Helligkeit, da man mir nicht die Ruhe läßt, meiner Emilie zu schreiben? Ach, ich will nichts sehen, da ich die Einzige nicht sehen werde, die meine Seele anbetet, die sie sucht, die sie ruft, die in mir so zarte und so lebhafte Empfindungen wachruft. Die Grausamen, die mir soviel Leid verursachen, verstehen diesen Zustand nicht. Nie haben sie etwas so Kostbares verloren, nie etwas, was für mein Dasein so notwendig ist wie die, deren sie mich beraubt haben. Es gibt nichts für mich, wenn ich fern von Ihnen bin, meine anbetungswürdige Freundin. Alles, was die Welt enthält, vermag nicht im geringsten den Schmerz zu erleichtern, den mir unsere Trennung verursacht.

Adieu, ich reise ab. Meine erste Sorge wird sich darauf richten, Deine Briefe zu beantworten, denn ich hoffe, bei meiner Ankunft welche vorzufinden. Adieu, tausendmal adieu! Komm, komm in meine Arme; komm und sieh mich vor Zärtlichkeit den Geist aufgeben auf jenem Munde, aus dem meine berauschte Seele den belebenden Atem schöpft! Mögen Sie, die die reinste, lebhafteste und zärtlichste Freundschaft zum Schiedsrichter über mein Schicksal gemacht hat, die Klagen eines Freundes verzeihen, für den die ganze Welt nur mehr in Ihnen besteht. Man lasse mich in Freiheit das Glück genießen, meine Emilie anzubeten; ich verzichte auf alles andere. Ihre Zärtlichkeit ist das höchste Gut, das einzige, nach dem ich strebe.

FRAU VON ÉPINAY AN DUPIN VON FRANCUEIL.

[Épinay, 1751.]

Eben erhalte ich Ihr Billett von vier Zeilen, das Sie mir nach achttägigem Schweigen senden. Wie, Francueil, weil Sie auf der Jagd waren, weil man musiziert hat, haben Sie mir nicht geschrieben? Ich glaubte, Sie wären krank, stellen Sie sich meine Unruhe vor! Ach, wenn Sie wüßten, welchen Kummer mir Ihre Abwesenheit macht! Es ist wirklich der geringste Trost, den Sie mir gewähren können, wenn Sie mir regelmäßig schreiben: es ist eine Härte, mir dies zu verweigern. Wird Ihre Reise noch lange dauern? Ach, mein Freund, wie sehr brauche ich Sie! Wie vieles habe ich Ihnen zu sagen! Es ist nicht möglich, alles zu schreiben; es fehlt mir an Kraft. Beunruhigen Sie sich aber nicht; Sie wissen, daß ich zu nichts Mut habe, wenn Sie fern von mir sind. Das einzige, was mir übrigbleibt, ist, mich mit Fräulein d'Ette über Sie zu unterhalten und mich fortwährend mit Ihnen zu beschäftigen, wenn ich allein bin. Ich spreche mit Ihnen; Sie antworten mir nach dem Wunsche meines Herzens, aber ich weiß nicht, seit diesem Billett von vier Zeilen fürchte ich, daß Sie nicht so gut antworten. Man muß sich in sein Schicksal ergeben: das meinige ist recht hart! Mein liebenswürdiger Freund, es würde meine Kräfte übersteigen, mich in mein Schicksal zu ergeben, wenn Sie mich verlassen. Ich bin vielleicht ungerecht; ja, sicher bin ich es. Sie haben mir nicht schreiben können, da Sie mir nicht geschrieben haben. Ein Wort aber, nur ein Wort! Sie werden keine gewöhnliche Post mehr vorübergehen lassen, ohne mir zu schreiben, nicht wahr? Es wird genügen, um mich zu beruhigen. Mein Francueil, mein Gut, mein einziges Gut, bringe mich nicht in die Lage, Dich gegen mich selbst verteidigen zu müssen . . .

Ich lasse schon diesen Brief abgehen, mein lieber Francueil, um nicht den Kurier zu verfehlen, und ich will unverzüglich einen neuen Brief anfangen. Guten Tag, tausendmal guten Tag!

DUPIN VON FRANCUEIL AN FRAU VON ÉPINAY.

Es stand nicht bei mir, Ihnen zu schreiben, meine geliebte Freundin, sonst hätte ich es getan. Wenn Sie wüßten, wie ich

darunter leide, mit welcher Ungeduld ich zu Ihnen eilen würde, wenn ich könnte, so würden Sie mir keine Vorwürfe machen. Ich erschrecke, wenn ich daran denke, welche Gewalt Sie über mich ausüben. Ich weiß noch nicht, wann wir nach Paris zurückkehren werden. Seien Sie versichert, meine teure Freundin: wenn ich nur mein Herz befragte, hätte ich Sie nicht verlassen und würde Sie nie verlassen. Wäre ich näher bei Ihnen, könnte ich Sie vielleicht nicht öfter sehen, oder Ihr Interesse würde doch fordern, daß ich Sie nicht so oft sähe, wie früher. Wir haben uns zwar darüber geeinigt, aber welches Opfer! Und doch werde ich mich über keines beklagen, wenn es Sie glücklich machen oder wenigstens Ihnen Ruhe verschaffen kann. Schreiben Sie mir mehr über sich als über die andern. Was sagt, was tut Ihr Gatte? Wie verhält er sich gegen Sie? Meine zärtliche Freundin, sagen Sie mir alles, was vorgeht... doch nein, sagen Sie mir nichts. Ich könnte Ihnen doch nicht nützlich sein, und wenn man Sie wieder quält, muß ich ans Ende der Welt fliehen. Adieu, tausendmal!

FRAU VON ÉPINAY AN BARON GRIMM.

[Paris, 1754.]

Ich esse heute mittag bei Francueil und heute abend bei der Gräfin von Houdetot, die mich beauftragt hat, Sie zu ihr einzuladen; wenn Sie den Vorschlag annehmen, werde ich zu meiner Mutter gehen und Sie dann abholen, um Sie zu meiner Schwester zu führen. Guten Tag, mein Herr! Ein Wort über Ihre Erkältung?

*

Samstag.

Habe ich Sie wirklich Herr genannt? Dann hatte ich sicher eine schlechte Feder. Ich soll ärgerlich sein? Ich soll böse auf Sie sein? Aber weshalb denn?

Leider werde ich heute abend nicht allein sein. Was haben Sie mir wohl zu sagen? Ich werde vielleicht die Gelegenheit verfehlen, Ihnen zu nützen, und ich werde deshalb trostlos sein. Kommen Sie immerhin, um den Abend bei uns zu verbringen. Wenn Sie rechtzeitig kommen, werden wir vielleicht einen Augenblick plaudern können. Wenigstens werden Sie sicher sein, wenn das, was Sie mir zu sagen haben, nicht eilt, morgen das Versäumte nachzuholen.

Ich werde den Tag über nicht ausgehen, und ich verspreche Ihnen, daß meine Tür außer für Sie für jeden verschlossen sein wird. Guten Tag, mein Ritter.

*

[1755.]

Nun, wo sind Sie jetzt, da die Stunde, wo Sie Nachrichten von mir holen, verstrichen ist? Sie beklagen sich, mein Ritter, und Sie denken nicht an mein Leid. Machen Sie noch immer, um meine Ruhe nicht mehr zu stören, Pläne, die geeignet sind, mich vor Kummer sterben zu lassen? Mein Freund, wir werden glücklich sein, trotz des Schicksals, über das wir uns so sehr beklagen müssen. Ich habe Ihnen heute morgen nicht antworten können; ich hatte lästige Gäste; auch Francueil war darunter, er ist unvernünftiger als je. Er behauptet, er könne mich nicht mehr sehen. Ich habe ihm gesagt, er möchte alles tun, was ihm gefiele, und wenn sein Benehmen gegen mich beleidigend würde, würde er nur sich selbst schaden und die Achtung und die Freundschaft verlieren, die ich ihm mit Freuden bewahrt hätte. So weit sind wir jetzt. Guten Tag, mein guter Freund!

DUCLOS AN FRAU VON ÉPINAY.

[1755.]

Teilen Sie mir mit, ob Sie heute abend zu Hause essen. Ich vergesse die Ausbrüche Ihrer Lebhaftigkeit, indem ich an das Unheil denke, das ein Bruch mit mir Ihrem Rufe bringen würde. Armes Kind! Sie erregen mein Mitleid! Man hält Sie zum besten, und Sie merken es nicht. Ich muß schon sehr anständig sein, um mich gegen Sie so zu verhalten, wie ich es tue.

FRAU VON ÉPINAY AN DUCLOS.

Sie können gar nicht glauben, wie sehr ich Ihre Großmut bewundere. Ich bin ihrer so wenig würdig, daß ich Ihnen nicht rate, so weit auf sie zu hören, um gegen meinen Willen zu mir zu kommen; denn wenn Sie es wagten, zu welcher Zeit und unter welchem Vorwand es auch sein möge, so würde ich nicht verfehlen, Sie sofort zur Tür hinausjagen zu lassen, so unangenehm auch eine derartige Szene für mich sein würde. Sie kennen mich schlecht, wenn Sie



Grimm und Diderot
Nach dem Gemälde von Carmontelle
gestochen von F. Régamey

glauben, ich könnte dulden, daß Sie aus Mitleid mich mit Ihrer Gegenwart beehrten. Lassen Sie mir, bitte, die Sorge für meinen Ruf, und in Gottes Namen will ich nichts mehr Ihren Schritten verdanken. Übrigens wenn Sie mir gegenüber den Namen eines anständigen Menschen beanspruchen, so soll es wenigstens nicht unter vier Augen geschehen, weil ich Sie nicht dementieren kann, ohne Sie zugrunde zu richten. Wenn ich so schwach oder so gutmütig oder so schüchtern bin, um Sie zu schonen, so mag das Sie, wenn möglich, veranlassen, in Zukunft feinfühliger und besonders ehrlicher und anständiger in Ihrem Verhalten zu sein, denn das Publikum gibt sich nicht immer mit Lärm zufrieden, und wenn Sie nicht auf Ihrer Hut sind, wird es Sie bald ebensogut kennen wie ich.

FRAU VON ÉPINAY AN BARON GRIMM.

(Am Tage seiner Abreise.) [1757] 11 Uhr vormittags.

Ich habe schon eine Stunde mit Ihnen verbracht, und in zwei Stunden werde ich Sie nicht mehr sehen. Sie haben mir versprochen, nochmals zu mir zu kommen, mein Freund; ich habe Ihnen wirklich noch zahlreiche wichtige Dinge zu sagen und Sie darüber zu befragen. Ich möchte mit Ihnen sprechen, Ihnen schreiben ... die Ausdrücke fehlen mir. Mein Freund, schonen Sie sich, das ist alles, was ich Ihnen sagen kann: mein Gut ist es, was ich Ihnen anvertraue, ja, mein Gut, mein einziges Gut. Seien Sie meinetwegen unbesorgt, ich werde auf meine Gesundheit all die Sorgfalt verwenden, die sie Ihretwegen verdient. Ich konnte nicht umhin, Ihnen dieses Billett zu schreiben während Ihrer Toilette, und ich kann nicht umhin, es Ihnen zu schicken, und wäre es auch nur, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie erwarte.

*

Oh, die grausamen Freunde! Welche Genugtuung glaubten sie um einen Tag verzögern zu können! Der Baron, Herr von Margency, der Marquis von Saint-Lambert, die Gräfin von Houdetot sind alle herbeigeeilt. „Wie? Er ist abgereist?“ — „Gewiß, er ist abgereist.“ Man bedauerte es und sprach sich schmeichelhaft über Sie aus. Wie kalt sind all diese Leute, und wie schwach drücken sie sich

aus im Vergleich zu dem, was mein Herz fühlt! Sie ließen sich bei mir nieder; sie wollten mich trösten, sich mir angenehm erweisen, aber ich habe ihre Freundlichkeit erst anerkannt, als sie schon fort waren.

Da wir in einigen Tagen nach Chevrette gehen, habe ich angefangen, meine Papiere und meine Bücher einzupacken; sie haben mir geholfen, und es hat mich einen Augenblick amüsiert, zu denken, ich würde auch abreisen und irgendwo mit Ihnen zusammentreffen.

Sobald ich allein war, bin ich in Ihre Wohnung geeilt; ich hatte das Gefühl, als könnte ich mich nur dort wohlbefinden. Glauben Sie, daß ich erst nach einer halben Stunde den an mich gerichteten Brief bemerkt habe, den Sie dort gelassen hatten? Deshalb durfte man also Ihre Wohnung nicht betreten? Wie danke ich Ihnen, mein Freund! Wie süß, wie trostreich ist dieser Brief! Ja, ich werde während Ihrer ganzen Abwesenheit dieses kostbare Unterpfand Ihrer Zärtlichkeit und Ihrer ebenso feinfühligen wie unerschöpflichen Aufmerksamkeit gegen mich auf dem Herzen tragen. Nachdem ich den Brief zehnmal wiedergelesen hatte, habe ich schließlich Ihren Schreibtisch und Ihr Bureau geordnet; ich ging dann meiner Mutter Guten Abend sagen, und ich will nun den Tag bei meinen Kindern beschließen.

BARON GRIMM AN FRAU VON ÉPINAY.

Bei der Abreise.

Ich werde schon weit von Ihnen sein, meine verehrte Freundin, wenn dieses Billett Sie daran erinnern wird, wie sehr mein Herz sich mit Ihnen beschäftigt. Mit dem tödlichsten Bedauern verlasse ich Sie und verzichte für einige Zeit auf den Genuß, in Ihrer Nähe zu leben, aber, meine Freundin, wir dürfen nicht ganz unglücklich sein über ein Ereignis, das in der Ordnung ist, und das die Pflicht von jedem Menschen fordert. Da ich Frankreich als mein Vaterland adoptiert habe, muß ich ihm auch dienen. Wie ungerecht sind Sie, wenn Sie mir noch Ehrgeiz vorwerfen! Verlassen Sie sich darauf, daß ich nur tue, was ich muß. Ich danke Ihnen für das Billett, das Sie mir eben gesandt haben; ich fühle zu sehr aus

Erfahrung, meine zärtliche Freundin, daß wir uns gegenseitig die Schwäche des ersten Augenblicks verzeihen müssen; die Empfindsamkeit hat Rechte, deren Wirkung man lieben muß. Die, die Sie mir beweisen, ist mir sehr kostbar; aber man darf ihre Grenzen nicht so weit ausdehnen, daß man sein Unglück übertreibt und dadurch unfähig wird, seinem Beruf zu folgen. Ihr Beruf ist es, sich für Ihre Frau Mutter, Ihre Kinder, Ihren zärtlichsten Freund zu erhalten. Bedenken Sie, daß sein Glück mit Ihrer Erhaltung und Ihrem Wohlergehen verknüpft ist. Erinnern Sie sich oft, ich beschwöre Sie, an den Gegenstand und das Resultat unserer letzten Unterredungen. Sehen Sie, wieviel Mut, Festigkeit und Großmut Sie brauchen, um allen Mißlichkeiten Ihrer Lage zu begegnen. Meine Freundin, nicht in den Tränen werden Sie die Energie gewinnen, die Ihnen notwendig ist. Dulden Sie nicht, daß Ihr Gatte Ihren Kindern oder Ihren Bedienten irgendeine Ungerechtigkeit zufügt; aber ergeben Sie sich in die Ungerechtigkeiten, die er Ihnen zufügen könnte, wenn sie nicht zu ernste Folgen haben und Ihnen Ruhe verschaffen können. Das ist im allgemeinen die passendste Rolle, die Sie zu spielen haben... Adieu, adieu also, meine Freundin. Wie süß war dieses Wort jeden Abend, aber wie schwer kann ich es jetzt aussprechen!

Ich muß Sie also nunmehr zum letztenmal umarmen — bis auf sechs Monate!

* * *

FRAU DE LA POPELINIÈRE AN RICHELIEU.

Mein liebes Herz, mein süßer Geliebter, warum schreibst du mir so kalt, mir, die nur für dich atmet die dich anbetet mein Herz ich fühle es wohl ich bin ungerecht du hast zu viel zu tun und deine Geschäfte lassen dir nicht die Freiheit mir zu schreiben, sie quälen dich des bin ich sicher mein Herz aber ich habe in deinem Brief nicht die Ausdrücke und die Gefühle gefunden, die aus der Seele kommen, und die ebensoviel Vergnügen gewähren wenn man sie schreibt als wenn man sie liest ich empfinde eine tiefe Erregung indem ich dir schreibe mein teurer Geliebter und es bringt mich fast in Fieber und durchwühlt mich ebenso. Als ich erfuhr, daß

der Bote noch nicht abgereist sei konnte ich nicht umhin dir noch diese paar Worte zu schreiben um meinen kalten und wütenden Brief wieder gut zu machen den ich dir gestern schickte ich fühle das Böse das ich dir bereite mehr als die stärksten Schmerzen, ich liebe dich ohne dir sagen zu können wie sehr mein süßer Geliebter mein Herz du kannst mich nicht genug lieben um zu fühlen wie ich dich liebe mein liebes Herz ich sterbe dadurch daß ich nicht bei dir bin meinen Drüsen geht es nicht gut sie werden ums Doppelte größer und ich bekomme neue ich fange an mich darüber etwas zu beunruhigen aber nur darüber denn der Grund meiner Gesundheit ist unverletzbar es wird aber nichts sein so hoffe ich. Vertrauen Sie mir vor allem und beunruhigen Sie sich nicht. Mein süßer Geliebter deine Abwesenheit wird mir das Leben kosten ich verzweifle darüber. Ich habe immer nur dich geliebt mein Herz ich bin die Unglücklichste von der Welt ach, mein teures Herz liebst du mich ebenso aufrichtig ich glaube es nicht. Sie fühlen nicht so lebhaft das weiß ich. Aber lieben Sie mich wenigstens so sehr als du es kannst...

*

Mein Herz Sie lieben mich mehr als alles was Sie geliebt haben das ist wahr ich fürchte immer es sei nur die Güte Ihres Herzens die Ihnen diese Dinge gebietet um mich zu trösten und mir Geduld einzuflößen, mein Herz was du an Liebkosungen verlierst, das ist unersetzlich. Ich vergaß Ihnen gestern zu sagen daß mein Porträt gemalt wird aber mein Herz ich kann Ihnen keine Kopie schicken, der Maler ist ein gewisser Marolle der den ganzen Tag im Hause arbeitet, außerdem glaube ich nicht daß es mir ähnlich wird Sie haben recht mein Gesicht ist zu veränderlich es ist für meinen Bruder wenn es Ihnen aber gefällt, sobald Sie es bei Ihrer Rückkehr gesehen haben so wird es nicht schwierig sein daß mein Bruder es Ihnen gibt er wird mir sehr gern das Opfer bringen aber Sie werden es nicht mehr brauchen wenn Sie das Modell haben mein Herz wie verlangt mich nach Ihnen, einen Arm gäb' ich darum um Sie sogleich hier zu haben ja ich gäbe ihn das schwöre ich Ihnen mich verlangt nach Ihnen mit der heftigsten Ungeduld und jeden Tag wird sie größer daß ich gar nicht einmal weiß wie ich es anstellen soll um

die Nacht zu erwarten und in der Nacht den Tag dann das Ende der Woche des Monats ach mein Herz welche Qual mein Leben ist schrecklich. Sie können sich nicht vorstellen ich hätte es niemals glauben können es gibt keine Zerstreuung für mich sprechen wir nicht mehr davon das betrübt Sie ohne daß es mich tröstet und nichts wird Sie früher zu mir führen, des schmeichle ich mir manchmal als wenn ich Ihnen sage kommen Sie mein Herz um welchen Preis es auch sei würden Sie kommen, aber ich müßte schon sehr krank sein, um von Ihnen zu verlangen alles zu verlassen, ich mahne Sie im Gegenteil zu bleiben aber mein Herz so wenig als es Ihnen nur möglich ist darum bitte ich Sie.

* * *

HERR VON FERRIOL AN FRÄULEIN AÏSSÉ.

Als ich Sie aus den Händen der Ungläubigen befreite und Sie kaufte, hatte ich nicht die Absicht, mir Kummer zu bereiten und mich unglücklich zu machen; im Gegenteil, ich wollte die Entscheidung des Schicksals über die Menschen benutzen, um nach meinem Willen über Sie zu verfügen und eines Tages aus Ihnen meine Tochter oder meine Geliebte zu machen. Dasselbe Schicksal will, daß Sie das eine und das andere seien, da es mir nicht möglich ist, die Liebe von der Freundschaft und den heißen Wünschen eines zärtlichen Vaters zu trennen; fügen Sie sich ruhig in Ihr Schicksal und trennen Sie nicht, was, wie es scheint, der Himmel gern zusammengefügt hat.

Sie wären die Mätresse eines Türken gewesen, der seine Zärtlichkeit vielleicht unter zwanzig andere verteilt hätte, und ich liebe allein Sie, bis zu dem Wunsche, daß alles zwischen uns gemeinschaftlich sei, und daß Sie über das, was ich besitze, verfügen wie ich selbst.

Vor allem keine Szenen mehr! Achten Sie auf sich selbst, und geben Sie den bösen Zungen keinen Anlaß, über Sie zu reden. Seien Sie auch ein wenig vorsichtig in der Wahl Ihrer Freundinnen und lassen Sie sich nur mit solchen von guter Art ein, und wenn ich zufrieden sein werde, werden Sie bei mir finden, was Sie bei

keinem andern finden würden, das besondere Band, das uns unauflösbar verbindet.

Ich umarme Dich, meine teure Aïssé, von ganzem Herzen.

FRÄULEIN AÏSSÉ AN FRAU CALANDRINI.

Paris, August 1727.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Ritter[1]) ist nach Périgord abgereist, wo er fünf Monate zu bleiben gedenkt. Sie werden sehr erstaunt sein, Madame, wenn ich Ihnen sage, daß er mir angeboten hat, mich zu heiraten. Er erklärte sich gestern sehr deutlich bei einer Dame, die zu meinen Freundinnen gehört. Es ist die seltsamste Leidenschaft der Welt: dieser Mann sieht mich nur einmal alle drei Monate; ich tue nichts, um ihm zu gefallen; ich habe zu viel Zartgefühl, als daß ich den Einfluß ausnützen sollte, den ich auf sein Herz ausübe; und welches Glück es auch für mich wäre, ihn zu heiraten, ich muß den Ritter seiner selbst wegen lieben. Denken Sie, Madame, wie sein Schritt in der Welt beurteilt würde, wenn er eine Unbekannte heiratete, die ganz auf die Familie des Herrn von Ferriol angewiesen ist. Nein, ich liebe seinen Ruhm zu sehr, und ich habe zugleich zuviel Stolz, um diese Torheit zu dulden. Welche Beschämung für mich, all die Reden zu hören, die man dann halten würde! Könnte ich mir schmeicheln, daß der Ritter immer so über mich denken würde wie jetzt? Er würde es sicher bereuen, seiner tollen Leidenschaft gefolgt zu sein, und ich könnte den Schmerz nicht überleben, schuld an seinem Unglück zu sein und von ihm nicht mehr geliebt zu werden.

Er hielt mir die zärtlichsten, leidenschaftlichsten und überschwenglichsten Reden, und zuletzt sagte er, er dächte daran, daß wir in der einen oder anderen Weise zusammen leben sollten. Ich schien verwundert über diese Äußerung und sagte ihm meine Meinung; er wurde böse und versicherte mir, wenn er das sagte, so hätte er mich nicht beleidigen wollen, noch hätte er unredliche Absichten. Wenn ich ihn heiraten wollte, so stände dies bei mir. Wenn nicht, so könnten wir, wenn wir beide frei wären, den Rest

[1]) Der Ritter d'Aydie.

unserer Tage zusammen verbringen; er wollte mir einen großen Teil seines Vermögens sichern; er wäre unzufrieden mit seinen Verwandten, mit Ausnahme seines Bruders, dem er so viel gäbe, daß er zufrieden sein könnte, und um mir die Annahme seines Vorschlages zu erleichtern, sagte er mir, wir sollten dem Überlebenden unsere Güter vermachen. Ich scherzte über meine alten Röcke, die meine ganze Erbschaft bilden. Unsere Unterredung endete im Scherze. Adieu, Madame, ich bin zu müde zum Schreiben; ich bin Ihnen zärtlich ergeben.

*

Paris, Dezember 1728.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich kann mit dem Ritter sehr zufrieden sein. Er ist noch ebenso zärtlich und fürchtet noch immer, mich zu verlieren. Ich mißbrauche seine Zuneigung nicht. Es ist ein natürlicher Zug der Menschen, die Schwäche der anderen auszunutzen: ich vermag mich dieser Art Kunst nicht zu bedienen; ich kenne nur die Kunst, dem, den ich liebe, das Leben angenehm zu machen, so daß er nichts Schöneres findet; ich will ihn an mich fesseln allein durch die Freude, mit mir zu leben. Dieser Plan macht ihn liebenswürdig; ich sehe ihn so glücklich, daß sein ganzer Ehrgeiz darin besteht, sein Leben so zu verbringen. Vielleicht führt uns das zu dem, was wir so sehr wünschen: die Art seines Gutes[1]) ist ein furchtbares Hindernis. Gott wird vielleicht Mitleid mit uns haben: ich habe manchmal Regungen, die sehr schwer zu bekämpfen sind. Überraschend ist es, daß ich sie mein ganzes Leben hatte: ich mache mir Vorwürfe. Ach, weshalb sind Sie nicht Frau von Ferriol? Sie hätten mich die Tugend kennen gelehrt. Aber lassen wir das; einstweilen bin ich in der Liebe die glücklichste Person der Welt. Ein Stoff zum Nachdenken für junge Herzen! Verzeihen Sie alle meine Schwächen dem aufrichtigen Bekenntnis, das ich Ihnen ablege, und gestatten Sie, daß ich Ihnen von der Kleinen[2]) rede. Sie ist reizend; alles, was mir über sie gesagt wird, hindert mich, ihre Geburt zu bereuen, und ich fürchte, daß die Kleine mehr darüber weinen wird als ich; ihr Gesicht wird jeden Tag schöner...

---

[1]) Seine Pfründe als Malteserritter, die er durch eine Heirat verloren hätte.

[2]) Das Töchterchen von Aissé und dem Ritter d'Aydie.

Ihr guter Freund ist trostlos, daß er sie nicht sehen kann; er ist ganz in sie vernarrt, und zuweilen hat er solche Sehnsucht nach ihr, daß er zu ihr reisen will und ich ihn nur mit Mühe zurückhalten kann.

Wir suchen ihr eine Mitgift zusammenzubringen, falls sie nicht Nonne werden will. Wenn Gott uns am Leben läßt, kann sie 40 000 Franken Rente erhalten. Damit könnte sie in der Provinz gut heiraten, aber wenn sie das Unglück hätte, uns zu verlieren, so wäre sie sehr zu bedauern. Ich werde sie d'Argental empfehlen. Der Ritter hat schon 2000 Taler für sie allein angelegt[1]).

Adieu, Madame, der Brief ist schon zu lang. Ich habe ihn ohne Unterbrechung geschrieben, aber ich bin allein, und ich habe die Gelegenheit benützen wollen, um lange mit Ihnen zu plaudern. Ich schicke Ihnen eine kleine Schildpattdose; ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, eines Tages Tabak daraus zu nehmen, damit, wenn Sie hineingreifen, Sie sagen können, sie sei benutzt worden von der Person, die Sie am meisten liebt.

*

Paris. 1733.

Ich kann heute nicht lange mit Ihnen plaudern, aber ich will Ihnen wenigstens mitteilen, was all Ihre Wünsche erfüllt. Ich habe, Gott sei Dank! meinen Vorsatz ausgeführt, ich bin überglücklich; meine Ruhe ist nur zu groß, denn ich bereue meine Fehler nicht genug, aber ich bin fest entschlossen, nicht mehr zu unterliegen, wenn Gott mich nicht bald zu sich nimmt. Ich wünsche nur mehr zu leben, um meine Pflichten zu erfüllen und mich so aufzuführen, daß ich die Barmherzigkeit dieses guten Vaters verdiene. Morgen sind es acht Tage, daß ich dem Pater Boursault gebeichtet habe. Dieser Schritt hat meiner Seele eine Ruhe gegeben, die ich nicht besitzen würde, wenn ich in meinen Verirrungen geblieben wäre; ich hätte dann nicht bloß den Tod vor Augen, sondern auch die Gewissensbisse, die mich in meinen letzten Augenblicken sehr unglücklich gemacht hätten. Ich bin so schwach,

---

[1]) Ihre Tochter Célinie Leblond heiratete 1740 den Vicomte von Nanthia auf Schloß Lanmary.

daß ich das Bett nicht mehr verlassen kann; ich erkälte mich jeden Augenblick. Mein Arzt hat eine bewundernswerte Sorgfalt für mich; er ist mein Freund; ich bin in allem glücklich. Alle, die um mich sind, helfen mir liebevoll. Die arme Sophie ist ganz erstaunlich besorgt für meinen Körper und meine Seele; sie hat mir so gute Beispiele gegeben, daß sie mich fast gezwungen hat, verständiger zu werden. Sie hat mir keine Vorwürfe gemacht, aber ihr Beispiel und ihr Schweigen waren deutlicher als alle Predigten der Welt. Sie ist tief im Herzen betrübt. Wenn sie mich verloren haben wird, soll es ihr an nichts fehlen; alle meine Freunde lieben sie sehr und werden sich ihrer annehmen. Ich hoffe, daß sie es nicht nötig hat; ich habe den Trost, ihr ein auskömmliches Brot zu hinterlassen[1]).

Der Ritter ist ganz verzweifelt über meinen Zustand. Nie sah man eine heftigere Leidenschaft, mehr Zartheit, mehr Gefühle, mehr Edelsinn und Großmut. Ich bin nicht besorgt wegen der armen Kleinen: sie hat einen Freund und Beschützer, der sie zärtlich liebt. Adieu, meine liebe Freundin; ich bin zu schwach, um noch zu schreiben. Es ist für mich unendlich süß, an Sie zu denken; aber ich kann mich dieser Freude nicht hingeben ohne Rührung, meine liebe Freundin. Das Leben, das ich geführt habe, war recht elend: habe ich je einen Augenblick Freude gehabt? Ich konnte nicht mit mir allein sein; ich fürchtete zu denken; meine Gewissensbisse verließen mich nie, seitdem ich angefangen hatte, meine Verirrungen einzusehen. Weshalb sollte ich erschrecken über den Abschied meiner Seele, da ich überzeugt bin, daß Gott ganz gut ist, und daß der Augenblick, wo ich das Glück genießen werde, der sein wird, in dem ich diesen elenden Körper verlassen werde?

* * *

VOLTAIRE AN FRAU VON CHAMPBONIN.

Givet, im Dezember.

Herr von Champbonin, gnädige Frau, hat eben so ein Herz wie Sie. Er hat mir soeben einen rührenden Beweis dafür gegeben. Ich hoffe, daß Sie der liebenswertesten Person auf der Welt einen

---

[1]) Nach dem Tode ihrer Herrin ging Sophie, die Zofe, in ein Kloster.

noch größeren Dienst erweisen werden. Sie werden sie trösten und bei ihr bleiben, solange Sie können. Ich habe den Trost noch nötiger, ich habe tausendmal mehr verloren, als Sie wissen. Sie sind Zeuge alles dessen, was ihr Herz und Geist wert ist. Sie ist die schönste Seele, die je aus den Händen der Natur hervorgegangen ist. Und das habe ich verlassen müssen! Sprechen Sie mit ihr von mir; ich brauche Sie nicht darum zu beschwören ... Ach, teilen Sie unsere Schmerzen! Nein, teilen Sie sie nicht, Sie würden zu beklagenswert sein. Die Tränen fließen mir beim Schreiben aus den Augen. Zählen Sie auf mich wie auf sich selbst!

*

Reims, 1742.

Wir sind jetzt, meine teure Freundin, in der Stadt der *Sainte ampoule!* Ich schwöre Ihnen, daß die Marquise von Châtelet nie liebenswürdiger gewesen ist. Sie hat die ganze Stadt Reims entzückt, und, wie es sich gehört, haben die, denen sie so sehr gefällt, ihr an einem Tage zwei Stücke in 5 Akten aufgeführt, das eine vor dem Souper, das andere nachher. Auf das letztere folgte ein Ball, den man nicht erwartete und der sich ganz von selbst entwickelte. Nie hat sie besser getanzt auf einem Ball; nie hat sie beim Souper besser gesungen, nie so viel gegessen, noch so viel gewacht. Sie logiert bei meinem Freunde Herrn von Pouilly, einem Mann von großer Gelehrsamkeit, und doch liebenswürdig, sanft, zugänglich, wie wenn er kein Gelehrter wäre, in einem Worte würdig, Emilie zu beherbergen. Statt eine Nacht dort zu schlafen, bleibt sie drei Nächte in dieser guten Stadt. Wir reisen morgen ab unter Emiliens Stern, der uns leitet ... Es gibt in Champbonin und in Paris zwei Personen, die mir immer lieb sein werden und denen Sie, bitte, immer von mir sprechen wollen; das ist Herr von Champbonin und Ihr Herr Sohn. Ich liebe Sie, Madame, in allem, was Ihnen gehört. Adieu, dicke Katze. Ich umarme Sie so zärtlich, daß Emilie mich deshalb schelten wird.

*

1744.

Meine liebe Freundin!

Mein Körper ist gereist, mein Herz ist immer bei Frau von Châtelet und bei Ihnen geblieben. Verhältnisse, die man nicht voraus-

sehen konnte, haben mich wider meinen Willen nach Berlin gezogen. Aber nie hat mich Selbstsucht, Interesse oder Ehrgeiz verlockt. Frau von Châtelet, Cirey und Champbonin, das sind meine Könige und mein Hof, besonders wenn die dicke Katze sich anschickt, die Knoten einer Freundschaft festzuziehen, die nur mit meinem Leben enden wird. Frei sein und geliebt werden, das ist den Königen der Erde nicht beschieden. Ich bin sicher, daß die dicke Katze mir Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Mein Herz ist ihr immer offen gewesen. Sie wußte wohl, daß es seine Freunde den Königen vorzog. Ich habe eine sehr beschwerliche Reise durchgemacht, aber die Rückkehr war das höchste Glück. Ich habe Ihre Freundin nie so liebenswürdig, nie so weit über den König von Preußen erhaben wiedergefunden. Wir rechnen darauf, daß wir Sie, dicke Katze, diesen Sommer wiedersehen; ich werde Sie ganze Stunden in meiner Galerie halten, und Frau von Châtelet wird sicher damit einverstanden sein. Der Marquis von Châtelet geht nach Paris und von da nach Cirey; Frau von Châtelet und ich begleiten ihn bis Lille, wo meine Nichte ist, diese Nichte, die Ihre Tochter sein sollte. Adieu, dicke Katze.

* * *

FRAU VON DEFFAND AN HORACE WALPOLE.

Samstag, 19. April 1766.

... Ich will Sie zuerst meiner Vorsicht versichern; ich nehme keine andere böse Absicht bei Ihnen an, als Sie mir anempfahlen; niemand wird von unserer Korrespondenz Kenntnis erhalten, und ich werde alles genau befolgen, was Sie mir vorschreiben werden. Ich habe schon angefangen, meinen Kummer zu verheimlichen, und abgesehen von dem Präsidenten und Frau von Jonsac, mit denen ich wohl über Sie sprechen mußte, habe ich bei niemand Ihren Namen genannt. Bei jedem anderen als bei Ihnen würde es mir widerstreben, eine solche Versicherung abzugeben; aber Sie sind der beste Mensch und voll so guter Absichten, daß keine Ihrer Handlungen, keines Ihrer Worte mir je verdächtig sein kann. Hätten Sie mir früher gestanden, wie Sie gegen mich gesinnt sind,

so wäre ich ruhiger gewesen und folglich reservierter. Der Wunsch, etwas zu erlangen und weiter zu gehen, wenn man etwas erlangt hat, ruft eine Tätigkeit hervor, die unklug macht: das ist meine Geschichte mit Ihnen; fügen Sie noch hinzu, daß mein Alter und mein Vertrauen, nicht für verrückt zu gelten, naturgemäß die Sicherheit verleihen muß, vor der Lächerlichkeit geschützt zu sein. Das ist alles, was sich hierüber sagen läßt; und da niemand uns hört, so will ich offen reden und Ihnen sagen, daß man nicht zärtlicher lieben kann, als ich Sie liebe. Ich glaube, daß man früher oder später seinen Verdiensten gemäß belohnt wird, und da ich ein zartes, aufrichtiges Herz zu haben glaube, erhalte ich meinen Lohn am Ende meines Lebens. Ich will mich nicht so weit gehen lassen, Ihnen alles zu sagen, was ich denke, so sehr Sie mich auch befriedigen: dieses Glück ist von Traurigkeit begleitet, weil es unmöglich ist, daß Ihre Abwesenheit nicht lange dauern wird. Ich will also alles vermeiden, was aus diesem Briefe eine Elegie machen würde; ich bitte Sie nur, mir Wort zu halten, mir mit dem größten Vertrauen zu schreiben und überzeugt zu sein, daß ich Ihnen mehr als mir selbst gehöre. Ich meinerseits werde Ihnen über alles berichten, was mich betrifft, und ich werde mit Ihnen plaudern, wie wenn wir am Kamin säßen ...

Erinnern Sie sich, daß Sie mein Beschützer, mein Lehrer sind; geben Sie meine Erziehung nicht auf; ich werde immer sehr folgsam sein ...

*

Montag, 21. April 1766, als Antwort auf Ihren Brief aus Amiens.

Wenn Sie Franzose wären, würde ich nicht zögern, Sie für einen großen Gecken zu halten; Sie sind Engländer, also sind Sie ein großer Narr. Wie können Sie behaupten, ich bitte Sie, ich hätte mich Indiskretionen und romanhaften Leidenschaften hingegeben? „Indiskretionen" mag noch hingehen, das kann man schlimmstenfalls sagen; aber „romanhafte Leidenschaften", das macht mich wütend, und ich würde Ihnen gern diese Augen ausreißen, die man als so schön bezeichnet, die Sie aber sicher nicht im Verdacht haben können, mir den Kopf verdreht zu haben. Ich suche ein Schimpfwort, das ich Ihnen zurufen könnte, aber ich finde

keins... aber hören Sie und behalten Sie es wohl: ich liebe Sie nicht mehr, als ich muß, und ich glaube auch nicht über Ihre Verdienste hinaus. Kommen Sie nach Paris zurück, kommen Sie, und Sie können sehen, wie ich mich betragen werde. Ich bin, ich gebe es zu, sehr ungeduldig, Sie selbst über den Erfolg Ihrer Lektionen und die Wirkung meiner Entrüstung urteilen zu lassen... Seit Ihrer Abreise scheint mir alles in meiner Umgebung noch dümmer geworden zu sein: ich fürchte, in eine unerträgliche Langeweile zu verfallen. Als Sie an demselben Orte waren wie ich, erriet ich, was Sie dachten, Sie wußten, was ich dachte, und wir teilten es uns unverzüglich mit. Diese Zeit ist vorüber, und Gott weiß, wann sie wiederkehren wird.

*

Paris, Montag, 5. Mai 1766, mittags.

Ich habe Ihnen eine Million Dinge zu sagen... Meine Reise nach Versailles ist wundervoll verlaufen... Frau von Beauvan liebt Sie wahnsinnig..., mit einem Wort, meine ganze Umgebung bedauert Ihre Abwesenheit, sehnt sich nach Ihnen und ist von Ihnen entzückt. Urteilen Sie, mein lieber Vormund, wie glücklich mich das macht! Erledigen Sie all Ihre Geschäfte und kehren Sie zu mir zurück; Sie werden tausend und aber tausend Annehmlichkeiten in diesem Lande haben; ich bürge Ihnen dafür. Ein Grund mehr muß Sie dazu veranlassen; Sie sind der beste Mensch der Welt; es muß für Sie ein großes Vergnügen sein, das Glück einer Person auszumachen, die in ihrem Leben nie wirklich glücklich gewesen ist...

Ich will nie etwas ohne Ihr Vorwissen tun; ich will in allem Ihre liebe Kleine sein und mich wie ein Kind leiten lassen: ich vergesse, daß ich gelebt habe, ich zähle erst dreizehn Jahre. Wenn Sie sich nicht verändern, und zu mir zurückkehren, so wird mein Leben sehr glücklich gewesen sein; Sie werden die ganze Vergangenheit auslöschen, und ich werde nur mehr von dem Tage zu zählen anfangen, an dem ich Sie kennen lernte...

Sollte ich von Ihnen einen eisigen Brief erhalten, so werde ich sehr ärgerlich und sehr beschämt sein. Ich weiß noch nicht, welche Wirkung die Abwesenheit auf Sie ausüben wird; Ihre

Freundschaft war vielleicht ein Strohfeuer; aber nein, ich glaube es nicht; was Sie mir auch gesagt haben mögen, ich habe nie glauben können, daß Sie gefühllos seien; Sie wären ohne Freundschaft nicht glücklich und nicht liebenswürdig, und ich bin sicherlich die, die Sie lieben sollen. Sagen Sie nicht, es sei ein Roman in meinem Kopf; ich bin tausend Meilen davon entfernt, ich verabscheue ihn; alles, was der Liebe ähnelt, ist mir verhaßt, und ich bin beinahe froh, alt und häßlich zu sein, damit ich mich nicht über die Gefühle täusche, die man für mich hegt, und ich bin froh, blind zu sein, um ganz sicher zu gehen, daß ich keine andern Gefühle haben kann als die der reinsten und heiligsten Freundschaft; aber ich liebe die Freundschaft wahnsinnig, mein Herz war immer nur für sie geschaffen. Aber nun ist es genug von mir, reden wir von Ihnen und Ihren Angelegenheiten. —

HORACE WALPOLE AN FRAU VON DEFFAND.

Bei meiner Rückkehr von Strawberry-Hill finde ich Ihren Brief, der mir ungemein viel Kummer verursacht. Sollen Ihre Klagereden, Madame, denn nie aufhören? Sie lassen mich meine Offenheit sehr bereuen; es wäre besser gewesen, ich hätte mich auf einen konventionellen Verkehr beschränkt; weshalb habe ich Ihnen meine Freundschaft geschenkt? Nur, um Sie zu befriedigen, nicht, um Ihren Ärger zu vermehren. Ewig Verdacht, ewig Unruhe! — Wirklich, wenn die Freundschaft alle Sorgen der Liebe hat ohne ihre Freuden, so sehe ich nichts, was jemand dazu verlocken könnte. Statt mir sie von ihrer schönsten Seite zu zeigen, bieten Sie mir sie in ihrer ganzen Dunkelheit dar. Ich verzichte auf die Freundschaft, wenn sie nur Bitterkeit zeugt. Sie spotten über die Briefe Héloïsens, und Ihre Korrespondenz wird diesmal tränenreicher. Ja, ja, meine Freundin, wenn Ihnen etwas an der Fortdauer unserer Korrespondenz liegt, stimmen Sie sie auf einen weniger tragischen Ton . . . Bin ich zum Helden eines Briefromans geschaffen? Und wie ist es möglich, Madame, daß bei soviel Geist, wie Sie ihn haben, Sie in einen Stil geraten, der Ihren Pylades empört; denn Sie wollen doch nicht, daß ich mich als einen Orondat betrachte? Reden Sie als verständige Frau

zu mir, oder ich werde die Antworten auf die „Portugiesischen Briefe“[1]) abschreiben.

ANTWORT DER FRAU VON DEFFAND.

Paris, Sonntag, 25. Mai 1766.

Ich weiß nicht, ob die Engländer hart und roh sind, aber ich weiß, daß sie selbstsüchtig und unverschämt sind. Beweise der Freundschaft, der Zuvorkommenheit, des Wunsches, Sie wiederzusehen, der Langenweile, der Trauer, des Bedauerns über die Trennung — alles das sehen Sie als eine übertriebene Leidenschaft an; das ermüdet Sie, und Sie erklären es mit so wenig Schonung, daß man auf frischer Tat ertappt zu werden glaubt; man errötet, man ist beschämt und verwirrt und man möchte hundert Kanonen gegen solch freche Menschen abfeuern. In dieser Stimmung bin ich Ihnen gegenüber, und es ist bloß das Übermaß Ihrer Narrheit, das Ihnen Nachsicht verschafft...

Schreiben Sie mir keine Unverschämtheiten mehr; es gibt Augenblicke, in denen sie mir viel Kummer verursachen würden. Reden Sie nicht mehr von Ihrer Rückkehr; es sind noch fünf Monate bis zum November und sieben bis zum Februar; ich will nicht mehr daran denken als an die Ewigkeit.

Ich bitte Sie, völlig davon überzeugt zu sein, daß Sie mir den Kopf durchaus nicht verdreht haben, und ich keineswegs mich mehr um Sie kümmern will, als Sie sich um mich kümmern. Adieu.

*

Montag, 20. Oktober 1766.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ach, mein Gott, wie recht haben Sie! wie scheußlich, wie verächtlich ist doch die Freundschaft! Von wo kommt sie? Wohin führt sie? Worauf ist sie begründet? Welchen Nutzen kann man von ihr erwarten oder erhoffen? Was Sie mir gesagt haben, ist wahr, aber weshalb sind wir auf Erden, und besonders weshalb altert man? Ach, verzeihen Sie mir, ich verabscheue das Leben.

Gestern abend bewunderte ich die zahlreiche Gesellschaft, die bei mir war; Männer und Frauen schienen mir Maschinen

---

[1]) Sammlung berühmter Liebesbriefe.

zu sein, die gingen, kamen, redeten, lachten, ohne zu denken, ohne zu fühlen; jeder spielte seine Rolle aus Gewohnheit... und ich war versunken in die schwärzesten Betrachtungen; ich dachte, daß ich mein Leben in den Illusionen verbrachte und niemand wirklich genau gekannt habe, daß auch mich niemand wirklich gekannt hat, und daß ich mich vielleicht selbst nicht kenne. Man wünscht eine Stütze, man läßt sich von der Hoffnung schmeicheln, sie gefunden zu haben; es ist ein Traum, den die Verhältnisse zerstreuen, und der den Schein des Wachens hervorruft. Ich versichere Sie, daß ich Ihnen den Zustand meiner Seele mit Gewissensbissen schildere; ich sehe nicht bloß Ärger voraus, aber an wen kann ich mich wenden? Sie werden denken, wenn Sie es nicht aussprechen: Weshalb wenden Sie sich gerade an mich? Weshalb muß ich, der ich in der Güte meines Charakters Ihnen Aufmerksamkeiten erwies, den Nachteil ertragen, der Gegenstand einer so traurigen Korrespondenz zu sein? Sie haben recht, mein Vormund, und Sie müssen schon eine große Geduld haben, wenn Sie einwilligen, sie fortzusetzen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

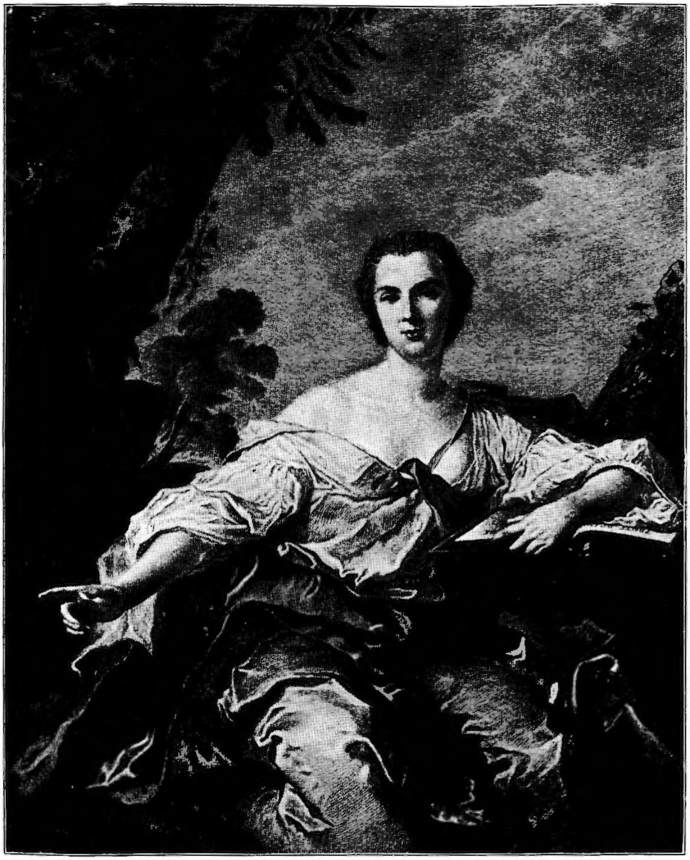
*

Paris, Dienstag, 23. Juni 1772.

Ihre Feder ist aus Eisen, in Galle getaucht. Lieber Gott, welch ein Brief! Nie gab es einen schärferen, trockeneren und roheren. Ich bin recht gut belohnt worden für die Ungeduld, mit der ich ihn erwartete.

Ich kam gestern abend um 5 Uhr an, gesund und keineswegs ermüdet von der Reise, in der großen Freude, wieder zu Hause zu sein. Der Aufenthalt in Chanteloup hatte mich sehr befriedigt; ich hoffte, Nachrichten von Ihnen vorzufinden, und ich glaubte, Ihr Brief würde meine Zufriedenheit vervollständigen. Ach, mein Gott, wie war ich überrascht! Ihr Brief bewirkte gerade das Gegenteil. All mein Glück ist zerstört. Ein Augenblick hat mir mehr geschadet, als die fünf Wochen mir genützt hatten.

*



Gabrielle-Emilie Le Tonnelier de Breuteuil, Marquise du Châtelet
Nach dem Gemalde von J M. Nattier
gestochen von Eug. Gaujean

Paris, 8. Juli 1772.

Aus meinem letzten Briefe werden Sie, mein Herr, ersehen haben, daß Sie sich die Mühe hätten sparen können, mir diesen zu schreiben. Sie werden nun wohl für immer von der Furcht befreit sein, daß ich Sie lächerlich machen könnte... Mein Alter sollte mich so sehr gegen jeden Verdacht schützen, daß ich lächerliche Auslegungen nicht zu fürchten brauchte. Aber nun ist alles zu Ende. Schon lange hätte ich mir sagen sollen, daß unsere Verbindung Ihnen lästig sei. Alles kündigte mir Ihre Veränderung an; ich beklage mich nicht darüber, mein Herr, Sie sind ja völlig frei; aber worüber ich mich beklage, und was mich sehr beleidigt, ist die Art Ihres Verfahrens; man behandelt eine Frau meines Alters, die zudem einiges Ansehen in der Gesellschaft genießt, nicht mit einer solchen Verachtung... All Ihre Gründe sind so kindisch, daß man nicht darauf antworten kann.

„Ich will", sagen Sie, „nur Sklaven machen, ich liebe nur mich, und da auch Sie nur sich lieben, können wir uns nie verständigen."

Nun ja, mein Herr, verständigen wir uns nicht und beschließen wir eine Korrespondenz, die für Sie schon seit langem „nur eine Verfolgung" ist.

Zum Schluß möchte ich Sie beruhigen mit der Erklärung, daß Sie nicht zu fürchten brauchen, oft Briefe von mir zu erhalten. Sie sollen nie andere erhalten als Antworten auf Ihre Briefe.

*

22. August 1780.

Ich erhalte Ihren Brief vom 13. und 14. Ich teilte Ihnen in meinem letzten Briefe mit, daß ich nicht wohl bin; heute ist es noch schlimmer. Ich habe kein Fieber, wenigstens glaubt man es nicht, aber ich bin überaus schwach und niedergeschlagen; meine Stimme ist erloschen, ich kann nicht mehr auf den Beinen stehen, kann gar keine Bewegung mehr machen; mein Herz ist beklommen; ich muß fast glauben, daß dieser Zustand mein baldiges Ende ankündigt. Ich habe nicht die Kraft, darüber zu erschrecken, und da ich Sie in meinem Leben nicht wiedersehen soll, habe ich nichts zu bedauern. Die jetzigen Verhältnisse bewirken, daß ich sehr einsam bin, alle meine Bekannten sind zerstreut...

Unterhalten Sie sich, mein Freund, soviel Sie können; betrüben Sie sich nicht über meinen Zustand; wir waren einander fast verloren; wir sollten uns nie wiedersehen; Sie werden mich bedauern, weil es einem Freude macht, zu wissen, daß man geliebt wird.

* * *

DIE MARQUISE DU CHÂTELET AN DEN HERZOG VON RICHELIEU.

Paris, April 1735.

Ich liebe die Plauderei des Herzens ebensosehr wie die des Geistes, und da sie mir Vollmacht erteilen, werden meine Briefe, glaube ich, Foliobände. Ihr Brief kam zu guter Stunde; ich wollte Ihnen eben schreiben, zunächst um Ihnen zu schreiben, sodann, um Ihnen zu sagen: So sind Sie; Sie lieben die Leute acht Tage lang, Sie haben mir Aufmerksamkeiten der Freundschaft erwiesen, aber ich, die ich die Freundschaft als die ernsteste Sache des Lebens auffasse und Sie wirklich liebe, war durch Ihr Schweigen beunruhigt und betrübt. Ich sagte mir: man muß seine Freunde mit ihren Fehlern lieben. Herr von Richelieu ist leichtsinnig, veränderlich; man muß ihn lieben, wie er ist. Ich fühlte, daß mein Herz dabei nicht seine Rechnung fand; ich wußte wohl, daß ich hätte glücklich sein und Sie für unfähig der Liebe hätte halten können, aber ich konnte nicht ohne Kummer auf dieses schöne Trugbild verzichten, in Ihnen einen Freund zu haben, obschon Sie nur für die Koketterie geschaffen sind, wie man glaubt, Sie, den zu lieben mir nie eingefallen wäre, aber dessen Freundschaft ich jetzt nicht mehr entbehren kann.

Das sind die Ideen, die mich beschäftigten, während Sie, wie Sie behaupten, „verstopft" waren. Sie beschreiben mir den Zustand, in dem Sie sich befanden, so komisch, daß, wenn ich nicht um Ihre Gesundheit besorgt wäre, ich Ihnen sagen würde: ich habe noch nie solche Briefe gesehen, die zugleich zärtlich und spaßig waren, zwei Eigenschaften, die gewöhnlich nicht zusammenpassen; aber ich benachrichtige Sie, daß, wenn Sie mir mit noch soviel Grazie und Heiterkeit Ihre Melancholie beschreiben, dies doch keine Entschuldigung dafür ist, daß Sie mir nicht schreiben:

es ist das Vorrecht der Freundschaft, seinen Freund in allen seinen Seelenzuständen zu sehen. Ich liebe Sie, mögen Sie traurig, heiter, lebhaft, verstopft sein; ich will, daß meine Freundschaft Ihre Freuden vermehre, Ihre Leiden vermindere und sie teile. Dazu ist es nicht nötig, wirkliches Unglück oder großes Vergnügen zu haben; es brauchen keine Ereignisse zu sein, und ich interessiere mich ebenso für Ihre Nervenanfälle und Ihre Koketterien, wie die anderen sich für das Glück oder Unglück der Menschen interessieren, die sie ihre Freunde nennen. Ich gestehe Ihnen zu, daß man seinen Liebhaber lieber mit Schminke sieht, aber man sieht ihn doch noch lieber ohne Schminke als gar nicht. Ich z. B. beweise Ihnen meine Behauptung; meine Gedanken sind heute abend sehr verwirrt; ich fühle sehr wohl, daß ich nicht beredt bin, aber der Wunsch, Ihnen meine Ideen mitzuteilen, so verwirrt sie auch sind, bringt meine Eigenliebe zum Schweigen ...

Es ist vielleicht Heldenmut oder Wahnsinn, daß ich mich mit einem Dritten in Cirey einsperre: aber ich bin dazu entschlossen. Ich glaube, daß ich noch leichter den Verdacht meines Gatten beseitigen, als die Phantasie Voltaires festhalten kann. In Paris würde ich ihn unwiederbringlich und unrettbar verlieren; in Cirey kann ich dagegen wenigstens hoffen, daß die Liebe den Schleier verdichten wird, der für sein und unser Glück die Augen meines Gatten bedecken sollte. Ich bitte Sie dringend, Voltaire nichts davon mitzuteilen; sein Kopf würde sich vor Unruhe drehen, und ich fürchte nichts so sehr, als ihn zu betrüben, besonders ohne Grund zu betrüben. Vergessen Sie nicht Ihr beredtes Eintreten bei meinem Gatten, und bereiten Sie sich darauf vor, mich im Unglück zu lieben, wenn ich je unglücklich werde. Um zu verhindern, daß ich es ganz werde, werde ich jetzt die drei glücklichsten Monate meines Lebens verbringen; in vier Tagen reise ich ab, und ich wage es, Ihnen mitten unter den Vorbereitungen der Abreise zu schreiben. Mein Geist ist müde, aber mein Herz schwimmt in Freuden. Die Hoffnung, daß dieser Schritt ihn von meiner Liebe überzeugen wird, verbirgt mir alle anderen Ideen, und ich sehe nur das größte Glück, alle seine Angst zu heilen und mein Leben mit ihm zu verbringen ...

*

Paris, 10. Mai 1735.

Ich weiß nicht, ob es eine Schmeichelei für Sie ist, wenn man Ihnen sagt, Sie seien von weitem ebenso liebenswürdig, wie von nahe; aber ich weiß wohl, daß es ein großes Verdienst für eine einsame Frau ist, die sich von der Welt zurückzieht, aber nicht auf die Freundschaft verzichten will, und die sehr ärgerlich wäre, wenn eine unvermeidliche Abwesenheit eine Lücke zwischen ihr und Ihnen bilden würde. Sie verstehen es, Ihre Freunde zu lieben, nicht bloß mit ihren Fehlern, sondern, was noch seltener ist, in ihrem Unglück. Es ist ohne Zweifel ein großes Unglück, Ihren Umgang und die Reize Ihrer Freundschaft zu entbehren, die eigenen Ideen und Mühen, das eigene Glück nicht mit Ihnen zu teilen, und ich spüre dies Unglück in seinem ganzen Umfang. Sie lassen mir die Hoffnung, daß Sie dieses Unglück wieder gutmachen werden, soviel es in Ihrer Kraft steht, und diese Hoffnung lindert die Leiden der Abwesenheit, an die ich mich um so weniger gewöhne, als ich Ihr Herz für fähig halte, inmitten des Lärms der Welt und der Süßigkeit der Liebe die Freuden der Freundschaft und des Vertrauens zu vermissen...

Je mehr ich über die Lage Voltaires und die meinige nachdenke, desto mehr bin ich von der Notwendigkeit meines Planes überzeugt. Erstens glaube ich, daß alle Leute, die leidenschaftlich lieben, zusammen auf dem Lande leben würden, wenn es ihnen möglich wäre; aber ich glaube außerdem, daß ich nur dort seine Phantasie im Zaume halten kann. In Paris würde ich ihn über kurz oder lang verlieren oder wenigstens mein Leben zubringen in der Furcht, ihn zu verlieren und mich über ihn beklagen zu müssen. Der kurze Aufenthalt, den er in Paris genommen hat, wäre ihm beinahe verderblich geworden, und Sie können sich nicht vorstellen, welchen Lärm jene „Pucelle" gemacht hat, und wie weit sie schon herumgekommen ist. Ich kann mir nicht vorstellen, wie soviel Geist, soviel Verstand in allem übrigen und soviel Verblendung in allem, was ihn unrettbar dem Verderben entgegenführen würde, miteinander vereint sein können, aber ich bin gezwungen, die Tatsache zu konstatieren. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich ihn genügend liebe, um alle Genüsse und Annehm-

lichkeiten, die ich in Paris finden könnte, dem Glück aufzuopfern, mit ihm in Ruhe zu leben, und der Freude, ihn wider seinen Willen den Folgen seiner Unvorsichtigkeit und seinem Schicksal zu entreißen.

Das einzige, was mich beunruhigt und worauf ich Bedacht nehmen muß, ist die Anwesenheit des Herrn du Châtelet. Ich rechne sehr auf das, was Sie ihm sagen werden; der Friede würde all unsere Hoffnungen zerstören, aber ich kann nicht umhin, ihn Ihretwegen zu wünschen. Meine Lage ist ziemlich verwickelt, aber die Liebe wandelt alle Dornen in Blumen um, wie sie aus den Bergen von Cirey das irdische Paradies machen wird. Ich kann nicht glauben, daß ich geboren sein soll, um unglücklich zu sein; ich sehe nur das Vergnügen, alle Augenblicke meines Lebens mit dem Geliebten zu verbringen, und Sie sehen, wie sehr ich auf Ihre Freundschaft rechne, indem ich vertrauensvoll Ihnen vier Seiten lang über mich schreibe, ohne zu fürchten, Sie zu langweilen . . .

*

September 1735.

Sie werden sagen, ich sei schwer zu befriedigen. Ich bin mit Ihrem Briefe nicht zufrieden. Er ist zwar reizend, aber zu kurz; Sie sagen darin nichts über sich selbst. Allerdings sprechen Sie von mir in einer Weise, die mich noch glücklicher machen würde, wenn es möglich wäre. Sie müssen wohl fühlen, wie sehr ich Sie liebe, da ich inmitten einer Glückseligkeit, die gleicherweise mein Herz und meinen Geist erfüllt, alles zu erfahren wünsche, was Sie interessiert, und an allem teilnehmen möchte, was Ihnen widerfährt. Ihre Abwesenheit läßt mich fühlen, daß ich noch etwas von den Göttern zu verlangen habe und, um völlig glücklich zu sein, zwischen Ihnen und Ihrem Freunde leben müßte; mein Herz wagt das zu wünschen und macht sich keinen Vorwurf wegen eines Gefühls, das die zärtliche Freundschaft, die ich für Sie hege, mein ganzes Leben bewahren wird. Sie sagen nichts von einem Besuch bei mir, auch nichts davon, ob Sie das Ende des Feldzugs voraussehen, und nichts von der Langenweile, die er Ihnen verursachen muß. Ich will wohl die Welt verlassen, aber nicht Ihre Freundschaft entbehren. Denken Sie, wenn Sie in der Untätigkeit

und der Langenweile des Feldzugs mir kurze Briefe schreiben, was Sie dann in Paris tun würden; Sie würden mich sechs Monate lang vergessen, aber ich bin wenigstens sicher, daß Sie nur freundschaftlich und zärtlich an mich denken werden. —

*

Brüssel, den 24. Dezember 1740.

... Ich habe die beiden einzigen Unglücksfälle erfahren, die mein Herz treffen konnten: das Unglück, mich über eine Person beklagen zu müssen, für die ich alles verlassen habe, und ohne die die Welt, wenn Sie nicht darauf wären, nichts in meinen Augen gälte, und das Unglück, sogar von meinen besten Freunden einer Handlung verdächtigt zu werden, die mich verächtlich machen müßte. Ihre Freundschaft ist der einzige Trost, der mir bleibt, aber ich müßte diese Freundschaft genießen können — und ich bin 300 Meilen von Ihnen entfernt. Mein Herz fühlt sich nur bei Ihnen wohl; Sie allein verstehen es, und was die anderen mit Mitleid betrachten, wie eine Art Verrücktheit, erscheint Ihnen als ein Gefühl, das in Ihrer Natur liegt, wenn es nicht in der Natur ist. Ich weiß nicht, weshalb ich Ihnen gestanden habe, was ich Ihnen in Fontainebleau sagte. Suchen Sie keinen Grund für eine Sache, deren Grund ich selbst nicht recht kenne. Ich habe es Ihnen gesagt, weil es die Wahrheit ist, und weil ich Ihnen über alles, was mein Herz gefühlt hat, Rechenschaft zu schulden glaube. Keine Überlegung hat dieses Geständnis hervorgerufen, denn jede Überlegung hätte es verhindert. Ich würde es mir vorwerfen und es bereuen, wenn ich nicht Ihres Charakters sicher wäre. Diese selbe Sicherheit läßt mich ohne Furcht und ohne Gewissensbisse allen Regungen meines Herzens für Sie nachgeben. Ohne Zweifel muß das Gefühl, das ich für Sie hege, für jeden andern unbegreiflich sein, aber es nimmt nichts von der außerordentlich heftigen Leidenschaft, die jetzt mein Unglück bildet. Man mag mir sagen: „Das ist unmöglich"; ich habe eine gute Antwort: „Es ist nun aber so", und es wird so mein ganzes Leben sein, selbst wenn Sie es nicht wollten ...

DIE MARQUISE DU CHÂTELET AN DEN MARQUIS VON SAINT-LAMBERT.

Bar-le-Duc, Donnerstag morgen (Mai 1748).

All mein Mißtrauen gegen Ihren Charakter, all meine Entschlüsse gegen die Liebe haben mich nicht schützen können gegen die Liebe, die Sie mir eingeflößt haben. Ich suche sie nicht mehr zu bekämpfen; ich fühle, daß es vergeblich ist: die Zeit, die ich mit Ihnen in Nancy zugebracht habe, hat sie so sehr vermehrt, daß ich selbst darüber verwundert bin; aber, weit entfernt, mir das vorzuwerfen, finde ich einen außerordentlichen Genuß in dieser Liebe, und es ist der einzige, der mir Ihre Abwesenheit lindern kann. Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen, wenn wir beisammen sind, aber ich bin nicht zufrieden mit dem Eindruck, den Ihnen meine Abreise gemacht hat. Sie kennen die lebhaften Neigungen, aber Sie kennen die Liebe noch nicht. Ich bin sicher, daß Sie heute lustiger und geistreicher als je in Lunéville sind, und dieser Gedanke betrübt mich, abgesehen von jeder Besorgnis. Wenn Sie mich nur wenig lieben sollten, wenn Ihr Herz nicht fähig ist, sich ohne Rückhalt zu geben, sich einzig mit mir zu beschäftigen, auch ohne Grenzen und ohne Maß zu lieben, was werden Sie dann mit meinem Herzen machen? All diese Betrachtungen quälen und beschäftigen mich fortwährend, und ich denke nur an Sie, indem ich mich nur mit den Gründen befassen will, die mich verhindern sollen, daran zu denken. Sie werden mir gewiß schreiben, aber es wird Sie Mühe kosten. Sie wünschten, daß ich weniger verlangte; ich werde vier Zeilen von Ihnen erhalten, und diese vier Zeilen kosten Sie Überwindung. Ich fürchte sehr, daß Ihr Geist einen guten Scherz höher schätzt als Ihr Herz ein zärtliches Gefühl; kurz und gut, ich fürchte, daß ich unrecht habe, Sie zu sehr zu lieben... Kommen Sie nach Cirey, um mir zu beweisen, daß ich unrecht habe; ich fühle, daß Sie es nur vermögen, wenn ich Sie nicht sehe. Dieser Brief ist voller Widersprüche; man erkennt in ihm nur zu sehr die Unruhe, in die Sie meine Seele gestürzt haben; es ist zu spät, um sie zu beruhigen. Ich erwarte Ihren ersten Brief mit einer Ungeduld, die er vielleicht nicht erfüllen wird; ich fürchte, ich erwarte ihn noch, wenn ich ihn schon erhalten habe. Teilen Sie mir besonders mit,

wie es Ihnen geht. Ich mache mir Vorwürfe wegen der Nacht, die Sie zugebracht haben, ohne zu Bett zu gehen. Wenn Sie krank sind, werden Sie mir es nicht mitteilen. Ich möchte erfahren, ob Sie Spöttereien ertragen mußten, und doch wünschte ich, daß Sie mir nur über sich selbst schrieben, aber besonders schreiben Sie mir über Ihre Pläne. Ich werde Sie in Cirey erwarten, zweifeln Sie nicht daran. Wenn Sie es recht fest wollen, so werde ich, glauben Sie es mir, nur eine Angelegenheit haben; aber Sie wollen nichts recht fest... Wenn ich indessen an Ihr Verhalten gegen mich in Nancy denke, an alles, was Sie mir geopfert haben, an all die Liebe, die Sie mir gezeigt haben, finde ich es ungerecht, daß ich Ihnen etwas anderes sage, als daß ich Sie liebe; dieses Gefühl verwischt alle anderen. Seien Sie überzeugt, daß, wenn Sie nicht nach Cirey kommen, Sie sehr unrecht tun... Ich kann nichts bereuen, da Sie mich lieben. Mir selbst verdanke ich es; hätte ich bei Herrn de la Galaisière nicht mit Ihnen gesprochen, so würden Sie mich nicht lieben. Ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll über eine Liebe, die von so wenigem abhing, und ob ich nicht wohl getan hätte, Ihrer Eigenliebe das Vergnügen zu lassen, das Sie empfanden, nicht mehr zu lieben. An Ihnen ist es, alle diese Fragen zu entscheiden; ich weiß nicht, ob Ihr Herz dessen würdig ist. Ich weiß, daß dieser Brief zu lang ist; ich sollte ihn ins Feuer werfen, ich überlasse es Ihnen, aber werden Sie mich beruhigen?

*

Paris, 18. Mai 1749.

Nein, es ist meinem Herzen nicht möglich, Ihnen auszudrücken, wie sehr es Sie anbetet, wie ungeduldig ich darauf warte, wieder zu Ihnen zu kommen, um Sie nie mehr zu verlassen... Machen Sie mir keine Vorwürfe wegen meines „Newton“; meine Strafe ist groß genug, ich habe dem Verstand nie ein größeres Opfer gebracht als jetzt, wo ich hierblieb, um ihn zu vollenden; es ist eine scheußliche Arbeit, für die ein eiserner Kopf und eine eiserne Gesundheit erforderlich sind. Ich arbeite nur daran, ich schwöre es Ihnen, und ich bin selbst darüber ärgerlich, daß ich seit meiner Ankunft hierselbst der Gesellschaft so wenig Zeit gewidmet habe. Wenn ich denke, daß ich jetzt bei Ihnen wäre...

Mein Gott, wie liebenswürdig ist Herr du Châtelet, da er Ihnen angeboten hat, Sie mitzubringen.

*

Samstag, 30. August 1749.

Sie kennen mich recht wenig; Sie lassen dem Eifer meines Herzens sehr wenig Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie glauben, daß ich zwei Tage ohne Brief von Ihnen sein will, wenn es anders möglich ist. Wenn ich bei Ihnen bin, ertrage ich meinen Zustand mit Geduld und spüre ihn oft nicht einmal, aber wenn ich Sie verloren habe, sehe ich alles nur noch schwarz... Ich habe Ihnen gestern acht Seiten geschrieben; Sie werden sie erst am Montag erhalten. Sie sagen nicht, ob Sie Dienstag zurückkommen, und ob Sie es vermeiden können, im September nach Nancy zu gehen. Lassen Sie mir keine Ungewißheit, ich bin so niedergeschlagen und so mutlos, daß ich erschrecken würde, wenn ich an Ahnungen glaubte...

Mein Brief in Nancy wird Ihnen besser gefallen als dieser; ich liebte Sie nicht mehr als jetzt, aber ich hatte mehr Kraft, es Ihnen zu sagen; es war noch nicht so lange her, daß ich Sie verlassen hatte. Ich schließe, weil ich nicht mehr schreiben kann.

* * *

ROUSSEAU AN FRAU VON ÉPINAY.

Der Zustand, Madame, in dem ich Sie gestern verlassen habe, beunruhigt mich; lassen Sie mir Nachrichten über Ihre Gesundheit zukommen. Bemühen Sie sich, sie wiederherzustellen aus Liebe zu sich und zu mir, und seien Sie versichert, trotz des mürrischen Wesens Ihres Wilden, daß Sie schwerlich einen echteren Freund finden.

ANTWORT DER FRAU VON ÉPINAY.

Ach, mein Gott, nein, mein guter Freund, Sie sind nicht mürrisch! Wie kommen Sie dazu, das zu glauben? Nehmen Sie als sicher an, daß ich Sie nie für mürrisch halten werde, und daß, wenn ich gestern übler Laune war, Sie sicher nicht daran schuld waren. Es geht mir heute viel besser. Guten Tag; besuchen Sie mich dieser Tage.

FRAU VON ÉPINAY AN ROUSSEAU. 1755.

Mein Gott! mein lieber Freund, wie bin ich um Sie besorgt und wie ärgert es mich, daß ich nicht imstande bin, Ihnen Gesellschaft zu leisten. Ist es wenigstens wahr, daß Sie nichts entbehren, und daß ich darauf zählen kann, daß Sie sich des mir gegebenen Versprechens erinnern werden, sich wenn nötig an mich zu wenden? Es geht mir gut, aber meine Kräfte kommen recht langsam zurück. Adieu. Schreiben Sie mir nicht, wenn Sie das ermüdet, aber ich möchte wenigstens sichere Nachricht von Ihnen erhalten...

ANTWORT ROUSSEAUS.

Das Vergnügen, mit Ihnen zu leben, fehlt mir, das ist mein größtes Übel und mein einziges Bedürfnis. Übrigens seien Sie nicht unruhig meinetwegen; ich habe vielleicht mehr Unbequemlichkeiten als wirkliche Schmerzen, aber ich kann in diesem Zustand nicht ausgehen; das ist übrigens die Zeit, die man vorübergehen lassen muß, und während der ich nie ausgehe. Ich kann Ihnen nicht sagen, wieviel Trost ich in unsern letzten Unterredungen finde, aber bis wir sie wieder aufnehmen können, schonen Sie, bitte, Ihre Gesundheit.

FRAU VON ÉPINAY AN ROUSSEAU. 1755.

Ich habe, mein lieber Rousseau, nachgedacht über die Gründe, die Sie veranlassen können, die Ihnen gemachten Anerbieten anzunehmen oder abzulehnen. Wenn Sie nach Genf gehen, was sollen Sie dann mit den Damen Levasseur anfangen? Nichts ist leichter, als diese Schwierigkeit zu beseitigen. Ich will mich hierum kümmern, bis daß Sie wissen, ob Sie sich in Genf eingewöhnen und sich dort dauernd niederlassen können. Ich habe nicht das Recht, Sie zu irgendeinem Entschluß zu veranlassen. Ich wäre vielleicht zu parteiisch in meinen Ratschlägen und meinen Entschlüssen. Ich will nur die Hindernisse entfernen; an Ihnen ist es dann, sich zu entscheiden. Wenn Sie ablehnen, müssen Sie doch Paris verlassen, weil Sie nicht die Mittel haben, hierzubleiben, wie Sie mir gesagt haben. Für diesen Fall habe ich ein kleines Haus, das zu Ihrer Verfügung steht. Sie haben mich oft

von der Ermitage reden hören, die am Eingang des Waldes von Montmorency steht; sie hat eine sehr schöne Lage. Sie enthält fünf Zimmer, eine Küche, einen Keller, einen Gemüsegarten von einem Morgen, eine Quelle und einen Wald als Garten. Es steht Ihnen frei, mein lieber Freund, über diese Wohnung zu verfügen, wenn Sie sich entschließen, in Frankreich zu bleiben.

Ich erinnere mich noch, daß Sie sagten, wenn Sie eine Rente von hundert Pistolen hätten, würden Sie nicht anderswohin gehen. Sie sind hoffentlich davon überzeugt, daß es mir sehr angenehm wäre, zu Ihrem Wohlbefinden beitragen zu können. Ich hatte schon längst die Absicht, nach einem Mittel zu suchen, Ihnen ein solches Los zu verschaffen, bevor ich wußte, daß Sie Ihre Wünsche darauf beschränken. Ich mache Ihnen nun folgenden Vorschlag: Lassen Sie mich zu dem Honorar für Ihr letztes Werk hinzufügen, was Ihnen an hundert Pistolen noch fehlt; ich werde mit Ihnen jede Vereinbarung treffen, die Sie wünschen. Dann ist dieser Dienst so gering, daß der Vorschlag Ihnen nicht mißfallen kann. Ich habe noch andere Vorschläge über die Art und Weise, wie Sie in der Ermitage leben können, aber diese Einzelheiten sind zu lang, als daß ich sie Ihnen schreiben könnte. Also, mein guter Freund, überlegen Sie und seien Sie versichert, daß ich nur auf den Entschluß Wert lege, der Sie am glücklichsten machen wird. Ich schätze Ihre Freundschaft und die Annehmlichkeit Ihrer Gesellschaft, aber ich glaube, daß man seine Freunde vor allem ihrer selbst wegen lieben soll.

ROUSSEAUS ANTWORT.

Meine Angelegenheit mit Herrn Tronchin ist noch lange nicht erledigt, und Ihre Freundschaft für mich legt ihr ein Hindernis in den Weg, das mir schwieriger als je erscheint. Aber Sie haben mehr Ihr Herz als Ihr Vermögen und meine Gemütsstimmung befragt bei dem Vorschlag, den Sie mir machen. Dieser Vorschlag hat mein Herz erstarkt. Wie schlecht verstehen Sie Ihre Interessen, da Sie aus einem Freunde einen Bedienten machen wollen, und wie schlecht kennen Sie mein Inneres, wenn Sie glauben, daß solche Gründe auf mich bestimmend wirken können. Ich bin

nicht in Verlegenheit, wie ich leben oder sterben soll, aber der Zweifel, der mich grausam bewegt, ist die Frage, was mir die vollkommenste Unabhängigkeit sichern kann während der Zeit, die mir noch zu leben bleibt. Trotzdem ich für diese Unabhängigkeit alles getan habe, habe ich sie in Paris nicht finden können. Ich suche sie eifriger als je, und seit mehr als einem Jahre schmerzt es mich sehr, daß ich nicht entscheiden kann, wo ich sie am sichersten finden werde. Die größte Wahrscheinlichkeit ist: in meiner Heimat, aber die größte Annehmlichkeit: bei Ihnen. Der heftige Zwiespalt, in dem ich mich befinde, kann nicht mehr lange dauern: mein Entschluß wird in sieben oder acht Tagen getroffen, aber seien Sie versichert, daß nicht Interessen für mich entscheidend sein werden, weil ich nie gefürchtet habe, daß mir das Brot fehlen könnte, und weil ich, wenn es sein muß, weiß, wie man es entbehren kann.

Ich weigere mich übrigens nicht, anzuhören, was Sie mir zu sagen haben, sofern Sie sich erinnern, daß ich nicht käuflich bin, und daß meine Gefühle, die jetzt höher sind als all das Geld, das man dafür zahlen will, bald unter den Preis sinken würden, den man dafür zahlen würde. Vergessen wir also beide, daß hiervon auch nur die Rede war.

Was Sie persönlich betrifft, so zweifle ich nicht, daß Ihr Herz den Wert der Freundschaft empfindet, aber ich habe Anlaß zu glauben, daß die Ihrige mir viel notwendiger ist, als Ihnen die meinige, denn Sie haben Entschädigungen, die mir fehlen, und auf die ich für immer verzichtet habe.

ANTWORT DER FRAU VON ÉPINAY.

Über Ihren Brief mußte ich zuerst lachen, so sonderbar finde ich ihn, dann aber hat er mich Ihretwegen betrübt, denn man muß schon querköpfig sein, um sich über Vorschläge zu ärgern, die von einer Ihnen wohlbekannten Freundschaft diktiert sind, und um anzunehmen, ich hätte den dummen Stolz, mir Kreaturen zu schaffen. Ich weiß auch nicht, was jene Entschädigungen sein sollen, wenn Sie die Freundschaft davon ausnehmen.

Ich rate Ihnen, jetzt keinen Entschluß zu fassen, denn Sie

scheinen mir nicht imstande zu sein, richtig zu beurteilen, was Ihnen zusagen kann. Guten Tag, mein lieber Rousseau.

ERWIDERUNG ROUSSEAUS.

Ich beeile mich, Ihnen ein paar Worte zu schreiben, weil ich nicht dulden kann, daß Sie mich erzürnt glauben und meine Worte falsch auffassen.

Ich habe das Wort Bedienter nur wegen der Erniedrigung gewählt, in die der Verzicht auf meine Grundsätze meine Seele stürzen müßte. Ich glaubte, wir verständen uns besser, als es der Fall ist. Muß man sich über solche Dinge aussprechen, wenn man so denkt und fühlt wie wir? Die Unabhängigkeit, die ich im Auge habe, ist nicht die der Arbeit; ich will wohl mein Brot verdienen; das macht mir Vergnügen, aber ich will, wenn möglich, keine andere Verpflichtung tragen.

Ich werde gern Ihre Vorschläge anhören, aber machen Sie sich im voraus auf meine Ablehnung gefaßt, denn entweder sind sie unentgeltlich, oder sie sind mit Bedingungen verknüpft, und ich will weder das eine noch das andere. Ich werde nie einen Teil meiner Freiheit aufgeben, weder für meinen Unterhalt, noch für den irgendeiner Person. Ich will arbeiten, aber nach meinem Gefallen, und ich will sogar nichts tun, wenn es mir paßt, ohne daß irgend jemand außer meinem Magen sich darüber beklagen soll.

Ich habe über die Entschädigungen nichts mehr zu sagen; alles vergeht einmal, aber die wirkliche Freundschaft bleibt, und dann hat sie eine Süßigkeit ohne Bitterkeit und ohne Ende. Lernen Sie meinen Wortschatz besser, meine gute Freundin, wenn Sie wünschen, daß wir uns verstehen sollen. Glauben Sie mir, daß meine Ausdrücke selten den gewöhnlichen Sinn haben; es ist immer mein Herz, das sich mit Ihnen unterhält, und vielleicht werden Sie eines Tages erfahren, daß es nicht wie ein anderes spricht. Auf Wiedersehen — morgen!

ROUSSEAU AN FRAU VON ÉPINAY.

März 1756.

Endlich habe ich mich entschlossen, Madame, und Sie können sich wohl denken, daß Sie den Sieg davontragen. Ich werde also

kommen, um das Osterfest in der Ermitage zu verleben, und ich werde dort bleiben, solange ich mich dort wohl befinde und Sie mich dulden mögen; meine Pläne gehen nicht weiter. Ich werde Sie morgen besuchen, und wir werden miteinander plaudern; aber bitte, halten Sie es geheim wie bisher.

Das gibt nun einen Umzug und Unbequemlichkeiten, vor denen ich zittere. Ach, wie unglücklich ist man, wenn man so reich ist! Ich muß die Hälfte von mir selbst in Paris lassen, selbst wenn Sie nicht mehr dort sein werden; diese Hälfte wird aus Stühlen, Tischen, Schränken bestehen und aus all dem, was ich nicht zu dem hinzuzufügen brauche, womit Sie mir mein Schloß ausgestattet haben.

Bis morgen!

ROUSSEAU AN FRAU D'HOUDETOT.

Ermitage, Juni 1757.

An Sophie.

Komm, Sophie, damit ich Dein ungerechtes Herz betrübe, damit auch ich ohne Mitleid für Dich sei. Weshalb sollte ich Dich schonen, während Du mir den Verstand, die Ehre und das Leben nimmst? Weshalb sollte ich Dir die Tage ruhig hingehen lassen, da Du mir die meinigen so unerträglich machst? Ach, Du wärest weniger grausam gewesen, wenn Du mir einen Dolch ins Herz gestoßen hättest an Stelle des verhängnisvollen Pfeiles, der mich tötet. Sieh, was ich war, und was ich geworden bin: sieh, wie Du mich erhoben hattest, und wie Du mich erniedrigt hast. Als Du geruhtest, mich anzuhören, war ich mehr als ein Mensch; seitdem Du mich verstößt, bin ich der letzte der Menschen: ich habe den Sinn, den Geist und den Mut verloren; durch ein Wort hast Du mir alles genommen. Wie kannst Du Dich entschließen, so Dein eigenes Werk zu zerstören? Wie wagst Du, den Deiner Achtung unwürdig zu machen, den Du mit Deinen Wohltaten beehrt hast? Ach, Sophie, ich beschwöre Dich, laß nicht zu, daß Du erröten mußt über den Freund, den Du gesucht hast. Für Deinen eigenen Ruhm verlange ich von Dir Rechenschaft über mich. Bin ich nicht Dein Gut? Hast Du nicht von mir Besitz ergriffen? Du kannst Dich nicht mehr von mir lossagen, und da ich Dir angehöre, ohne

daß ich selbst und ohne daß Du selbst dafür kannst, laß mich wenigstens verdienen, Dir anzugehören. Erinnere Dich jener glücklichen Zeiten, die zu meiner Qual nie aus meinem Gedächtnis schwinden werden. Diese unsichtbare Flamme, von der ich ein zweites Leben, kostbarer als das erste, erhielt, gab meiner Seele und meinen Sinnen die ganze Jugendkraft wieder. Die Lebhaftigkeit meiner Gefühle erhob mich bis zu Dir. Wie oft war Dein von einer anderen Liebe erfülltes Herz von den Zuckungen meiner Liebe bewegt? Wie oft hast Du in dem Gebüsch am Wasserfall zu mir gesagt: „Sie sind der zärtlichste Liebhaber, den ich mir vorstellen kann; nein, nie hat ein Mann wie Sie geliebt." Welcher Triumph für mich, dieses Bekenntnis aus Deinem Munde! Es war sicher nicht falsch; es war würdig meiner Liebesglut. Und weshalb solltest Du Dir einen Vorwurf machen? Warst Du denn schuldig? War die Treue verletzt durch Beweise der Güte, die Dein Herz und Deine Sinne ruhig ließen? Wäre ich liebenswürdiger und jünger gewesen, wäre die Versuchung stärker gewesen; aber da Du ihr widerstanden hast, weshalb solltest Du es bereuen? Weshalb Dein Verhalten ändern, da Du so vielfach Ursache hast, mit Dir zufrieden zu sein?...

Die Liebe hat alles verloren durch jene sonderbare Veränderung, die Du mit so leeren Vorwänden verdeckst. Sie hat jene göttliche Begeisterung verloren, die Dich in meinen Augen über Dich selbst erhob, die Dich zugleich reizend wegen Deiner Gunstbezeigungen, erhaben wegen Deines Widerstandes zeigte und durch Deine Güte meine Achtung und meine Verehrung vermehrte. Sie hat bei Dir jenes liebenswürdige Zutrauen verloren, das Dich alle Gefühle Deines Herzens in das Herz, das Dich liebt, ergießen ließ. Unsere Unterhaltungen waren rührend; eine beständige Zärtlichkeit erfüllte sie mit Reiz. Meine heftigen Gefühlsäußerungen gefielen Dir, obschon Du sie nicht teilen konntest, und ich hörte Dich gern die Deinigen äußern für ein anderes teures Wesen; so wertvoll sind die Äußerungen des Herzens und das Mitgefühl, selbst wenn sie nicht uns gelten! Nein, wenn ich geliebt worden wäre, hätte ich kaum in einem angenehmeren Zustand leben können, und ich bin überzeugt, daß Du Deinem Geliebten selbst nichts Rührenderes

zu sagen vermagst, als was Du mir tausendmal am Tage von ihm sagtest. Was ist aus jener Zeit, jener glücklichen Zeit geworden? Trockenheit und Verlegenheit, Trauer oder Schweigen erfüllen nunmehr unsere Unterhaltung. Zwei Feinde, zwei Gleichgültige würden weniger zurückhaltend zusammensein, als zwei Herzen, die geschaffen sind, sich zu lieben. Mein Herz, umklammert von der Furcht, wagt es nicht mehr, die Glut, die es verzehrt, ausströmen zu lassen. Meine eingeschüchterte Seele zieht sich zusammen; alle meine Gefühle werden durch den Schmerz niedergedrückt. Dieser Brief, den ich mit kalten Tränen begieße, hat nichts mehr von jenem heiligen Feuer, das in süßeren Augenblicken aus meiner Feder floß...

Es ist für Sie leichter, o Sophie, sich zu verändern, als diese Umwandlung meinen Augen zu verbergen. Bringen Sie keine falschen Entschuldigungen mehr vor, die mich nicht täuschen können. Die Ereignisse konnten Sie zu einer Vorsicht zwingen, über die ich mich nie beklagt habe, aber solange das Herz sich nicht verändert, bleibt seine Sprache immer dieselbe, mögen auch die Verhältnisse sich ändern, und wenn die Klugheit Sie zwingt, mich seltener zu sehen, wer zwingt Sie denn, im Umgang mit mir die Sprache des Gefühls aufzugeben, und die der Gleichgültigkeit anzunehmen? Ach, Sophie, Sophie, wage es, mir zu sagen, daß Dein Geliebter Dir heute teurer ist als damals, da Du geruhtest mich anzuhören und mich zu bedauern, und da Du Deinerseits mich rührtest durch den Ausdruck Deiner Leidenschaft für ihn. Du betetest ihn an und ließest Dich anbeten; Du seufztest für einen anderen, aber mein Mund und mein Herz empfingen Deine Seufzer. Du machtest Dir keinen falschen Vorwurf daraus, ihm die Unterhaltungen zu verheimlichen, die Deiner Liebe Vorteil brachten. Der Reiz dieser Liebe wuchs unter dem der Freundschaft; Deiner Treue gereichte das Opfer, das Du durch den Verzicht auf Genuß brachtest, zur Ehre. Dein Widerstand, Deine Bedenken waren weniger für ihn als für mich. Wenn der Ausbruch der heftigsten Leidenschaft, die es je gegeben hat, Dir Mitleid einflößte, fragten Deine Augen in Unruhe die meinen, ob dieses Mitleid Dir meine Achtung nicht rauben würde, und die einzige

Bedingung, die Du an die Beweise Deiner Freundschaft knüpftest, war die, daß ich nie aufhören würde, Dein Freund zu sein. Aufhören, Dein Freund zu sein! Liebe, reizende Sophie, leben und Dich nicht mehr lieben — ist ein solcher Zustand für meine Seele möglich?

Der erste Preis Deiner Güte bestand darin, mich zu lehren, meine Liebe durch sich selbst zu überwinden, meine heißesten Wünsche der aufzuopfern, die sie hervorrief, und mein Glück Deiner Ruhe zu opfern. Ich will nicht daran erinnern, was in Deinem Park und Deinem Zimmer geschah, aber um zu fühlen, wie sehr der Eindruck Deiner Reize meinen Sinnen die Sehnsucht nach Dir einflößt, erinnere Dich des Mont-Olympe, erinnere Dich der mit Bleistift auf eine Eiche geschriebenen Worte. Ich hätte sie mit meinem reinsten Blute schreiben können, und ich kann Dich nicht wiedersehen noch an Dich denken, ohne daß meine Liebe immer wieder neu auflebt. Seit jenen köstlichen Augenblicken, wo Du mich alles fühlen ließest, was eine beklagte, nicht geteilte Liebe an Genuß gewähren kann, bist Du mir so teuer geworden, daß ich nicht mehr wagte, zu Deinem Nachteil glücklich zu sein, und daß eine einzige Ablehnung Deinerseits einen unsinnigen Wahn zerstört hätte ... Ich hätte die Welt hingegeben für einen Augenblick des Glücks, aber Dich erniedrigen, Sophie, ach nein, das ist nicht möglich, und ich liebe Dich zu sehr, um Dich je zu besitzen, wenn es in meiner Macht stände.

Erweise also dem, der nicht weniger als Du selbst auf Deinen Ruhm eifersüchtig ist, Wohltaten, die diesen Ruhm nicht verletzen können. Ich will mich weder Dir, noch mir selbst gegenüber entschuldigen: ich mache mir Vorwürfe alles dessentwegen, was Du mich begehren läßt. Wenn es sich nur um einen Sieg über mich gehandelt hätte, hätte die Ehre des Sieges mir vielleicht die Kraft dazu gegeben, aber dem Abscheu vor dem geliebten Wesen Entbehrungen zu verdanken, die man sich hätte auferlegen müssen, ach! das kann ein empfindsames Herz nicht ohne Verzweiflung ertragen. Der ganze Siegespreis ist verloren, sobald der Sieg nicht freiwillig ist. Wenn Dein Herz mir nichts nähme, wie würdig wäre es für das meinige, alles zu verweigern! ...

Alles ist aus: ich bin nichts mehr, und da ich fühle, daß ich Dir fremd, lästig und unbequem bin, fühle ich mich wegen meines vergangenen Glückes nicht weniger elend als wegen meiner jetzigen Leiden. Ach! wenn ich Dich nie gerührt gesehen hätte, so würde ich mich wegen Deiner Gleichgültigkeit trösten und mich begnügen, Dich im geheimen anzubeten; aber zu sehen, wie die Hand, die mich glücklich machte, mir das Herz zerreißt, und von der vergessen zu werden, die mich ihren süßen Freund nannte! O Du, die Du alles über mein Sein vermagst, lehre mich diesen schrecklichen Zustand ertragen, oder ändere ihn, oder laß mich sterben ... Ich suche gewaltsam alles, was Du mir sagst, zu meinen Gunsten auszulegen; meine eigenen Schmerzen gefallen mir, wenn sie Dich gerührt zu haben scheinen; da es nicht möglich ist, wirkliche Beweise der Neigung von Dir zu erlangen, so genügt ein Nichts, um mir eingebildete zu schaffen. Bei unserem letzten Zusammentreffen, wo Du neue Reize entfaltetest, um eine neue Glut in mir zu schüren, hast Du mich beim Tanzen zweimal angesehen. Alle Deine Bewegungen drückten sich tief in meine Seele ein; meine begierigen Blicke folgten allen Deinen Schritten, nicht eine Deiner Gebärden entging meinem Herzen, und als Du auf dem Höhepunkt Deines Triumphes angelangt warst, war dieses schwache Herz einfältig genug, zu glauben, Du geruhtest Dich mit mir zu beschäftigen ... Ach, wenn ich je bei Dir ein Zeichen wahren Mitleids sähe, wenn mein Schmerz Dir nicht lästig wäre, wenn ein zärtlicher Blick sich auf mich richtete, wenn Dein Arm sich um meinen Hals legte, mich an Deinen Busen drückte, wenn Deine sanfte Stimme mir mit einem Seufzer sagte: Unglücklicher, wie bedauere ich dich! — ja, dann hättest Du mich für alles getröstet: meine Seele würde ihre Stärke wiedergewinnen, und ich würde wieder würdig werden, von Dir gern gesehen zu sein.

ROUSSEAU AN FRAU VON ÉPINAY.

23. November 1757.

Wenn man vor Schmerz sterben könnte, wäre ich nicht mehr am Leben, aber wie dem auch sein mag, ich habe einen Entschluß gefaßt. Die Freundschaft zwischen uns ist vorbei, Madame; aber

die Freundschaft, die nicht mehr besteht, besitzt noch Rechte, die ich zu achten weiß. Ich habe die Beweise Ihrer Güte für mich nicht vergessen, und Sie können auf all die Dankbarkeit von meiner Seite rechnen, die man für jemand haben muß, den man nicht mehr lieben darf. Jede andere Erklärung wäre unnütz. Ich habe als Richter mein Gewissen, und ich verweise Sie auf das Ihrige. Ich wollte die Ermitage verlassen, und ich mußte es; aber man[1]) behauptet, ich müßte bis zum Frühjahr bleiben, und da meine Freunde es wollen, werde ich dort bleiben, wenn Sie einwilligen.

FRAU VON ÉPINAY AN ROUSSEAU.

4. Dezember [1757].

Nachdem ich Ihnen während mehrerer Jahre alle möglichen Beweise der Freundschaft und der Teilnahme gegeben habe, kann ich Sie nur noch bedauern. Sie sind recht unglücklich. Ich wünsche, daß Ihr Gewissen ebenso ruhig sein möge wie das meinige: das könnte für die Ruhe Ihres Lebens notwendig sein. Da Sie die Ermitage verlassen wollen und müssen, so wundere ich mich, daß Ihre Freunde Sie zurückgehalten haben: ich befrage nie die meinigen über meine Pflichten, und ich habe Ihnen über die Ihrigen nichts mehr hinzuzufügen.

* * *

DIDEROT AN SOPHIE VOLAND.

Paris, Sonnabend morgen, 1. Juni 1759.

Hier, meine zärtliche und verläßliche Freundin, ist das Werk des großen Sophisten[2]). Ich habe es nicht gelesen, meine Seele ist noch nicht ruhig genug, um es ohne Parteilichkeit zu beurteilen. Man muß lieber eine Handlung aufschieben, als in Eile eine Ungerechtigkeit begehen. Mißtrauen Sie auch Ihrem Herzen ein wenig und fürchten Sie, daß Ihr Unwille gegen den Menschen nicht bis zum Schriftsteller geht. Hören Sie ihn an, als ob ich nicht über ihn zu klagen hätte.

Man kann also beredt und voll Empfindung sein, ohne aufrichtige Freundschaft oder Wahrhaftigkeit zu kennen. Wenn dieser Mensch

---

[1]) „man“ ist Frau d'Houdetot.

[2]) Rousseau.

nicht ein vollkommenes System der Verkehrtheit in seinem Kopfe hat, wie muß ich ihn beklagen! Und wenn er sich Begriffe von Recht und Unrecht gebildet hat, die ihn mit seinem Vorgehen aussöhnen, wie muß ich ihn noch mehr beklagen! In dem Gebäude der Moral ist alles untereinander verbunden. Schwerlich wird ein Mensch unaufhörlich Paradoxien schreiben und dabei einfach in seinen Sitten bleiben. Sehen Sie auf sich selbst, meine Sophie, und sagen Sie mir, warum sind Sie so aufrichtig, so offen, so wahrhaftig in Ihren Gesprächen? Weil dieselben Eigenschaften den Grund Ihres Charakters und den Maßstab Ihres Handelns bilden. Es wäre ein höchst seltsames Phänomen, wenn ein Mensch, der stets schlecht denkt und spricht, sich immer gut betrüge. Die Zerrüttung des Kopfes beeinflußt das Herz und die Zerrüttung des Herzens den Kopf. Halten wir darum, meine Freundin, unser Leben frei von Lüge; je mehr ich Sie achten werde, um so teurer werden Sie mir sein; je mehr Tugend ich Ihnen zeigen werde, um so mehr werden Sie mich lieben. Wie tief würde ich das Laster fürchten, hätte ich auch keinen Richter außer meiner Sophie.

Ich habe in ihrem Herzen ein Bild errichtet, das ich nie umstoßen möchte; welch ein Schmerz für sie, machte ich mich einer Handlung schuldig, die mich in ihren Augen erniedrigte. — Nicht wahr, Sie sähen mich lieber tot als schlecht? Lieben Sie mich denn immer, damit ich immer das Laster fürchte. Führen Sie mich weiter auf dem Pfad des Guten. Wie süß ist es, die Arme zu öffnen, um einen guten Menschen hineinzuschließen. Diese Idee heiligt die Liebkosungen; was bedeuten die Liebkosungen zweier Liebenden, wenn sie nicht Ausdruck ihrer unbegrenzten Wertschätzung sein können? Wieviel Kleinheit und Ekel liegt in dem Verkehr der gewöhnlichen Liebespaare! Wieviel Reize, Erhebung und Kraft sind in unseren Umarmungen. Kommen Sie, meine teure Sophie, ach, kommen Sie; ich fühle mein Herz glühen. Die Rührung, die Sie so verschönt, wird auf Ihrem Gesicht erscheinen. Sie ist da. Ach, warum sind Sie nicht neben mir, um sie zu genießen? Könnten Sie mich in diesem Augenblick sehen, Sie wären glücklich! Diese feuchten Augen, meine Blicke, mein ganzer Ausdruck gefiele Ihnen sicherlich. Und warum sollten Sie glauben, zwei Wesen zu stören, deren Glück

der Himmel mit Freuden sieht? — Ich werde Sie also heute morgen nicht sehen. Ich werde also Herrn Petit nicht zu Hause treffen, werde dagegen von Herrn von Ximènes bei mir zurückgehalten. — Ich habe heut nacht über seinem Trauerspiel zugebracht und habe einen Auszug für Grimm daraus gemacht. Ich werde heut abend das neue Schauspiel ansehen, und wieder ist er es, um dessentwillen ich hingehe. Welch schönes Herzensband zwischen dem Ihren, dem seinen und dem meinen! Sollte eines davon fehlen, wer füllte die furchtbare Leere! Bleibt beide am Leben, wenn Ihr mich nicht eines Tages als Rufer in der Wüste sehen wollt!

Ich werde im Parkett ziemlich hinten in der Mitte sitzen, und meine Augen werden von dort nach Ihnen suchen. Ich werde nach oder vielleicht schon vor Schluß des Spieles nach Hause gehen, meine Gedanken über das Stück niederschreiben und für meinen Freund arbeiten. Morgen gegen Mittag bin ich, wo Sie mich erwarten. Ich bin sicherlich da. Wieviel süße Minuten opfere ich Ihrer Mutter. Ich habe ein wenig über die Abneigung Ihrer Schwester nachgesonnen. Also schätzt sie mich nicht génug, um mich in demselben Kästchen mit sich verschlossen zu sehen. Nein, meine Sophie, das ist es nicht; sie fürchtet vielleicht, dieses Kästchen könnte — — — wenn Sie eines Tages fort oder tot wären — — —. Diese Mutter hindert alle holden und unschuldigen Freuden, die wir erträumen —. Sagen Sie ihr, man mag es mit den beiden Porträts nach ihrem Belieben halten — —. Sagen Sie ihr, ich sei ein guter Mensch und würde mich nie Ihnen gegenüber verändern — —. Sagen Sie ihr, ich sei in einem Alter, in dem der Charakter feststeht — —. Sagen Sie ihr, wie schmeichelhaft es mir wäre, wie glücklich Sie wären, mich und alle sie, sie und mich zugleich zu halten, zu fühlen, zu betrachten — — —. Bestürmen Sie sie im Augenblick der Trennung, wenn Ihre Mutter nach Châlons abreist, während Sie nach Paris zurückkehren — — —. Ihnen ihr Bild verweigern heißt, sich von dem Ihren abwenden — —. Liebe, erwägen Sie alles gut und betrüben Sie Ihre Schwester nicht. — Folgen Sie der Eingebung Ihrer Seele, sie wird Sie stets recht leiten. Ich liebe es, daß man zarte Rücksichten nimmt; ich liebe es auch, daß man sie mitunter vernachlässigt. — — Es genügt,

man ihr schroff begegnete, besonders nach ihrer Toilette. Was brauchte sie dann? Einen Libertin. Mit einem Wort, ein Libertin tritt an Stelle der Ausschweifung, die man sich nicht gestattet... Man empfängt sie, weil man keine geschlossenen Türen finden will. Man ist ein Libertin, ist es gewesen, und wird es vielleicht eines Tages sein. In jedem Fall ist eine Frau froh, zu wissen, daß, im Falle sie sich entschließt, ein Mann in Bereitschaft ist, der ihre Eitelkeit, ihre Eigenliebe, ihre vorgeschützte Tugend schonen und sich mit allen Vorteilen beladen wird... Die Libertins sind in der Welt gern gesehen, weil sie unaufmerksam, lustig, amüsant, verschwenderisch, lieblich, witzig, Freunde jedes Vergnügens sind. Sie sind voll Nachsicht gegen ihre Fehler, unter denen auch einige sind, die wir haben; sie tragen unaufhörlich zu unserer Achtung bei durch das amüsante Zurschaustellen des Lasters; sie vermehren unser Behagen. Sie unterhalten uns von dem, was wir weder zu sagen noch zu tun wagen. Gewöhnlich sind die Libertins liebenswerter als die anderen; sie besitzen mehr Geist, mehr Menschenkenntnis, mehr Herz. Die Frauen lieben sie, weil sie selber ausschweifend sind. Ich bin nicht sicher, ob die Frauen im Ernst mit denen böse sind, die sie erröten machen.

* * *

FRAU RICCOBONI AN HERRN VON MAILLEBOIS.

Freitag mittag.

Sie haben mir Erkenntlichkeit versprochen, aber sie vergessen sich schon, denn es ist Undankbarkeit, mir zu schreiben, ich liebte Sie nicht oder nur wenig. Sehen Sie, suchen Sie, prüfen Sie die mir von Ihnen gegebenen Beweise Ihrer Zärtlichkeit, und wenn Sie die gefunden haben, die Ihnen die stärksten zu sein scheinen, so wagen Sie es, sie mit dem Begriff zu vergleichen, den ich Ihnen von meinen Gefühlen gegeben habe, mit jenem Entgegenkommen, das mich fast Ihrem Willen unterwirft, und Sie werden zugeben, daß Sie nichts tun können, das dem gleichkäme, was ich für Sie getan habe. Beurteilen Sie mich nicht nach den gewöhnlichen Frauen; beurteilen Sie mich nach meinem Charakter, meinen Grundsätzen, nach meiner Art zu denken, und dann sehen Sie,

welches Opfer Sie von mir verlangen! Ich weiß wohl, daß es unbezahlbar ist für den, der es verlangt, der es erwartet; aber wenn es dargebracht ist, wenn die Geliebte sich ergeben hat, so welken nur zu oft die Blumen, die sie schmückten, und man sieht in ihr nur mehr eine gewöhnliche Person. Ihr Vergleich hat mich betrübt, sehr, sehr betrübt. Wie konnten Sie so ungerecht sein, einen solchen Vergleich zu machen? — Wenn Sie ein Verhältnis eingehen, riskieren Sie — sagen Sie — ebensoviel wie ich. Sie, Mylord? Ach, welchen Gefahren ist Ihr Geschlecht ausgesetzt, wenn es sich seinen Wünschen hingibt? Das lächerliche Vorurteil, das Ihnen alles erlaubt, befreit Sie von dem lebhaften Schmerz, der mit den Schwächen der Liebe verbunden ist. Verraten, verlassen, gehaßt von der, die er liebt, kann ein Mann sich immer mit Vergnügen der Zeit erinnern, in der er glücklich war, einer Zeit, bezeichnet durch seine Triumphe, durch einen Sieg, dessen Erinnerung für seine Eitelkeit immer schmeichelhaft ist. Aber wir, die wir uns verachtet glauben, sobald wir uns nicht mehr geliebt wähnen; wir, die wir mit der Klage um unser verlorenes Glück noch die Schande empfinden, es gekostet zu haben; wir, deren Stirn sich rötet, wenn wir uns die süßesten Augenblicke unseres Lebens zurückrufen, können wir ohne Zittern ein Gefühl anhören, das zwar liebenswert ist, dessen Folgen aber so grausam sein können? Sie etwas wagen? Ach, Sir Charles, Sir Charles! Ich bin mit Ihnen nicht zufrieden; ich bin's auch mit mir nicht, ich bin's mit niemand.

*

Ich bin traurig, mein Lieber, und alles erscheint mir traurig, seitdem ich Sie nicht mehr sehe. Ein geliebter Liebhaber verschönert alles; er verbreitet Anmut überall wo er ist, über die Personen, die man sieht; er verleiht seinen Reiz allen Gegenständen, die uns umgeben. Dieser unaussprechliche Reiz, der mit ihm verknüpft ist, scheint sich über das Weltall zu verbreiten und alles liebenswürdiger und heiterer zu machen. Sobald er dagegen abwesend ist, erscheint alles fade, freudeleer und ohne Verlangen. Man erwacht, ohne zu fühlen, daß man neugeboren ist. Man steht auf, ohne Absicht, ohne irgendein Vorhaben. Die Gleichgültigkeit

beherrscht die Toilette; man zieht sich an, ohne sich zu schmücken, sieht sich im Spiegel, ohne es zu wissen. Die Gewohnheit bringt die Maschine in Gang, aber man interessiert sich nicht für ihre Bewegungen. Der Tag erscheint lang; er geht vorbei, er ist zu Ende, ohne daß man sich seiner erinnerte. Die Lebhaftigkeit, der Geist, die Heiterkeit sind durch einen Schleier verdunkelt, den sie nicht durchdringen können. Diese Gaben in uns sind wie Blumen in einem Garten, in dem man nachts spazierengeht; ihre Blumen haben die mannigfaltigsten Farben, aber man sieht es nicht.

Die strenge Miß[1]) fängt an mich zu schelten: „Oh, pfui, pfui, Madame, Sie sehen aus wie eine Romanprinzessin.“ Sie behandelt mich wirklich wie ihre Liebhaber, aber sie versichert mir, daß Sie mich lieben, daß ich recht habe, Sie anzubeten, daß nie eine Torheit so verzeihenswert war; und dann umarme ich sie.

Adieu, mein liebenswürdiger, zärtlicher Freund. Adieu, mein lieber Alfred.

*

Ich bin heute morgen recht früh aufgestanden, um meine Freiheit zu genießen. Alle waren nach Canterbery; ich war allein, unumschränkte Herrin in meinem Hause. Sie hätten gelacht, wenn Sie mich gesehen hätten. Da hätte Miß Betzi sagen können, ich besäße das Aussehen einer Romanprinzessin. Ihr Porträt war auf meinem Tisch, Ihre Briefe waren zerstreut in meinem Schoß, auf meinen Knien; die Schublade war umgekehrt, die Brieftasche geöffnet; ich betrachtete alle meine Reichtümer. Ich segnete den Erfinder einer Kunst, die alle anderen Künste übertrifft, nicht weil sie uns die Taten der Helden, die Geschichte der Welt, die Ursachen von allem überliefert, weil sie die unersättliche Lernbegier und die eitle Neugier der Menschen befriedigt, sondern weil sie mich in Deinem Herzen lesen läßt trotz der Entfernung, die uns trennt. Wieviel verdankt die Liebe dieser glücklichen Entdeckung! Welcher Schatz sind für sie diese Briefe, der Trost des einen Herzens und die Freude des anderen. Man schreibt sie so gern, und man kostet das Vergnügen, das man empfindet, und das, das man dem andern zu verschaffen glaubt. Vielleicht habe ich unrecht, so oft an das

[1]) Eine Freundin.

zu denken, was Sie mir sagten: Sie hätten keine andere Unterhaltung als meine Briefe. Ich schreibe schlecht, ich kann nicht über das nachdenken, was ich sagen will; meine Feder eilt, sie folgt meiner Phantasie; mein Stil ist zuweilen zärtlich; bald spielend, bald ernst, sogar traurig, oft langweilig, immer wahrhaftig. Aber mein teurer Alfred ist nachsichtig, er sagt, ich schriebe gut; ach, sehr gut – gewiß, wenn ich ihm gefalle! Ich wage nicht recht daran zu denken, daß ich Dich wiedersehen werde. Es ist eine so lebhafte Aufregung, wenn ich daran denke! Oh, ich verliere den Verstand, wirklich, ich verliere ihn! Wie! Du wirst da sein, meine Augen werden, wenn sie aufblicken, den Deinen begegnen, ich werde nicht eine einzige Bewegung machen, die Dich nicht interessiert; ich werde jene sanfte, harmonische Stimme hören, die mich fragt: „Was willst Du? ... Was wünschst Du?" Lieber, wenn Du wüßtest, ich kann nicht mehr schreiben! mein Herz ist erregt... Ach, komm doch wieder, komm doch wieder! Mein Gott, wie werden Sie geliebt! Wenn es ein Gefühl gibt, das stärker ist als die Liebe, was der Pöbel Liebe nennt, so fühle ich es für Dich. Lieben, anbeten, schwache Ausdrücke, die die Verzückung einer so zarten Leidenschaft nicht wiedergeben... Ach, wenn Du da wärest, mein lieber Alfred, mein teurer, mein anbetungswürdiger Geliebter! ich glaube... ja, ich glaube, ich würde ein Mittel finden, Dich zu überzeugen, daß man nie heißer liebte als ich.

*

Ich habe oft gedacht, daß es wenig großmütig wäre, Ihnen einen Schmerz zu zeigen, der ein Vorwurf für Sie ist...

Ich glaube, daß Sie mich genügend kennen, um nicht den Verdacht zu hegen, daß ich Sie aus Rache oder Eitelkeit verlasse. Meine Lage gleicht durchaus nicht der, in der Sie sich befanden, als Sie den Entschluß faßten, mich aufzugeben, ein Entschluß, dessen Härte nicht zu verstehen ist. Sie können nicht daran zweifeln, daß ich Sie zärtlich geliebt habe; seien Sie versichert, daß ich Sie noch liebe; aber die Zeit, das Ereignis, das mich zu diesem schweren Schritte veranlaßt, Ihre Abwesenheit, das so nahe liegende Nachdenken über die Vergangenheit werden mich vielleicht mir selbst

wiedergeben und mir einen Frieden verschaffen, den ich nicht in der Erniedrigung einer Leidenschaft finden könnte, von der ich nur mehr die Leiden spüren würde.

Adieu, Mylord, seien Sie versichert, daß niemand Sie aufrichtiger geliebt hat, als die, die die harte Notwendigkeit, Sie nicht mehr zu lieben, als ein Unglück betrachtet, und erinnern Sie sich, daß ich in meinem bittersten Kummer, wenn ich Ihnen meine Tränen nicht verbergen konnte, wenigstens so viel Rücksicht übte, in meine Klagen nie Bitterkeit zu mischen. Adieu, Mylord, adieu auf immer!

* * *

AUS DEN MEMOIREN DES PRÄSIDENTEN HÉNAULT.

Frau von Castelmorrn war seit vierzig Jahren der Hauptgegenstand meines Lebens. Sie hat all die verschiedenen Lagen, in denen ich mich befand, mit dem Gefühl der aufrichtigsten Freundschaft mitempfunden. Sie hat meine Freuden mitgefühlt, sie hat meine Sorgen geteilt, sie war meine Zuflucht bei allen Widerwärtigkeiten, bei jedem Kummer; sie hat meine Schmerzen während heftiger Krankeiten gelindert; ohne sie wäre ich allein in der Welt. Ich kenne kein vernünftigeres Wesen, keinen gesünderen Geist, kein klareres Urteil; ihr Herz schlägt nur für ihre Freunde. Sie denkt nicht an sich und kennt keine Ansprüche; sie ist ohne Neid, ohne Eifersucht, ohne Anmaßung und lebt nur für andere. Niemals habe ich einen Entschluß gefaßt ohne ihren Rat; oder wenn ich es versäumte, sie zu befragen, so habe ich es bereut. Ihre zarte Gesundheit beunruhigt mich beständig; aber in ihrem schwachen Körper wohnt eine mutige Seele. Ohne zu klagen, hat sie jede Art von Unglück getragen mit einer Geduld, die alle, außer ihren wahren Freunden, täuschen mußte. Ach, wer hätte gedacht, daß ich so kurz vor dem größten Unglück meines Lebens stand, als ich diese Worte schrieb? Frau von Castelmorrn starb am 3. November 1761, am Tag des heiligen Marcel... Für mich ist alles zu Ende: mir bleibt nur noch der Tod...

* * *

FRÄULEIN VON LESPINASSE AN HERRN VON GUIBERT.

Paris, Samstag abend, 13. Mai 1773.

Sie reisen am Dienstag ab, und da ich nicht weiß, welchen Eindruck Ihre Abreise auf mich machen wird, da ich gar nicht weiß, ob ich die Freiheit und den Willen haben werde, Ihnen zu schreiben, will ich wenigstens noch einmal mit Ihnen sprechen und mich versichern, daß ich von Ihnen Nachrichten aus Straßburg bekommen werde.

Teilen Sie mir mit, ob Sie gesund dort angekommen sind, ob die Bewegung der Reise Ihre Seele schon beruhigt hat. Nicht Ihre Seele ist krank; sie leidet nur an den Schmerzen, die sie verursacht, und die Zerstreuung und die Veränderung der Dinge werden vollauf genügen, sie von jener Empfindsamkeit abzulenken, die Ihnen schmerzlich sein kann, weil Sie gut und ehrenhaft sind. Ja, Sie sind ein liebenswürdiger und bedeutender Mensch; ich habe soeben Ihren Brief von heute morgen wieder gelesen: er verbindet die Sanftheit Geßners mit der Energie Jean Jacques'. Ach, mein Gott, weshalb alles vereinigen, was gefallen und rühren kann, und besonders weshalb mir etwas Gutes anbieten, dessen ich nicht würdig bin, und das ich gar nicht verdient habe? Ach, nein, nein, ich will Ihre Freundschaft nicht: sie würde mich trösten, sie würde mich zur Verzweiflung bringen, und ich habe Ruhe nötig, ich muß Sie einige Zeit vergessen. Ich will offen gegen Sie und gegen mich sein, in der Unruhe, in der ich mich befinde, fürchte ich, mich zu täuschen. Vielleicht sind die Gewissensbisse, die ich mir mache, größer als mein Unrecht; vielleicht würde die Besorgnis, die ich hege, meinen Geliebten[1]) am meisten verletzen. Ich habe soeben einen Brief erhalten, der so voll Vertrauen zu meinem Gefühl ist. Er spricht von mir, von meinen Gedanken, von meiner Seele mit jener Kenntnis und jener Sicherheit, die man besitzt, wenn man eine lebhafte und starke Empfindung ausdrückt. Ach, mein Gott, durch welche Verwünschung oder welches Verhängnis sind Sie dazu gekommen, mich zu zerstreuen? Warum bin ich nicht im September gestorben! Ich wäre dann gern gestorben, und ohne mir Vorwürfe machen zu müssen. Ach, ich fühle, daß ich noch heute für ihn

[1]) Den Marquis von Mora.

sterben würde; es gibt kein Interesse, das ich ihm nicht aufopfern würde, aber vor zwei Monaten hatte ich ihm kein Opfer zu bringen; meine Liebe war nicht größer, aber sie war besser. Denn er wird mir verzeihen! Ich hatte soviel gelitten! Mein Körper und meine Seele waren durch den langen Schmerz erschöpft! Die Nachrichten, die ich von ihm erhielt, machten mich manchmal ganz verwirrt. Da habe ich Sie gesehen, da haben Sie meine Seele wieder belebt; Sie haben ihr Vergnügen bereitet, und ich weiß nicht, was mir angenehmer war: Ihnen das zu verdanken oder es zu genießen.

Aber, sagen Sie mir, ist das der Ton der Freundschaft? der Ton des Vertrauens? Was reißt mich hin? Lehren Sie mich mich selbst zu kennen; helfen Sie mir wieder ins Gleichgewicht kommen, meine Seele ist verwirrt. Sind es meine Gewissensbisse? Ist es meine Schuld? Sind Sie es, ist es Ihre Abreise, oder was ist es, das mich verfolgt? Ich kann nicht mehr weiter. In diesem Augenblick vertraue ich mich Ihnen völlig an. Adieu, ich werde Sie morgen sehen, und vielleicht werde ich wegen meines heutigen Briefes verlegen sein. Vergessen Sie nicht, daß Sie mir versprochen haben, meine Briefe sofort zu verbrennen.

Gebe der Himmel, daß Sie mein Freund werden, oder daß ich Sie nie gekannt hätte! Glauben Sie, daß Sie mein Freund sein werden? Denken Sie darüber nach, nur einmal! Ist das zuviel?

*

Sonntag, 20. Juni 1773.

Mein Gott, sind Sie tot, oder haben Sie schon vergessen, daß die Erinnerung an Sie bei den Leuten, die Sie verlassen haben, lebendig und voller Schmerzen ist? . . . Seit vierzehn Tagen habe ich Ihnen nicht mehr geschrieben, und ich glaubte gestern, ich würde Ihnen erst wieder schreiben, wenn ich von Ihnen Nachrichten erhalten hätte. Das Leiden hat meine Seele weich gemacht, und ich gebe nach. Ich habe um 5 Uhr morgens zwei Körner Opium genommen; das hat mir Ruhe verschafft, die besser ist als der Schlaf; mein Schmerz ist weniger reißend; ich fühle mich nicht mehr so niedergeschlagen. Es gelingt, die Heftigkeit der Seele zu dämpfen. Ich kann mit Ihnen sprechen,

ich kann mich beklagen; gestern fand ich keine Worte. Ich hätte es nicht aussprechen können, daß ich für das Leben dessen fürchtete, den ich liebe; es wäre mir leichter gewesen, zu sterben, als Worte hervorzubringen, durch die mein Herz erstarrt. Sie haben geliebt: Sie begreifen also, was eine solche Unruhe ausmacht, und bis Mittwoch werde ich in einer Ungewißheit sein, die mich erschreckt, und die mir trotzdem befiehlt, bis dahin zu leben. Ja, es ist nicht möglich zu sterben, wenn man geliebt wird, und dennoch ist es fürchterlich, zu leben; der Tod ist das dringendste Bedürfnis meiner Seele, und ich fühle mich ans Leben gefesselt. Beklagen Sie mich, verzeihen Sie, daß ich die mir erwiesene Güte mißbrauche. Finde ich in Ihnen oder in mir das Vertrauen, das mich fortreißt?

Man sagt, Sie hätten den König nicht in Berlin angetroffen; sind Sie ihm nach Stettin nachgereist, wo er bis zum 20. sein sollte? Aber ich bin unruhig; ich meine, man könnte von Ihnen Nachrichten aus Berlin haben. Wie groß wäre Ihre Schuld, wenn Sie die geringste Nachlässigkeit zeigten! Und Sie wissen wohl, daß Sie mir auf Ihr Ehrenwort versprochen haben, mir schreiben zu lassen, wenn Sie krank sein sollten. Bedienen Sie sich nicht jenes Vorwandes, der die gewöhnlichen Freundschaften befriedigt: nicht beunruhigen zu wollen; das ist abscheulich; ich will nicht geschont werden; ich will leiden durch meine Freunde, für meine Freunde, und ich liebe tausendmal mehr die Leiden, die mir von Ihnen kommen, als alles Glück auf der Welt, das nicht mit ihnen verknüpft ist. Guten Tag; ich habe das Opium noch im Kopf; es macht meinen Blick unsicher; vielleicht macht es mich noch dümmer als gewöhnlich, aber was liegt daran? Es ist nicht mein Geist, sondern es sind meine Leiden, die Sie interessiert haben.

*

Sonntag, halb drei Uhr, 1773.

Mein Freund, ich werde Sie nicht sehen, und Sie werden mir sagen, daß Sie nicht schuld daran sind, aber wenn Sie den tausendsten Teil der Sehnsucht nach mir hätten, wie ich nach Ihnen, so wären Sie hier, und ich wäre glücklich. Nein, ich habe

unrecht, ich würde leiden, aber ich wäre nicht neidisch auf die Freuden des Himmels. Mein Freund, ich liebe Sie, wie man lieben soll, übertrieben, wahnsinnig, im Taumel und in der Verzweiflung. All die letzten Tage haben Sie meine Seele gefoltert. Heute morgen habe ich Sie gesehen, ich habe alles vergessen, und ich glaubte, nicht genug für Sie zu tun, indem ich Sie von ganzer Seele liebte, indem ich bereit war, für Sie zu leben und zu sterben. Sie verdienen noch mehr als das. Ja, wenn ich nur imstande wäre, Sie zu lieben, das wäre nichts in der Tat, denn gibt es etwas Süßeres und Natürlicheres, als wahnsinnig zu lieben, was wirklich liebenswert ist? Aber, mein Freund, ich verstehe mehr, als zu lieben, ich verstehe, zu leiden; für Ihr Glück werde ich auf meine Freuden verzichten.

Wissen Sie, weshalb ich Ihnen schreibe? Weil es mir gut tut. Sie hätten das nie geahnt, wenn ich es Ihnen nicht gesagt hätte. Aber, mein Gott, wo sind Sie? Wenn Sie glücklich sind, darf ich mich nicht mehr darüber beklagen, daß Sie mir mein Glück nehmen.

Mein Freund, sagen Sie mir, was Sie tun werden, und was Sie getan haben.

*

Mittwoch. 1774.

Guten Tag, mein Freund. Haben Sie geschlafen? Wie geht es Ihnen? Werde ich Sie sehen? Ach, nehmen Sie mir nichts; die Zeit ist so kurz, und ich lege soviel Wert auf die, die ich mit Ihnen zubringe. Mein Freund, ich habe kein Opium mehr im Kopf und im Blut; aber ich habe etwas Schlimmeres darin, etwas, für das man den Himmel segnet, das Leben liebt, wenn das, was man liebt, von derselben Regung beseelt ist. Aber, mein Gott, gerade was man liebt, quält eine gefühlvolle Seele und bringt sie zur Verzweiflung.

Guten Tag; ich will Sie sehen, Sie hätten mit mir zu Frau Geoffrin zum Diner gehen sollen. Gestern abend wagte ich nicht, es Ihnen zu sagen. Ja, Sie sollten mich bis zum Wahnsinn lieben; ich fordere nichts, ich verzeihe alles, und ich habe nie eine Laune, mein Freund; ich bin vollkommen, denn ich liebe Sie vollkommen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

*

Freitag, um zwei Uhr. 1774.

Mein Freund, als ich gestern um Mitternacht nach Hause kam, fand ich Ihren Brief. Ich erwartete dieses Glück nicht, aber was mich betrübt, ist die Menge der Tage, die noch vorübergehen müssen, ohne daß ich Sie sehe. Mein Gott, wenn Sie wüßten, was die Tage sind, was das Leben ist ohne die Hoffnung und das Vergnügen, Sie zu sehen! Mein Freund, Ihnen genügt die Zerstreuung, die Beschäftigung, die Bewegung, und mein Glück sind Sie, nur Sie. Ich möchte nicht leben, wenn ich Sie nicht sehen und Sie nicht alle Augenblicke meines Lebens sehen dürfte.

Geben Sie mir Nachrichten über sich, und kommen Sie morgen zum Essen beim Grafen von Crillon. Er hat mich gebeten, den Sonntag mit dem Samstag zu vertauschen; ich habe ja gesagt; aber kommen Sie hin, ich bitte Sie darum.

Ich sollte heute beim spanischen Botschafter zum Diner sein, aber ich habe mich entschuldigen lassen; wenn Sie hätten dorthin kommen sollen, hätte ich nicht gefehlt. Guten Tag, ich erwarte den versprochenen Brief; ich bin sehr eilig.

*

Donnerstag, den 21., 1774.

Ich folge dem Drang meines Herzens, mein Freund, ich liebe Sie. Ich fühle so viel Genuß und bin so ergriffen, als wäre es das erste und das letzte Mal in meinem Leben, daß ich diese Worte ausspreche. Ach, weshalb haben Sie mich dazu verdammt? Weshalb bin ich dazu gezwungen? Sie werden eines Tages erfahren — ach, Sie werden mich verstehen. Es ist mir schrecklich, nicht mehr frei zu sein, für Sie und durch Sie zu leiden. Liebe ich Sie genug? Adieu, mein Freund.

*

In jedem Augenblicke meines Lebens, 1774.

Mein Freund, ich leide, ich liebe Sie, und ich erwarte Sie.

*

Dienstag abend, 1774.

Mein Freund, Sie lassen mich erfahren, daß man lieber gibt, als daß man seine Schulden bezahlt. Ich habe da mehrere Briefe zu beantworten, und um dazu zu kommen, muß ich zuerst mit

Ihnen plaudern. Mein Freund, haben Sie mir seit gestern abend eine oder zwei Minuten gewährt? Haben Sie gesagt: sie leidet, sie liebt mich, und ich muß mir einen Teil ihrer Leiden vorwerfen? Ich sage das, nicht um Sie zu betrüben, noch um Ihnen Gewissensbisse zu machen, sondern damit Sie gut sind, nachsichtig und nicht aufbrausend, wenn der Schmerz einige Male aufschreit.... Ich habe an Sie gedacht, und viel; ich bin damit beschäftigt gewesen, so sehr, so sehr, daß ich begriffen habe, wie den Frommen die Gegenwart Gottes ohne Zerstreuung lebendig sein kann. Inmitten all der mürrischen, steifen, dummen, pedantischen und abscheulichen Menschen, mit denen ich den gestrigen Tag verbracht habe, habe ich nur an Sie und Ihre Torheiten gedacht; ich habe Sie vermißt, ich habe mich so leidenschaftlich nach Ihnen gesehnt, als ob Sie das liebenswürdigste und verständigste Wesen der Welt wären. Ich kann mir den Reiz nicht erklären, der mich zu Ihnen hinzieht. Sie sind nicht mein Freund, Sie können es nicht werden: ich habe keinerlei Vertrauen zu Ihnen; Sie haben mir das tiefste und bitterste Leid zugefügt, das eine ehrenhafte Seele heimsuchen und zerreißen kann: Sie nehmen mir vielleicht für immer in diesem Augenblick den einzigen Trost, den der Himmel den Tagen gewährte, die ich noch zu leben habe; mit einem Wort: was soll ich sagen? Sie haben das Maß voll gemacht: die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft bieten mir nur Schmerzen, Bedauern und Gewissensbisse. Nun wohl, mein Freund, ich denke, ich erwäge das alles, und ich werde von Ihnen angezogen durch einen Reiz, ein Gefühl, das ich verabscheue, das aber die Gewalt des Fluches und des Schicksals hat. Sie tun wohl, mir das nicht anzurechnen: ich habe nicht das Recht, etwas von Ihnen zu fordern, denn mein glühendster Wunsch geht dahin, daß Sie nichts für mich bedeuten möchten... Wirklich, als ich die Feder ergriff, wußte ich noch kein Wort von dem, was ich Ihnen sagen würde: ich wollte Ihnen bloß sagen, Sie möchten morgen, Mittwoch, zu Frau Geoffrin zum Mittagessen kommen. Ich wollte Ihnen bemerken, daß Sie allein unter allen meinen Freunden die Festigkeit hatten, mir das zu verweigern und mich auf das warten zu lassen, was ich lebhaft wünsche,

den Connétable[1]): er gehört mir, ich konnte Ihnen ihn verweigern, und ich bin es, der Sie verfolgt, damit Sie mir ihn wiedergeben. O, mein Gott! Sie sind nicht um mich besorgt, haben kein Interesse, keine Aufmerksamkeit für mich, kein Verlangen, mir zu gefallen, nur hie und da eine Güte, die dem Mitleid gleicht, und mit all dem und ohne all das liebe ich Sie wahnsinnig. Bedauern Sie mich, und sagen Sie mir es nicht. Bringen Sie mir meinen Brief wieder; ja.

*

Sonntag, 1774.

Wie sind Sie liebenswert, weil Sie mir von dem, was Sie tun, was Sie denken, was Sie beschäftigt, Rechenschaft ablegen... Ja, mein Freund, meine Tage sind einförmig, aber bald werde ich allein sein; alle meine Freunde gehen fort, und es ist dies das erstemal in meinem Leben, daß ihre Abreise kein Bedauern in mir weckt, und wenn ich Ihnen nicht zu undankbar erscheinen würde, würde ich Ihnen sagen, daß ich mit einem gewissen Vergnügen Herrn d'Alembert fortgehen sähe. Seine Gegenwart lastet auf meiner Seele, ich fühle mich seiner Freundschaft und seiner Tugenden zu unwert. Kurz, erraten Sie meine Verfassung: was für mich ein Trost sein sollte, ist eine Vermehrung meines Unglücks, aber ich will mich nicht trösten; mein Leid, meine Erinnerungen sind mir teurer als all die Fürsorge und die Hilfe der Freundschaft. Mein Freund, meine Seele muß ganz und gar dem Schmerz entrissen werden (und nur Sie vermögen dies) oder daraus ihre einzige Nahrung nehmen. Wenn Sie wüßten, wie leer und kalt mir die Bücher scheinen! Wie unnütz erscheint es mir, zu sprechen oder zu antworten! Meine erste Regung auf alles ist: Wozu? und ich habe noch keine Antwort auf diese Frage gefunden; deshalb spreche ich manchmal zwei Stunden lang kein Wort, und deshalb habe ich seit einem Monat keine Feder mehr angerührt, als um Ihnen zu schreiben. Ich weiß wohl, daß es keine Freundschaft gibt, die man auf diese Weise nicht abschreckt: aber zugegeben, meine Seele ist an den Kampf gewöhnt, sie fürchtet die kleinen Leiden nicht mehr. Ach, wie sehr konzen-

[1]) *Le Connétable de Bourbon*, Tragödie von H. von Guibert.

triert das Unglück! Wie wenig braucht man, wenn man alles verloren hat! Wie viel verdanke ich Ihnen, mein Freund! Wie sehr müßte ich Ihnen danken! Sie bringen wieder Leben in meine Seele, Sie lassen mich den Wert fühlen, den morgigen Tag zu erwarten; Sie versprechen mir Nachrichten über sich: diese Hoffnung hält meinen Gedanken fest. Sie hatten mir noch Besseres versprochen, ich sollte Sie sehen; aber ich antworte Ihnen mit Andromache: „Geringere Gunst beanspruchen die Unglücklichen."

Leben Sie wohl; ich mißbrauche Ihre Zeit, Ihre Güte, aber es ist so süß, so natürlich, sich gehen zu lassen in dem, was man liebt! Meine Wunde ist so schmerzhaft, meine Seele so krank, mein Körper so leidend, daß, wären Sie auch nur des Mitleids fähig, Sie sicher bei mir wären und wünschten, den Balsam des Gefühls und des Trostes zu meinem Herzen dringen zu lassen. Auf morgen, mein Freund, denn Ihr Brief wird mich rühren, und ich werde darauf antworten müssen.

*

Donnerstag abend, 25. August 1774.

Ja, mein Freund, es ist unstreitig die Leidenschaft, die am meisten Kraft und Gewalt in der Natur hat: Sie hat mir eben einen Verlust auferlegt, und Sie hat mich ihn mit tausendmal mehr Mut ertragen lassen, als mir je die Vernunft und die Tugend einflößen könnten: Aber diese Leidenschaft ist ein absoluter Tyrann; sie macht auch nur Sklaven, die ihre Ketten bald hassen, bald lieben und nie die Kraft haben, sie zu zerreißen. Sie befiehlt mir heute, mich ganz anders zu verhalten als vor vierzehn Tagen. Ich gebe zu, daß das inkonsequent ist, und ich schäme mich, aber ich gebe dem Drang meines Herzens nach. Ich finde es süß, schwach zu sein, und sollten Sie dies mißbrauchen, mein Freund, ich werde Sie lieben und werde es Ihnen manchmal mit Vergnügen sagen, öfter mit Schmerz, wenn ich glaube, daß Sie mir nicht antworten. Hören Sie, was ich alles gelitten habe, seitdem Sie mich verlassen haben . . . Kurz, ich zog Gift aus allem, was Sie mir sagten, und hegte mehr als je die Absicht, Sie nicht zu lieben und Ihre Briefe nicht mehr zu öffnen. Ich habe diesen Vorsatz gehalten, der mir das Herz zerriß, der mich krank machte.

Seit Ihrer Abreise bin ich verändert und niedergeschlagen, wie wenn ich eine schwere Krankheit durchgemacht hätte. Und in der Tat ist dieses Fieber der Seele, das bis zum Delirium geht, eine grausame Krankheit; kein Körper ist stark genug, um einem solchen Leiden zu widerstehen. Mein Freund, beklagen Sie mich; Sie haben mir weh getan. Ihren Brief aus Rochambeau erhielt ich erst am Samstag; ich öffnete ihn nicht, und als ich ihn in meine Brieftasche legte, hatte ich lebhaftes Herzklopfen, aber ich befahl mir, stark zu sein, und ich bin es gewesen. Ach! wieviel Mühe hat es mich gekostet, diesen Brief zu bewahren! Wie oft las ich die Adresse! Wie lange hielt ich ihn in Händen! Sogar in der Nacht hatte ich das Bedürfnis, ihn zu berühren. Im Übermaß meiner Schwäche sagte ich mir, ich wäre stark, ich widerstände dem größten Gut, dem größten Vergnügen; und sehen Sie, welche Torheit! Ich liebte Sie heftiger als je. Nichts konnte mich während sechs Tagen von diesem versiegelten Briefe abwenden; wenn ich ihn im Augenblick des Empfanges geöffnet hätte, wäre der Eindruck weder so lebhaft noch so tief gewesen. Endlich, endlich, als ich gestern in Trauer versunken war und keinen Brief aus Chanteloup ankommen sah, von wo Sie mir zu schreiben versprochen hatten, fiel mir der Gedanke ein, Sie wären vielleicht krank in Rochambeau, und ohne zu wissen, was ich tat, noch welchem Drange ich nachgab, war Ihr Brief gelesen, wieder gelesen, mit meinen Tränen benetzt, ehe ich noch daran gedacht, daß ich ihn nicht lesen durfte. Ach, mein Freund, wieviel hätte ich verloren! Ich bete Ihre Empfindsamkeit an. Was Sie von Bordeaux[1]) sagen, ließ eine Wunde bluten, die noch nicht geschlossen war, und die sich nie schließen wird. Nein, mein Leben wird nicht lang genug sein, um den gefühlvollsten und tugendhaftesten Mann, der je lebte, zu bedauern und zu lieben. Welch schrecklicher Gedanke! Ich habe seine letzten Tage gestört; in der Furcht, sich über mich beklagen zu müssen, setzte er sein Leben für mich aufs Spiel, und seine letzte Bewegung war eine Handlung der Zärtlichkeit und der Leidenschaft. Ich weiß nicht, ob ich je die Kraft wiedererlangen

---

[1]) Dort war Herr von Mora, ihr früherer Geliebter, auf der geplanten Rückkehr nach Paris gestorben.

werde, seine letzten Worte wieder zu lesen; wenn ich Sie nicht geliebt hätte, mein Freund, so hätten sie genügt, mich zu töten. Ich zittere noch davon; ich sehe sie, und Sie sind es, der mich schuldig gemacht hat! Sie sind es, der mich leben macht; Sie tragen die Unruhe in meine Seele; Sie sind es, den ich liebe, den ich hasse, und der ein Herz, das ganz Ihnen gehört, bald zerreißt, bald bezaubert. Mein Gott, fürchten Sie nicht, traurig mit mir zu sein; die Traurigkeit ist mein Ton, meine Existenz. Sie allein, ja, Sie allein haben die Macht, meine Stimmung zu ändern; Ihre Gegenwart läßt mir weder Erinnerung noch Schmerz; ich habe erfahren, daß Sie die physischen Leiden ablenken. Ich liebe Sie, und alle meine Kräfte sind beschäftigt und entzückt, wenn ich Sie sehe.

*

Liebe und Leid, den Himmel, die Hölle ..., das ist's, was ich fühlen möchte, das ist die Luft, die ich atmen möchte, aber nicht dieser gemäßigte Zustand, in dem alle Dummköpfe und Automaten leben, die uns umgeben, ich liebe, um zu leben, und lebe, um zu lieben ... Sie werden sehen, wie ich zu lieben weiß; ich verstehe nichts, als zu lieben, und kann nichts anderes tun ... Sie lieben es, zu bewundern, und ich, ich habe nur einen Wunsch und nur einen Willen, den, zu lieben. Wie glücklich sind Sie. Ein König, ein Kaiser, das Lager lassen Sie den vergessen, der Sie liebt. Ich verlange Ihre Dankbarkeit nicht, ich hasse dieses Gefühl.

Ich liebe Sie, wie man lieben soll, im Übermaß, mit Wahnsinn, in Begeisterung, in Verzweiflung. Ich liebe Sie über die Kraft meiner Seele und meines Körpers. Zwei Dinge in der Welt können ein Mittelmaß nicht vertragen: Verse und die Liebe.

O, mein Freund, meine Seele leidet! Ich habe keine Worte mehr, nur noch Schreie!

Mein Freund, betrachten Sie mich als von einer tödlichen Krankheit befallen, und lassen Sie mich der Sorge, der Schwäche teilhaftig werden, die man für Sterbende hat.

O, wie tausendmal stirbt man vor dem Tode! Ich liebe nichts Halbes, nichts Unbestimmtes, nichts, was nur ein wenig ist.

Wie schrecklich ist eine Lage, in der Freude, Trost, Freundschaft, alles zu Gift wird . . . !

Ich könnte von Ihrer Freundschaft sagen, was der Graf d'Argenton von seiner Nichte, dem hübschen Fräulein von Barille, sagte, als er sie zum ersten Male sah: „O, sie ist sehr schön! Man darf hoffen, daß sie uns viel Kummer machen wird . . .“

Hören Sie mich doch an, machen wir miteinander, was Frau von Montespan der Frau von Maintenon vorschlug. Als sie gezwungen war, eine ziemlich lange Reise allein mit ihr zu machen, sagte sie zu ihr: „Vergessen wir unsern Haß, unsern Zank, und lassen Sie uns einander angenehme Gesellschaft sein.“

Man muß sich geliebt glauben, um sich für untreu halten zu können.

Wir vergiften uns das einzige Gut (die Liebe), das es in der Natur gibt.

Dieser Wunsch, intensiv zu leben, ist, glaube ich, das Bedürfnis der Verdammten. Das erinnert mich an ein Wort der Leidenschaft, das mir sehr gefiel: Könnte ich jemals wieder ruhig werden, sagte man mir, so würde ich mir einbilden, große Schmerzen zu leiden. Diese Sprache können nur jene verstehen, welche den sechsten Sinn, Seele genannt, besitzen. Ich empfand, was Rousseau sagte, daß es Situationen gibt, die weder Worte noch Tränen haben.

Mein Freund, man kann also nur leben, wenn man leidet.

Sie sind des Schmerzes nicht würdig, den Sie mir machen, Sie verdienen nicht, was ich gelitten habe.

*

Donnerstag, 1775.

Ach, mein Gott, wie hochmütig ist Ihr Billett gehalten! Ist das der Ton, den Ihr Glück Sie anschlagen läßt?[1]) In diesem Falle würde ich nicht wagen, mich darüber zu beklagen, aber Sie sollen nur wissen, daß es nicht in meiner Macht liegt, Protektion und Mitleid zu ertragen; meine Seele ist nicht für soviel Niedrigkeit geschaffen; Ihr Mitleid würde mein Unglück auf die Spitze treiben; verschonen Sie mich damit. Überreden Sie sich, daß

[1]) Herr von Guibert hatte eben geheiratet.

Sie mir nichts schulden, und daß ich nicht mehr für Sie existiere. Das ist nicht einmal eine Anstrengung, die ich von Ihnen fordere, wie Sie sehen. Sie brauchen nur Ihre Gepflogenheit mir gegenüber fortzusetzen. Kommen Sie nicht auf solche Äußerungen des Mitleids zurück, die das Herz dessen, dem sie gelten, welk machen und zu Tode verwunden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

*

Sonnabend, zwei Uhr, 26. August 1775.

... Mein Freund, ich liebe Sie, aber in einer solchen Verwirrung und mit so wenig Vertrauen, daß in Wirklichkeit dieses Gefühl fast immer ein großes Leid ist, und ehemals empfand ich es immer als ein großes Vergnügen. Guten Tag. Wenn Sie auf der Höhe des Ruhmes sind, so sagen Sie es mir, und wenn Sie nicht zufrieden sein sollten, mir müssen Sie es sagen, denn was Sie sind, ist mehr ich, als ich selbst. Adieu.

*

Donnerstag, elf Uhr abends, 9. November 1775.

... Mein Freund, man muß lieben, um zu erfahren, was die Natur den Menschen an Wohltaten und Freuden gewährt hat ... Ach, mein Freund, meine Fragen geben Ihnen nur ein schwaches Bild meiner Gefühle, ich sterbe vor Traurigkeit. Meine Freunde glauben, ich wäre von meinen Leiden ergriffen ... Sie wissen nicht, was ich alles leide; aber ich verdiene nicht, beklagt zu werden, nicht einmal von Ihnen; denn sehen Sie, wie groß mein Wahnsinn ist: Ich fühle, daß ich Sie liebe über die Kraft meiner Seele und meines Leibes, ich fühle, daß ich sterbe, weil ich keine Verbindung mit Ihnen habe. Diese Entbehrung ist von allen Qualen die grausamste für mich. Ich zähle die Tage, die Stunden, die Minuten; mein Kopf ist fortwährend verwirrt, denn ich will das Unmögliche, ich will von Ihnen Nachrichten haben an den Tagen, wo kein Kurier ankommt; kurz, was soll ich Ihnen sagen? ich liebe Sie bis zum Wahnsinn und wie eine Wahnsinnige.

*

10. November, Freitag, nach Ankunft der Post.

... Der Briefbote ist gekommen, ich habe die Briefe gesehen. Von Ihnen war nichts dabei. Ich habe dadurch eine heftige innere und äußere Erschütterung erlitten, und dann, ich weiß nicht, was geschah, aber ich fühlte mich beruhigt; es scheint mir, als fühlte ich eine Art Trost, Sie noch kälter und gleichgültiger zu finden, als Sie mich sonderbar finden können. Indem Sie mir beweisen, daß ich nichts für Sie bin, wird es mir leichter sein, mich von Ihnen loszulösen. Es ist mir so klar, daß Sie nur das Unglück aller Augenblicke meines Lebens sein können, daß alles, was mir die Kraft verleiht, mich von Ihnen zu entfernen, mich von Ihnen zu trennen, für mich wirklich die größte Erleichterung ist, die ich empfinden kann. So muß ich wünschen, daß Sie durch Neigung oder Gewalt dort, wo Sie sind, zurückgehalten werden: Ihre Abwesenheit fängt an, kein Unglück mehr für mich zu sein, sie gibt mir Ruhe . . . Adieu.

*

Donnerstag, zehn Uhr morgens, 1776.

Mein Freund, Sie haben mich recht schwach, recht unglücklich gesehen. Gewöhnlich hebt Ihre Anwesenheit meine Leiden auf und wendet meine Tränen ab. Heute erliege ich, und ich weiß nicht, ob meine Seele oder mein Körper mir am meisten Schmerzen verursachte.

Ich habe wirklich nicht die Kraft, die Feder zu halten: alle meine Fähigkeiten leiden. Ach, ich bin an jenem Punkt des Lebens angekommen, wo es fast ebenso schmerzhaft ist zu sterben wie zu leben. Ich fürchte zu sehr den Schmerz: die Leiden meiner Seele haben alle meine Kräfte erschöpft...

*

Vier Uhr [1776].

Sie sind zu gut, zu liebenswürdig, mein Freund. Sie möchten eine Seele, die endlich unter der Last und der Dauer ihres Schmerzes erliegt, wiederbeleben und stützen. Ich fühle den ganzen Wert dessen, was Sie mir anbieten, aber ich verdiene es nicht mehr. Es gab einst eine Zeit, wo, von Ihnen geliebt zu werden, mir nichts zu wünschen übriggelassen hätte. Ach, vielleicht hätte das mein Bedauern erstickt oder wenigstens dessen Bitterkeit gemildert;

ich hätte leben mögen, heute will ich nur mehr sterben. Es gibt keine Entschädigung, keine Linderung für den Verlust, den ich erlitten habe; ich durfte ihn nicht überleben. Das ist, mein Freund, das einzige Gefühl der Bitterkeit, das ich in meiner Seele gegen Sie finde. Aber, mein Gott, wieviel Tränen, wieviel Schmerz hat mir die unselige Regung gekostet, die Sie damals zu mir führte; und jetzt endlich erliegt ihr mein Leben.

Ich möchte wohl Ihr Schicksal kennen; ich wünschte, daß Sie glücklich wären durch Ihre Stellung, denn Sie werden niemals durch Ihren Charakter und Ihre Gefühle sehr unglücklich sein.

Ich habe Ihren Brief um ein Uhr erhalten; ich hatte heftiges Fieber. Ich kann Ihnen nicht sagen, wieviel Mühe und wieviel Zeit es mich kostete, ihn zu lesen; ich wollte es nicht auf heute verschieben, und das machte mich fast wahnsinnig.

Ich hoffe auf Ihre Nachrichten heute abend. Adieu, mein Freund. Wenn ich je zum Leben zurückkehren sollte, so würde ich es nochmals dazu verwenden, Sie zu lieben, aber es ist keine Zeit mehr.

*

(Letzter Brief des Fräulein von Lespinasse vor ihrem Tode.)

Dienstag, um vier Uhr, Mai 1776.

Mein Freund, ich liebe Sie; das ist ein Mittel, das meinen Schmerz betäubt. Nur an Ihnen liegt es, es in Gift zu verwandeln, und von allen Giften wird dies das schnellste und stärkste sein.

Ach, ich finde es so häßlich, zu leben, daß ich bereit bin, Ihr Mitleid und Ihren Edelmut anzuflehen, mir diese Hilfe zu gewähren. Es würde eine schmerzhafte Agonie beenden, die bald auf Ihrer Seele lasten wird.

Ach, mein Freund, machen Sie, daß ich Ihnen die Ruhe verdanken soll. Bei aller Tugend, seien Sie einmal grausam!

Ich vergehe, adieu.

* * *

DER GRAF VON BIRON AN FRÄULEIN VON BEAUVAU.

1764.

Ich habe es nicht gewagt, mein Fräulein, Ihren Schmerz durch den meinigen zu stören[1]): Sie werden ihm Gerechtigkeit wider-

[1]) Kurz vorher war die Fürstin von Beauvau gestorben.

fahren lassen, wenn Sie bedenken, daß ich ebensoviel verloren habe wie Sie. Mein Vater will mich verheiraten, mein Fräulein; aber je mehr ich fühle, wie sehr die Verbindung mit Fräulein von Boufflers mich ehrt, und wie wertvoll sie ist, desto mehr bin ich überzeugt, daß wir nicht zusammenpassen. Es gibt nur ein Glück für mich, mein Fräulein: die Hoffnung, zu Ihrem Glück beitragen zu können; ich lege einen unermeßlichen Wert darauf, diese Hoffnung von Ihnen zu erhalten. Ich wage es nicht, meinen Vater zu veranlassen, bei dem Fürsten von Beauvau Schritte zu unternehmen, ohne zu wissen, ob es Ihnen nicht mißfällt. Es handelt sich um ein ewiges Band, und es scheint mir, daß Sie mir die gewünschte Erlaubnis gewähren oder verweigern können, ohne die strengsten Anstandsregeln zu verletzen. Ich erwarte Ihre Antwort, mein Fräulein, mit viel mehr Unruhe und Ungeduld, als wenn es sich einfach um mein Leben handelte.

Ich bin mit der tiefsten Achtung, mein Fräulein, Ihr ergebenster und gehorsamster Diener.

* * *

DIE FÜRSTIN CZARTORYSKA AN DEN HERZOG VON LAUZUN.

1774.

O, mein Freund, mein Geliebter! Du, den ich abgöttisch verehre, Du, der alle Neigungen meines Herzens vereinigt, Du bist nicht mehr bei mir! Du bist abgereist, ich habe es gewollt, weshalb hast Du mir gehorcht? Habe ich also etwas tun müssen für Pflichten, die ich alle vernachlässigt habe? Von den Schrecken, die mich umgeben, sind die des Todes am wenigsten fürchterlich; wenn Du wüßtest, welche Zukunft sich mir öffnet. Ich habe alle Hoffnung, jedes Recht, glücklich zu werden, verloren. Ich wage es nicht mehr, etwas zu versprechen, ich habe meine Eide verletzt. Möge wenigstens Deine Liebe, Dein Glück mir das ersetzen, was ich verloren habe. Aber ach, ich spreche von der Zukunft, und ich nahe dem Tode; ich werde nicht den barbarischen Mut haben, Dir zu befehlen, zu leben; ich weiß nicht, was in mir vorgeht; es sind alles bis jetzt mir unbekannte Empfindungen. Ich fühle meine letzten Seufzer auf Lippen, die noch von Deinen

Küssen brennen. Komm, verliere nicht eine Minute, laß uns zusammen in unseren Armen sterben, möge Glück und Wollust unsere letzte Empfindung sein! Nein, höre nicht auf unsinnige Wünsche. Mögen wenigstens meine Gewissensbisse meinen Fehler sühnen! Möchte der Mut, nicht mehr schuldig zu sein, mir auf Kosten meines Lebens und meines Glückes einige Achtung für mich selbst wiedergeben!

* * *

DER PRINZ VON LIGNE AN DIE MARQUISE VON COIGNY.

Kiew, 1785.

Wissen Sie, warum ich traurig bin, von Ihnen entfernt zu sein, liebe Marquise? Weil Sie nicht sind wie andere Frauen, und weil ich anders bin als andere Männer. Ich verstehe Sie besser, ich liebe Sie mehr als die, die Sie umgeben. Und wissen Sie auch, weshalb Sie nicht wie andere Frauen sind? Weil Sie gut sind, obwohl viele Leute es nicht glauben wollen. Weil Sie einfach und natürlich sind, obwohl Sie immer geistreich sein wollen oder vielmehr geistreich sein müssen. Es geht nun einmal nicht anders. Man kann nicht sagen, daß der Geist in Ihnen steckt, Sie stecken im Geist. Sie laufen dem Witz nicht nach, er sucht Sie auf... Sie besitzen die Grazie eleganter Frauen, ohne daß Sie sich darum zu bemühen brauchten. Sie sind von überlegenem Geist, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Man kann von Ihnen ebensoviel bedeutende wie witzige Aussprüche anführen. „Man soll keinen Geliebten nehmen, weil das abdanken hieße", ist einer der neuesten und tiefsten Gedanken. Sie sind selbst weit häufiger verlegen, als Sie andere verlegen machen, und wenn Sie verlegen werden, so kündigt ein gewisses schnelles kleines Gemurmel das dem Wissenden aufs drolligste an. Es geht Ihnen wie den Leuten, die aus Furcht vor Banditen bei Nacht auf der Straße singen. Was soll ich noch hinzusetzen? Sie sind die liebenswürdigste Frau und der netteste Kerl, kurz dasjenige in Paris, was ich am meisten vermisse.

*

Von meiner Galeere.

So ist das Schicksal, liebe Marquise! Ich habe Sie inmitten eines Dutzends von Verehrern verlassen müssen, die kein Verständnis für Sie haben, und ich, der ich Sie verstehe, werde noch lange nicht Ihre Stimme zu hören bekommen. Ich bin hier zwölfhundert Meilen von Ihren Reizen entfernt, aber stets fühle ich mich Ihrem Geiste nahe, der sich unauslöschlich in mein Gedächtnis gegraben hat. Ich sehe, wie Sie einen dieser Herren fortschicken, damit er Ihnen Ihren Wagen bestelle, wie Sie sich ärgern über die Geschichten, die er Ihnen von seinen Pferden erzählt. Ich sehe, wie Sie mit zwei andern Ihre Witze und Späße treiben, wie Sie einem vierten gestatten, Sie ins Theater zu begleiten; wie Sie einen fünften in seiner unglücklichen Liebe ermutigen und auch den Tollkopf nicht entmutigen, der sein Ungestüm für Leidenschaft hält und Sie gewinnen zu können glaubt, indem er Ihnen erzählt, wie er sein Regiment über Gräben springen läßt. Kurz, ich sehe, wie Sie sich mit zweien oder dreien beschäftigen, die Sie verstehen, und für alle andern fruchtlos Ihren Geist verpuffen. Aber Ihr Herz sehe ich bei alledem nicht beteiligt. Zwei von Ihren Anbetern verstehen es vorzüglich, Komödie zu spielen, um Sie von der Leidenschaft zu überzeugen, die Sie einflößen. Auf die Dauer können sie sich jedoch nicht verstellen und enthüllen sich als liebenswürdige Männer, aber nicht als liebende.

DIE MARQUISE VON COIGNY AN DEN HERZOG VON BIRON.

London, 31. Dezember 1791.

Ach, ich will das alte Jahr nicht beschließen, ohne Ihnen zu sagen, wie leid es mir tut, das neue ohne Sie beginnen zu müssen. Dieser schlechte Anfang flößt mir düstere Sorgen für die Zukunft ein. Wohin ich schaue, sehe ich Gefahren und eine Trennung auf unabsehbare Zeiten. Eine traurige Aussicht, diese Zukunft, die unaufhörlich vor mir zurückweicht; ein jammervoller Zustand, den ich so gar nicht gewohnt bin!

Ich schwöre Ihnen, und Sie dürfen es mir glauben, denn ich denke gewissermaßen nur laut, indem ich es ausspreche — aber ich schwöre, daß ich noch niemals vier Uhr habe schlagen hören,

ohne daß sich mein Herz zusammenzog. So selten hörte ich diese Stunde schlagen, ohne daß Sie zugegen waren. Sie gefielen mir, Sie wußten mich zu fesseln und zu erheitern, selbst in Gesellschaft von Leuten, die mich langweilten und mir unangenehm waren. O wie konnte nur die Furcht in meiner Seele den Sieg über soviel zarte und teure Eindrücke davontragen?

Wie konnte nur der Gedanke an eine mögliche Gefahr mich auf ein so sicheres Gut verzichten lassen? Je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger finde ich eine Entschuldigung, finde ich auch nur eine Erklärung.

Die Wolken, die mein Schicksal verdecken, verdichten sich in dem Maße, wie sie näher kommen. In dem häßlichen Nebel, der mich umgibt und verdüstert, sehe ich wohl, wo ich stehe, aber nicht, wohin ich gehen soll.

* * *

DIE GRÄFIN VON SABRAN AN DEN RITTER VON BOUFFLERS.

[1781?]

Hasse mich nicht, mein Kind, weil ich Dich zu sehr liebe. Habe Mitleid mit meiner Schwäche, lache über meine Torheit, die nie den Frieden Deines Herzens stören möge! Ich werde heute niedergedrückt von Scham und Gewissensbissen; ich denke an all die Beweise der Teilnahme, der Freundschaft und der Liebe, die Du mir entgegengebracht hast, seitdem ich Dich kenne, und die Du mir täglich entgegenbringst, und da sehe ich, daß ich ein Ungeheuer an Undankbarkeit bin. Ich fühle, daß Du dich nicht genug beklagst, und daß die Namen *Megäre*, *Alecto* usw., die Du mir gestern in Deinem Zorne gabst, für mich noch zu sanft sind. Aber habe Geduld, mein Kind, ich will Dich so sehr lieben, daß ich all mein Unrecht auslösche. Meine Eifersucht und meine Laune wollen Dein Glück nicht einen Augenblick stören. Geh, sei frei wie die Luft, mißbrauche, wenn Du willst, Deine Freiheit! Das wird mir noch lieber sein, als daß Du die Last einer zu schweren Kette fühlen sollst. Nur Dein Wille soll Dich zu mir leiten, nicht aber irgendeine Rücksicht oder Gefälligkeit; ich will nicht auf Deine Kosten glücklich sein.

Adieu, mein Herz. Liebe mich, wenn Du willst, oder vielmehr, wenn Du kannst, aber denke nur, daß niemand auf der Welt Dich so liebt wie ich, und daß ich das Leben nur insofern schätze, als ich es mit Dir zubringen werde.

*

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der arme Abbé Bernard ist sein Fieber ganz los, und es geht ihm besser als je. Er beauftragt mich, Dir für Dein Interesse zu danken; er ist ganz gerührt davon, und er hängt sehr an Dir. Ich sehe mit Vergnügen, daß alles, was mir von fern oder nah gehört, Dich liebt, nicht so sehr wie ich, denn ich liebe Dich für tausend. Ich habe für Dich alle Gefühle: ich liebe Dich wie Deine Mutter, wie Deine Schwester, wie Deine Tochter, wie Deine Freundin, wie Deine Frau und noch besser: wie Deine Geliebte. Ich liebe Dich so sehr, daß ich nur daran denke, und daß ich gegen alles andere von einer Sorglosigkeit bin, die dem Tode ähnelt wie ein Wassertropfen dem andern. Du bist die Seele, die meinen Körper belebt; nur Du vermagst mich zu rühren; Du verteilst nach Deinem Belieben das Gute und das Schlimme für mich, und ich kann das Glück nicht mehr kennen, wenn Du Dich dessen nicht mehr annimmst. Denke wohl daran, mein Kind, Du bist jetzt zu vernünftig und bist zu erfahren, als daß Du nicht wie ich fühlen solltest, daß es kein Glück auf dieser Welt gibt ohne eine Freundin, deren Geist, Herz und Seele mit uns in Gemeinschaft stehen. Und sage mir, wer teilt besser als ich all Deine Gefühle, Deinen Geschmack und Deine Meinungen? Demnach liebe mich, und wäre es nur für Dein Glück; ich verspreche Dir, es zu tun und den Rest meines Lebens darauf zu verwenden. Aber einstweilen vergißt Du mich. Nun warte ich schon mehrere Tage vergeblich auf Nachrichten von Dir . . .

*

Den 15. Februar 1785.

Leb' wohl, mein Kind, ich muß mich bereitmachen, um bei der Marschallin von Luxemburg zu soupieren; es ist 9 Uhr, und Du weißt aus Erfahrung, wie sie mit den Leuten schilt, die spät kommen. Trotzdem will ich Dich umarmen, ehe ich Dich verlasse:

Dich verlassen, mein Freund, nachdem Du tausend Meilen weit von mir geflohen bist, um mich vielleicht nie mehr wiederzusehen. Es bedarf einer Phantasie, die gleich der meinen ganz von Dir erfüllt ist, um die Entfernungen so zu überbrücken.

DER RITTER VON BOUFFLERS AN DIE GRÄFIN VON SABRAN.

Rochefort, 27. November 1785.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mein Ruhm — wenn ich je Ruhm erwerbe — wird meine Mitgift und mein Schmuck sein, und das ist es, was mich anzieht; wäre ich hübsch, jung, reich, so würden wir längst denselben Namen tragen und dasselbe Schicksal teilen... Aber nur ein wenig Ehre und Ansehen vermag mein Alter und meine Armut vergessen zu machen und mich zu verschönern in den Augen aller, die uns sehen, wie Deine Zärtlichkeit mich in Deinen Augen verschönert.

DIE GRÄFIN VON SABRAN AN DEN RITTER VON BOUFFLERS.

Den 17. Februar 1786.

Ich habe eben ganz allein mit Gräfin Diana soupiert, der ich mitteilte, daß ich Nachrichten von Dir aus Teneriffa habe, ohne mich Deines schlechten Betragens und des Kummers, den es mir gemacht hat, zu rühmen. Sie hat mir viele Grüße an Dich aufgetragen, und ich entledige mich hiermit dieses Auftrages; wir haben viel von Dir gesprochen, und ich habe tausendmal mehr Gutes gesagt, als ich denke.

Leb' wohl, Du schlechter Mensch; warum muß man Dich nur so liebhaben, sich selbst und seiner Ruhe zum Trotze!

Man muß zugeben, daß unsere Korrespondenz sehr lieblich ist, mein Bruder; wir machen uns abwechselnd Vorwürfe und streiten uns beständig; auch kommen Ihre Briefe ungleichmäßig. Manchmal erhalte ich zwei zu gleicher Zeit, dann wieder bleibe ich jahrhundertelang ohne Nachricht von Ihnen; schließlich muß mich das verdrießen. Ich schelte oder schreibe nicht, und Sie beklagen sich über mich; oder ich bin krank, und Sie beklagen sich auch, und Sie beklagen sich überhaupt beständig ohne Sinn und Ver-

stand und, ohne den geringsten Grund dazu zu haben. Ihr letzter Brief ist ein Muster von übler Laune.

*

Den 4. September.

Ihre Cousine geht am 20. nach Noré, mein Bruder; ich habe große Lust, Ihren Rat zu befolgen und mit ihr zu gehen. Paris ist bodenlos traurig; es ist niemand hier, man kann weder spazierengehen noch atmen, nicht einmal in den *Champs Élysées*; der Staub vertreibt alle Menschen. Die Trockenheit soll ohne Beispiel dastehen, trotzdem man seit einigen Tagen das Reliquienkästchen der heiligen Genoveva heruntergeholt hat; aber jetzt machen die Heiligen weder Regen mehr noch schönes Wetter; ihre Zeit ist vorbei, und wenn sie in der anderen Welt nicht mehr Rücksicht finden als in dieser, so bedaure ich die Mühe, die sie sich gemacht haben.

Gestern war ich in Ermenonville, um das Grab von Jean-Jacques zu sehen. Man muß gestehen, daß der Wind den schönen Geistern günstiger weht als den Heiligen. Sie können sich keinen Begriff von dem Enthusiasmus machen, mit dem Jean-Jacques jedermann erfüllt. Roucher hat soeben entzückende Verse gemacht, um sein Leben und seinen Tod zu verherrlichen; Robert hat sein Grab gezeichnet, und Claudion ist im Begriff, ein Denkmal von ihm zu machen. Alle Künste wetteifern darin, ihm zu huldigen.

Ich weiß nicht, ob Sie Ermenonville kennen; es ist ein bezaubernder Ort. Herr von Girardin ist ganz stolz darauf, in seinen Gärten einen Mann zu haben, der sie unsterblich machen wird. Er hat ihn auf eine kleine Insel gebracht, inmitten eines riesigen Sees. Er ist umgeben von Pappeln, die ihn mit ihrem Schatten bedecken, und die ein sanftes und geheimnisvolles Licht ausströmen, das zur Ruhe einlädt. Als ich es sah, wünschte ich ein wenig, an Rousseaus Stelle zu sein; ich fand diesen Frieden verführerisch und dachte voll Schmerz daran, daß es mir später nicht einmal vergönnt sein würde, dieses unschuldige Glück zu genießen. Unsere Religion hat mit ihrem trübseligen Zeremoniell alles verdorben, sie hat gewissermaßen den Tod materialisiert. Die Alten litten nicht unter dem schrecklichen Bild, das wir von unserer Zerstörung haben. Durch ihren Brauch, die Toten zu verbrennen,

bewahrten sie sich eine Art Freude, die uns versagt ist: nämlich die, die Asche derer zu bewahren, die ihnen teuer waren. Ich finde, daß es sowohl für das Gefühl als auch sogar für die Eigenliebe befriedigend ist, zu denken, daß man nicht, sobald man aufgehört hat, zu sein, ein Gegenstand des Entsetzens wird für alles, was uns lieb hat. Aber ich verliere mich in Toten und Gräbern, wie der arme Young. Ich bin nicht ganz so traurig wie er, aber ich bin es ein wenig; es gibt solche nebelhaften Tage, an denen man alles schwarz sieht; trotz meiner angeborenen Heiterkeit hasse ich solche Augenblicke nicht; meine Philosophie findet dabei ihre Rechnung; aber es ist ungerecht, Sie daran teilnehmen zu lassen.

Nochmals adieu; ich verspreche Ihnen, bis zu Ihrer Rückkehr regelmäßig zu schreiben, und trotz der Freude, die es mir macht, Ihnen Nachricht von mir zu geben, werde ich doch eine viel größere haben, wenn ich Sie wiedersehe.

*

Paris, den 13. Juni.

Fühlst Du Dich im Himmel, mein Kind, so befinde ich mich dagegen in der Hölle. Ich sterbe vor Unruhe Deinetwegen; zwar habe ich Deinen Brief aus Choisy erhalten, aber er beruhigt mich nicht. Du hattest einen guten Tag, und ich weiß wohl, daß Du leicht Deine Schmerzen vergißt; ich fürchte, daß die Anstrengung und besonders die große Hitze, welche seit Deiner Abreise herrscht, Dir wieder Fieber gebracht haben. Ich erwarte Deine Nachrichten mit höchster Ungeduld und hoffe, Du hast mir von Senlis aus geschrieben. Erhalte ich heute keinen Brief von Dir, so weiß ich nicht, was aus mir werden soll. Ich habe gestern Herrn von Nivernois gesehen, der es nicht begreifen kann, daß Du in Deinem Zustande abgereist bist. Es war tatsächlich sehr unvernünftig, aber es erübrigt sich jetzt, noch darüber zu reden. Alles, was ich jetzt noch darüber sagen würde, verdürbe nur meine Laune, ohne Dir irgendwie zu nützen.

*

Den 30. Juni.

Ja, mein Kind, ich verzeihe Dir all Deine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Unliebenswürdigkeiten. Es tut mir zu weh, Dir zürnen zu müssen, und wenn ich Dich liebe und es Dir

sage, so komme ich dabei viel mehr auf meine Rechnung. Was Du auch tun magst, ich komme immer zu diesem Resultat; auch fasse ich endlich einmal den Entschluß, mich daran zu halten. Ich gebe Dir vollkommene Absolution für all Deine Zerstreutheiten, und ich fühle mehr denn je, daß man Dich am sichersten behält, wenn man Dir vollkommene Freiheit läßt. Eine unbestimmte Unruhe im Manne veranlaßt ihn, sich nur da wohlzufühlen, wo er nicht ist. Sobald Du ferne von mir sein wirst, wirst Du zurückkommen wollen, und ich verspreche Dir gleich, daß Du stets willkommen sein wirst.

Hoffentlich ist die Angelegenheit, die Dich beunruhigt hat, beendet; laß es mich, bitte, wissen; ich möchte nicht, daß Du eine Sorge hast, die Dir nicht von mir kommt. Ich möchte immer Herrin Deines Geschickes sein, damit ich es Dir zu einem beneidenswerten gestalten könnte, und abgesehen von einigen kleinen Neckereien, die Dich oft ohne Grund zur Verzweiflung bringen, würdest Du ein ruhiges Leben führen. Ich würde jenen abscheulichen Morpheus von Dir ferne halten, der Dich so sehr in der Gewalt hat, und der Dich so stumpf macht; dann könntest Du selbst und könnten die anderen Deine Vorzüge genießen; denn es lohnt nicht, Verstand zu haben, um ihn zu verschleudern; es ist dies ein geistiger Verrat.

*

Spa, am 13.

Ich bin betrübt, leidend, gelangweilt und über alle Beschreibung entmutigt, mein Kind. Ich erhalte keine Nachrichten von Dir; ich weiß nicht, was aus mir werden soll; nie war mir so traurig zumute. Seit sechs Tagen bin ich hier, und sechs Tage habe ich im Bett zugebracht, mit Fieber, Husten, Katarrh. Hätte ich wenigstens einige Deiner Briefe, um mich zu zerstreuen; aber ich habe deren nur zwei, die ich nacheinander lese und wieder lese bis zur Ermüdung. Vorgestern erhielt ich einen aus Maubeuge; er ist höchstwahrscheinlich der erste von allen, die Du mir geschrieben hast. Er ist lang, zärtlich, philosophisch, er gefällt mir und verläßt mein Bett nicht, und wenn Frau von Audlan tanzt und sich unterhält, so leistet er mir Gesellschaft. Du kannst Dir nicht denken, welche Zuflucht Du mir bist, seitdem ich krank bin,

ich denke an Dich vom Morgen bis zum Abend; ich sehe Dich, ich rede mit Dir, ich mache Lieder für Dich; hier folgt eines, das ich Dir gestern abend gemacht habe, während alles auf der Redoute war und ich nicht wußte, was ich anfangen sollte.

*

Spa, den 27.

Wie kommt es, daß Du noch keine Nachricht von mir hast, mein Kind? Ich habe seit Deiner Abreise nicht aufgehört, an Dich zu schreiben. Ich weiß nicht, was aus meinen Briefen wird, denn niemand erhält sie, und meine armen kleinen Kinder in Anisy glauben, daß ich tot bin. Sie haben erst einen einzigen erhalten, seit ich hier bin. Ich sagte Dir in meinem letzten, es wäre möglich, daß ich meinen Aufenthalt hier verlängere, um die ganze Saison auszunützen; jedoch erfaßt mich die Langeweile, und Du kannst Dir den Grund davon wohl denken. Es ist mir nötiger, Dich zu sehen, als alle Brunnen der Welt zu trinken; wenn Trouchin, den ich darüber befragt habe, es nicht sehr nötig findet, daß ich hierbleibe, so werden wir uns spätestens am 15. in Courtray sehen. Ich werde es Dir noch bestimmter mitteilen, aus Furcht vor einem Irrtum, denn ich weiß, was auf dem Spiele steht, nachdem ich seit zwei Tagen mit Fieber zu Bett liege. Ich habe einen tüchtigen Schnupfen, den ich der Prinzessin von Oranien verdanke, die mir, ich weiß nicht, aus welcher phantastischen Laune heraus, die Ehre erwies, mich unter Tausenden auszuwählen, um sie auf einem Ritt zu begleiten, den sie die ganze Zeit im schnellsten Galopp, bei brennendster Sonne und schauderhaftem Winde machte. Ich bin halbtot vor Müdigkeit zurückgekommen, mit Husten und zerschlagenen Gliedern, und verfluchte alle Prinzessinnen der Erde, die niemals etwas tun wie andere Menschen. Heute geht es mir viel besser, sogar so gut, daß ich hoffe, imstande zu sein, unseren guten Prinzen nach Aachen zu begleiten, wo er mich absolut zum Souper einladen will, und von wo aus ich bis nach Düsseldorf gehen werde. Ich hoffe, daß meine Kräfte ausreichen, um all diese Pläne auszuführen. Frau von Cambise wird nicht mit uns kommen; der Herzog von Richmond ist etwas unpäßlich und überdies im Begriffe, abzureisen; all das beunruhigt sie sehr und

macht ihr Kummer. Man hat wohl recht, zu sagen, daß die Liebe Wunder wirkt; niemals habe ich sie so liebenswürdig gesehen als hier; immer heiter, immer gleichmäßig, alles gut findend, alles unterhaltend; kurz es ist eine vollständige Verwandlung. Ich besonders war sehr zufrieden mit ihr; es ist wahr, daß sie mich sehr nötig brauchte. Ich mache meine Reise mit Mylord du Moley, einem Engländer und einem Russen mit sehr guten Manieren; denke, mein Kind, was es für mich wäre, wenn Du dabei wärest; aber wenigstens werden wir uns bald sehen, und ich hoffe, für lange.

Leb' wohl; man erwartet mich zur Abreise. Ich wollte Dir vorher schreiben, weil ich vielleicht fünf oder sechs Tage unterwegs sein werde; ich denke, daß ich bei meiner Rückkehr einen Deiner Briefe vorfinden werde. Dein letzter hat mich sehr glücklich gemacht, denn es ist undenkbar, daß derjenige, der ihn geschrieben hat, mich nicht bis zum Wahnsinn liebt; auch tust Du wohl recht daran, weder an mir noch an meinen Gefühlen zu zweifeln, sondern zu glauben, daß ich Dich tausend- und aber tausendmal mehr liebe, als jemand geliebt wurde.

*

28. April 1787[1]).

— — Wenn ich keine Nachricht von Dir erhalte, ist es mit mir vorbei. Es ist alles erschöpft, Vernunft, Geduld, Liebe. Was soll aus mir werden, wenn in Deiner Abwesenheit nicht einmal Deine Briefe mich am Leben erhalten?

Wie glücklich bin ich, mein Kind! Da sind sie, die kostbaren Briefe, die mich vor Ungeduld und Kummer fast umgebracht haben; sie geben mir das Leben wieder, und es ist nicht möglich, auszudrücken, was in diesem Augenblick in mir vorgeht. Ich habe keine Zeit, sie zu lesen; mein Zimmer ist voll lästiger Menschen, aber ich sehe sie und bin zufrieden.

DER RITTER VON BOUFFLERS AN DIE GRÄFIN VON SABRAN.

Senegal.

Leb' wohl, geliebtestes, liebenswürdigstes, begehrtestes von allen Geschöpfen Gottes! Heute früh fragte mich eine gute Negerin:

---

[1]) Der Ritter weilte damals noch in Senegal. Das Jahr vorher war er für einen Urlaub von 3 Monaten zurückgekehrt.

„Wie gehen Dir dieser Morgen?" Ich sagte zu ihr: „Ziemlich gut, aber ich konnte nicht schlafen." — „Du nicht geschlafen ... nein ... Du weit weg denken ..." Sie hatte recht, die gute Frau! Leb' wohl, die Du mich am Schlafen verhinderst, die Du mich in die Ferne denken heißt. Ich bringe Dir nur mich, mich, sage ich, und an Dir ist's, zu vollenden.

DIE GRÄFIN VON SABRAN AN DEN RITTER VON BOUFFLERS.

15. August 1787.

Die Ruinen eines Hauses kann man reparieren. Weshalb nicht auch die Ruinen eines Gesichtes?

Ich bin magerer als vor vier Jahren, zu jener Zeit, da Du mich durch eine so zärtliche Pflege ins Leben zurückzurufen suchtest. Ich werde nie vergessen, was Du damals alles für mich getan hast, obschon Du mir damit einen recht schlechten Dienst erwiesen hast; es wäre besser gewesen, mich einfach sterben zu lassen, als mich teilweise und mit Nadelstichen umzubringen. Aber ich liebe Dich zu sehr, als daß ich Dir zürnen könnte; welches Übel Du mir übrigens zufügen magst, es ist nicht Deine Schuld, sondern die meines Sternes, der nie glücklich war und es nie sein wird. — — —

Du kennst die verborgensten Falten dieses Herzens, dessen Glück und Qual Du gleichzeitig bist, und Du errätst leicht alles, was es empfindet, wenn es mit Dir zufrieden ist. Adieu, mein lieber, nur zu lieber Gatte; werde nicht müde, recht sehr geliebt zu sein; es ist seltener, als man glaubt, und es ist ein großer Trost, durch alle Leiden des Lebens hindurch sicher zu sein, daß man einen guten Gehilfen zum Tragen dieser Last hat. Diesen guten Gehilfen wirst Du nicht nach seinem Gesicht auswählen; seine Energie ersetzt alles, und man ist recht stark, wenn man mit allen Kräften seiner Seele liebt. Adieu, ich kann mich heute nicht von Dir trennen; es ist die Wirkung Deiner Briefe und des Vertrauens auf Deine Gefühle, das sie mir gewähren.

* * *

DIE PRINZESSIN VON CONDÉ AN DEN MARQUIS DE LA GERVAISAIS.

Montag abend 1786.

Ich glaubte, ich würde heute abend meinem Freunde nichts sagen; ich war nicht gerade sehr wohl seit gestern, aber mein Freund soll sich nicht die geringste Sorge machen; es ist absolut nichts. Als ich das Papier nahm, wollte ich ihm etwas ganz anderes sagen; ich wollte ihm zuerst sagen, daß ich ihn liebe, oh, sehr zärtlich, und dann, daß ich weinte, als ich an ihn dachte, ohne daß der häßliche Kummer daran schuld wäre. Ich weine, weil er nicht da ist, mein Freund, der mich so sehr liebt; ich war so zufrieden, als ich seinen Arm hielt! Oh, wie lang wird die Zeit, wenn man von ihm getrennt ist! Ich bringe sie damit zu, an ihn zu denken; ich sehe ihn fortwährend, ich höre ihn, ich rede mit ihm, ich lese seine Briefe, seine guten Briefe; gestern abend, bevor ich den meinen beendete, habe ich sie drei- oder viermal gelesen, und dann habe ich sie wieder so oft gelesen, und dann habe ich daran gedacht bis um vier Uhr morgens; doch das alles macht mir viel Vergnügen, o ja, mein Freund, seien Sie dessen sicher.

*

Montag abend.

Wissen Sie wohl, daß ich fast ununterbrochen an Sie denke? Wenn ich spazierengehe und in die Ferne schaue, scheint mir diese Ferne noch weiter zu sein als eine andere; und dann sage ich mir: Mein Freund ist noch weiter entfernt; und meine Augen werden feucht, und ich schlage sie nieder, damit man sie nicht sieht... Guten Abend, zärtlicher Freund; wie liebenswürdig sind Sie, mich Ihre Nina zu nennen! O ja, Ihre, immer Ihre Nina!... ich bitte Sie darum.

*

Sonntag abend.

Mein Freund ist über unsere Trennung betrübt! Oh, wer kann das besser begreifen als ich? ... Ihr armer Liebling hat es recht unbequem gehabt von Mittwoch bis gestern morgen; es waren fünfzig oder sechzig Personen hier wegen der Frau Gräfin von A., die diese Zeit hier verbrachte. Ach, ich glaube, ich hatte wieder das dumme Gesicht, von dem Sie in B. sprachen. Wie die Welt mich langweilt und mich ärgert!... Ich war höflich, weil es sich schickt,

aber ich habe mich nicht bemüht, liebenswürdig zu sein; ich habe nie hierauf Anspruch erhoben, und ich würde es jetzt, wenn möglich, noch weniger tun. Mein Freund ist zufrieden mit mir und findet mich gut; was braucht man mehr? Ebenso denke ich über mein Aussehen. Oh, meinem Freund würde es hier nicht gefallen; ich bin frisiert; abends bin ich geschminkt, nicht aber am Tage, und das macht mir Freude, weil mein Freund mich nicht gern geschminkt sieht. Manchmal sagen die Damen mir, ich sei hübsch, und ich höre das auch von einigen Männern; früher war das mir ziemlich gleichgültig; offen gestanden, mißfiel es mir sogar mehr, als es mir gefiel; jetzt macht es mich ungeduldig; ich wünschte, nur mein Freund möchte mein Aussehen lieben ... Wie glücklich bin ich, Sie zu lieben!

*

Dienstag abend.

O mein Freund, mein bester Freund, welchen Namen soll ich dem heutigen Briefe geben? O wie lieb und köstlich ist er meinem Herzen! Meines Freundes Herz erfüllt ihn ganz; überall, überall ist es sein gutes Herz, das spricht; ich war zufrieden, sehr zufrieden mit allen Briefen, aber dieser, welches höchste Glück hat er mich genießen lassen! Wie hat Nina geweint, als sie ihn las, und wie glücklich war sie, so süße Tränen zu vergießen! Die lieben Briefe tun dem Herzen so wohl! ...

Oh, ich habe Gott sehr gedankt für alles, was Ihr guter Brief mir sagt; ich rede gern mit ihm, ich erzähle ihm alle meine Gedanken, alle meine Wünsche, und dann zuweilen verwirre ich mich, und ich fürchte, ihn zu belügen oder ihm Dinge zu sagen, die ihm mißfallen, und schließlich sage ich zu ihm: „Mein Gott, du siehst besser als ich selbst alles, was in meinem Herzen vorgeht, was Gutes und was Schlechtes darin ist; alles, was ich dir sage, ist vielleicht ziemlich überflüssig, da du es ohnehin wußtest; aber ich bin glücklich, mit dir sprechen zu können; ich halte dich für so gut, so gut, ich habe es so oft erfahren, ich weiß recht wohl, daß du gnädig die anhörst, die sich in der Einfachheit ihres Herzens an dich wenden; mein Gott, worum ich dich am heißesten bitte, ist, daß du meine Schwäche stützen mögest, damit ich dich nie verlasse." Das ist fast immer das Ende meiner Gebete. Ich bete auch

gern einige Gebete in einem Buch, ich finde sie nach meiner Art; ich weine, wenn ich sie lese; ich liebe es auch so sehr, für Gott zu weinen. Mein Freund! Es ist wahr, daß es ihn gibt, und daß er gut ist, da unsere Herzen es uns sagen. Adieu, mein lieber und sehr zärtlicher Freund. Guter Freund, wie ich Dich liebe!

* * *

ABBÉ GALIANI AN DEN BARON VON GLEICHEN.

Paris, den 11. Februar 1769.

Mein lieber Baron, ich komme übermorgen sehr gern zu Ihnen zum Essen. Es freut mich, Ihre Meinung über die Dialoge zu hören, aber es tut mir leid, daß Ihnen der graue Himmel und einige unangenehme Nachrichten Melancholie verursachen. Ein Mittel gegen die Traurigkeit wollen Sie. Ich weiß Ihnen ein Mittel, hundert Mittel, tausend Mittel. Aber zuerst, lieber Patient, zeigen Sie die Zunge, lassen Sie sich den Puls fühlen, beichten Sie, ob Ihre Traurigkeit nicht doch daher kommt, daß Sie zuviel oder zuwenig essen, daß Sie ängstlich die schönen Frauen meiden oder im Gegenteil. Denn jede Traurigkeit kommt von zuwenig oder zuviel und davon, daß wir die Alten in unseren Büchergestellen verstauben oder von Mäusen fressen lassen, statt das Maß aller Gesundheit, Anfang und Ende aller Weisheit, immer wieder von ihnen zu lernen. Also auf übermorgen. Wer kommt noch? Ihr Galiani.

ABBÉ GALIANI AN HERRN SUARD.

Neapel, den 14. Juli 1770.

Ja, ich bin Kassandra gewesen, aber man hat auch mir nichts geglaubt ...

Was in der Mitte liegt, ist immer glatt. Ein Philosoph würde es Ihnen erklären als den Grundsatz jeder Bewegung und die ewige Dauer jeder Bewegung. Betrachten Sie ein Uhrwerk. Alles ist Uhrwerk in unserer Welt. Die Jahreszeiten, die Staaten, die Regierungen, die Menschen, das Glück, das Unglück, die Tugend, das Laster. Man steigt hinauf, man steigt hinab und kann niemals in der Mitte stillstehen. Wenn man dort stillstehen könnte, fühlte man sich so wohl, daß jede Bewegung aufhören würde.

Das ist erhabenste Philosophie. Aber darum findet man soviel Laffen[1]) in der Welt. Denn es muß sehr viele Uhren geben. Das ist spaßhaft, das ist scheußlich spaßhaft. So bin ich. Zwei verschiedene Menschen in einer Haut. Sie halten manchmal recht schlecht zusammen und bilden nicht immer eine Einheit. Adieu, umarmen Sie Madame, wenn Sie nichts dagegen haben. Tausend schöne Dinge dem Baron und der Baronin! Ich habe kein Papier mehr.

ABBÉ GALIANI AN FRAU VON ÉPINAY.

Neapel, den 22. Dezember 1770.

Sie stellen mir die große Frage, meine Schönste, ob ich oder Sie schlechter Laune sei. Wir sind es beide, also sind wir einig darüber; aber wir wollen es beide nicht zugeben, und darüber zanken wir uns... Ich habe hier eine Art Paris eingerichtet. Gleichen, der General Kock, ein venezianischer Gesandter, der Sekretär der französischen Botschaft und ich, wir essen zusammen, wir vereinigen uns und spielen Paris, wie Nicolet Molière auf der Messe spielt. Voltaires Brief, den ich vorlas, und seine Ode in Prosa, die Sie mir freundlichst geschickt haben, entzückten die Tafelrunde. Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen, und ich bitte im Namen der Freunde und meinem eigenen, schicken Sie alles, was es Witziges und Lustiges in Paris gibt... Ich habe ein Buch im Kopf, das meine Phantasie erhitzt. Ich möchte es schreiben, aber meine Hände sind so müde. Es soll heißen: „Moralische und politische Winke einer Katze für ihre Jungen." Übersetzt aus der Katzensprache ins Französische von Herrn d'Égratigny, Dolmetscher der Katzensprache an der Königlichen Bibliothek. Weil ich hier außer meinen Katzen gar keine Gesellschaft habe, träume ich immer von dieser Arbeit, die wohl recht eigenartig werden kann. Die Katze lehrt ihre Jungen zuerst die Furcht vor dem Gott-Menschen. Dann erklärt sie ihnen die Theologie und die zwei Obergewalten: den guten Gott-Menschen und den bösen Dämon Hund. Dann spricht sie von Moral, d. h. vom Kampf gegen Mäuse und Spatzen usw. Endlich spricht sie ihnen von einem künftigen Katzenleben und

[1]) *„Coglioni"*.

von der himmlischen Rattopolis, einer Stadt mit Mauern aus Käse, weichem Boden und Säulen von Aalen und voll von Ratten, die nur dem Vergnügen der Katzen dienen. Sie predigt den Jungen auch Achtung vor den verschnittenen Katzen ihrer Art, die dem Gott-Menschen diesen Zustand verdanken, damit sie sich glücklich auf dieser Erde und im Jenseits fühlen, was meistens schon ihr Bauch beweist. Sie brauchen nicht einmal Mäuse zu fangen. Doch zum Schluß predigt sie ihnen die vollendete Entsagung, wenn der Gott-Mensch sie für diesen Zustand der höchsten Vollendung bestimmt. Gibt es etwas Tolleres als meine Arbeit?

*

Neapel, den 18. Mai 1771.

Ihr Brief, meine Schönste, der mit einem eigenen Kurier hätte kommen sollen, ist ganz einfach mit der Post gekommen. Wäre er aufgemacht worden, wir säßen beide in der Bastille. Wer zum Teufel konnte glauben, daß Sie unter den jetzigen Verhältnissen in Frankreich einen Kurier benutzen würden, um mich des langen und breiten nach der Geschichte zu fragen, die das Hinterteil unseres lieben Marquis[1]) behandelt. Was wollte er sonst als gefrorenen „*Cul au lait*“ machen, als er sich in die Milch setzte? Wäre ich so bösartig wie ein Mönch oder Staatsinquisitor, so würde ich Ihren Brief als einen Brief in zwischen uns ausgemachter Geheimsprache auffassen. Z. B. ich erklärte: das Hinterteil eines Marquis bedeutet das Parlament, die Hämorrhoiden die Verteilung der Ehrenposten, der zerbrochene Teller einen fortgeschickten Minister, die Rasierschüssel einen Kanzler, der verspritzte Seifenschaum das unnütze Geschwätz. Der Schaum, der bis zum Kinn spritzt, die starken, aber unnötigen Vorurteile. „Ein alter Rock“ sagt doch klar und deutlich „Prinz von Geblüt“. So hätten Sie mir von den politischen Verhältnissen erzählt und, ohne es zu wissen, Politik geschrieben. Wie dem auch sei, da nun der Marquis einmal Lustspiele macht, warum macht er keins mit dem Titel „Das Hinterteil in der Milch oder der Milchtopf“. Es würde sich bequem in zwei Akte gliedern. Im ersten wäre der zerbrochene Topf die Katastrophe, im zweiten das nasse und bespritzte Kinn.

[1]) Marquis de Croismare

Die Rollen hätten er, ein junges Dienstmädchen und ein Apotheker. Liebesgeschichte zwischen seinem Dienstmädchen und dem Apotheker, die beide sein Mißgeschick ausnutzen müßten, um von ihrer Liebe zu reden, und zu ihrer Heirat gegen seinen Willen. Man könnte eine reizende kleine Geschichte ausdenken.... Versuchen Sie es und schicken es mir dann!

Man merkt, daß ich nicht mehr teil an Ihren Abenden nehme. Zum Teufel auch, wie konnten Sie ganze Tage darüber streiten, was gefährlicher sei: ein Dummkopf, der befiehlt, oder ein gescheiter Mann, der über die Schnur haut! Das entscheidet man doch in zwei Minuten. Die Dummköpfe machen ihre Dummheiten nur, weil die Gescheiten, die sie beraten, über die Schnur hauen. Also es sind gar nicht zwei verschiedene Übel. Es ist immer derselbe Fall, derselbe Erfolg und dieselbe Ursache. Im natürlichen Aufbau unserer wunderbaren Welt gibt es Dummköpfe und Kluge. Die Natur wollte — wenn sie jemals überhaupt etwas gewollt hat — daß beide eine Rolle spielen. Aber es gibt nur zwei Rollen: befehlen oder beraten. Die Dummköpfe können nicht beraten, sie haben nicht einmal den Verstand, über die Schnur zu hauen. Es war also unbedingt nötig, daß die Dummen befehlen. Wenn sie das nicht einmal täten, täten sie gar nichts und wären in der Natur ganz überflüssig. Aber die Natur darf nichts Überflüssiges haben, wenn sie am Ende nicht selbst ganz überflüssig ist. So ging es beim Konzil von Trient, wie es Fra Paolo schildert. Die Theologen rieten, die Väter, d. h. die Bischöfe, die nicht ein Wort von Theologie kannten, entschieden über das Dogma. Wie es in der Politik geht, so geht es auch in der Republik der Literatur. Die Dummen machen den Text, die Geistvollen die Anmerkungen... Deshalb erklärt Newton die Apokalypse und Daniel...

*

Neapel, den 25. Mai 1771.

Meine Schönste, heute ist der Jahrestag meiner plötzlichen Abberufung aus Paris, und es war nur gerecht, daß der schwärzeste Tag meines Lebens einen Ausgleich erhielt durch den zärtlichsten, liebsten, schönsten Brief, den Sie schreiben konnten. Sie erfreuen mich durch die Versicherung, daß Sie nicht mehr nötig haben,

in Neapel ein Asyl zu suchen, aber daß Sie trotzdem Lust hätten, zu kommen. Weiter verlangt mein Herz nichts. Sie möchten wissen, ob ich nach Paris zurückkehre; einmal glaube ich gewiß; aber ich werde Sie nicht wiedersehen, denn dann bin ich blind. Spaß beiseite, meinen Augen geht es von Tag zu Tag immer schlechter, so daß ich einen Star in einem Jahr erwarte. Ich muß mich wohl bald einer Operation unterziehen, und das kann ich nur in Paris. Ein schrecklicher Gedanke, Paris in dieser Verfassung wiederzusehen! Aber es tröstet mich, daß Paris dann die einzige Stadt ist, in der ich es aushalten könnte. Dort hört man mir wenigstens zu. Um Sie als Prinzenerzieherin hierher zu rufen, muß man erst abwarten, daß die Königin schwanger wird. Ich bete, daß es der Fall sein möge. Wäre die Königin die Frau eines Privatmanns, würde ich noch wirksamer dafür arbeiten. Denn sie ist eine der interessantesten Frauen, die ich je gesehen. Sie ist die Schönste in Neapel, und es ist schade, daß sie Königin ist.

ABBÉ GALIANI AN DIE VICOMTESSE VON BELSUNGE.

Neapel, 15. Mai 1773.

Madame, es genügt nicht, geschliffen zu sein, man muß auch poliert sein. Das wissen Sie. Deshalb genügt es nicht, mir Briefe zu schreiben, sie müssen auch angenehm sein, um hübsche Antworten hervorzurufen. In Ihrem Brief ohne Datum ist alles trostlos. Am ärgsten für mich sind die Nachrichten über den physischen und seelischen Zustand Ihrer Frau Mutter, die leidend und allein ist. Es gibt nichts Schlimmeres. Höchstens kann man meinen Ärger über meine unglückselige Angelegenheit mit Merlin[1]) damit vergleichen. Es war liebenswürdig von Ihnen, die Sache nicht zu erwähnen. In der Nachschrift hat es Ihre Mutter getan. Und da soll man lustig bleiben!

Sie wollen, daß ich Ihnen die Geschichte vom Blitzschlag erzähle, aber es ist nicht viel darüber zu sagen. Der Blitz ist mitten in eine große neapolitanische Abendgesellschaft gefahren, um zu zeigen, daß die neapolitanische Langeweile selbst über die Gewalt des Donners erhaben ist. Niemand hat Schaden genommen. Der

[1]) Sein Verleger, der in Konkurs war.

Blitz ist im Unterrock einer galanten Dame verschwunden, die auf dem Sofa saß. Er hat die goldene Schnalle an ihrem Strumpfband zerstört, aber sonst alles unter den Röcken dieser Dame verschont; so hält der Himmel eben seine schützende Hand über die Galanterie, wenn sie nur offenherzig und schamlos ist. Sie gleicht dann der Gerechtigkeit, die ja nun einmal darin besteht, jedem das Seine zu geben. Sir William Hamilton parodiert hier eben mit einer sehr schönen elektrischen Maschine den Blitz, aber gibt sozusagen „Tancred" mit Marionetten. Er glaubt an den leitenden Draht, er zeigt ihn, er entwaffnet Jupiter. Das wäre ganz schön, wenn man nicht ebensogut vom Blitzstrahl, wie vom Wurf der Steine, die er ablöst, sterben oder an seinem Gestank ersticken könnte. Ich fürchte den Blitz, ich fürchte die Götter, die ihn senden, und finde sie deshalb nicht liebenswert. Übrigens sind sie es auch nicht, die ich auf Erden am meisten fürchte, und die Sache Merlin geht mir näher als Donner und Blitz.

Damit mich Ihre Schrift nicht erschreckt, müssen Sie mir öfter schreiben, auch wenn es Ihrer Mutter gut geht. Sonst bleibt mir Ihre Schrift immer ein böses Omen ... Viele Grüße an den Cavaliere Magallon. Warum ist er krank? Hat es ihm das Kabinett oder das Boudoir angetan? Sie wissen, daß ich Ihr ergebenster Diener bin. —

ABBÉ GALIANI AN FRAU VON ÉPINAY.

Neapel, 5. März 1774.

Was soll ich Ihnen erzählen, meine Schönste? Mein Bruder liegt im Sterben, morgen erwarte ich die Nachricht von seinem Tode. Habe ich nicht alles gesagt? Wie schrecklich, eine Familie zu haben!

Hier predigte neulich irgend jemand gegen die Ehe und sagte: Sehen Sie nur, was die Ehe ist! Denken Sie, daß der liebe Gott die Erbsünde dazu aufheben mußte. Er hat also auf die Wagschalen die Hölle und die Ehe legen müssen. Und die Hölle erschien leichter!

Ihre beiden Briefe habe ich in dieser Woche bekommen. Mit einem schickten Sie mir die Antwort des Herrn von Foncemagne. Wenn auch sein Geschreibsel ganz unnötig war, so dient es mir

doch dazu, den gegenwärtigen Zustand der Pariser Gelehrten und ihrer beklagenswerten Dummheit zu erkennen. Der Herr hat nur einen Aufsatz von Moreri abgeschrieben, als ob man hier nicht genug an einer Sammlung von Albernheiten, Dummheiten und Fehlern hätte! Und wie prunkt er damit! Das soll das Beste sein, was die französische Literatur heute aufweist? Ich zweifelte, bin aber recht froh, daß ich es nun weiß. Ich möchte mit den Büchern in der Bibliothek des Königs verkehren, aber nicht mit den Menschen, die heute in Paris sind. Ah! wie würde ich schmökern! Meine baumwollenen Hemden kommen noch rechtzeitig, wenn sie vor dem Winter kommen...

Linguet und La Harpe tun mir leid, statt mich zu erheitern. Wenn man Leute, deren Geist und Genie man in ihren Schriften bewundert, im Leben verächtlich oder lächerlich findet, erkennt man, daß der Geist nicht der Spiegel der Seele ist, und die Gefühle, die man schriftlich niederlegt, in Wahrheit ein Echo der Gedanken und nicht ihr Werk sind. Das ist sehr ärgerlich. Wir leben in einem Jahrhundert, in dem es mehr Papageien gibt, als man denkt. Es gibt schon so viel schöne Sachen in der Literatur, daß ein Mann, der nicht ungeheuer belesen ist und ein ungeheures Gedächtnis besitzt, gar nicht merken kann, woher die schönen Sachen stammen, die er liest. So geht es uns mit La Harpe. Er ist ein Papagei. Ohne Zweifel. Aber sein Gedächtnis ist so gut und das unsere so schlecht, daß wir nicht merken, woher er seine Werke nimmt, die wie Produkte seines eigenen Geistes wirken. Übrigens ist er so unzweifelhaft sterblich und in jeder Beziehung lächerlich. Ich bin ihm dankbar, daß er mich für einen Mann von Esprit gelten läßt.

Lieben Sie mich immer. Beklagen Sie mich jetzt. Aber ich werde mutig sein und vernünftig. Seien Sie auch vernünftig, wenn Sie an Rußland denken und an den Wahnsinn der Reisenden. Adieu!

ABBÉ GALIANI AN DEN BARON GRIMM.

Neapel, den 20. März 1775.

Dem Bärenführer aller deutschen Prinzen, ehemaligem Manati, Zeremonienmeister der Philosophie, Gruß und Heil!

Sprachrohr aller Prinzen, die zu Ihnen kommen, wann werden Sie so weit sein, alle nach Hause geschickt zu haben?

Ich war sehr im Zweifel, ob die Kaiserin von Rußland mich kannte. Denn, weil sie jetzt an eine Menge von Literaten Geschenke schickt, die sie nicht kennt, sagte ich mir, da ich nie etwas bekommen habe: Sie muß mich kennen.

Ich wußte nicht, daß der König von Preußen sich auf den Arzt herausspielt[1]). Sie müssen jetzt den Sultan zum Apotheker nehmen, und er wird Ihnen wie meinem lieben Gleichen ausgezeichnete Wurmmittel verschreiben. Denn Würmer bekommt man aus Angst. Gleichen hat neue Untersuchungen darüber angestellt. Aber die Kaiserin von Rußland! Sie spottet über die Ökonomisten! Dieser Spott in diesem Jahrhundert geht über dieses Jahrhundert. Alle mittleren Geister suchen im Ton und der Sprache ihres Jahrhunderts zu glänzen. Man muß viel Charakter in der Seele haben, den sicheren Ruhm und Beifall zu verachten, den man erhält, wenn man der Mode folgt...

Kommen Sie hierher, Sie werden es nicht bereuen, Sie finden noch die schönen Reste des „scharmanten Abbé", aber kommen Sie schnell, sonst stehe ich für nichts... Ich habe versucht, solange ich an Sie schrieb, nicht an die Krankheit der Frau von Épinay zu denken. Wenn ich daran denke, fällt mir sonst gar nichts ein, und ich hätte Ihnen nichts anderes schreiben können, als: Bitte, machen Sie sie wieder gesund! Wenn es ihr schlecht geht, habe ich weder Herz noch Lust, an irgend jemand in Frankreich zu schreiben. Adieu, Sie reizender Mensch, der Sie würdig sind, nach Rußland zu gehen und nicht mehr dahin zurückzukehren. Adieu.

---

[1]) Er hatte Grimm zur Kur nach Karlsbad geschickt.



Der Handkuß
Nach der Zeichnung von J. M. Morau le Jeune
gestochen von N. de Launay

„Liebeswerben“ und Abschied.

In der Liebe ist nur das Physische gut.
Buffon.

AUS DEN *CONTES MORAUX* VON MARMONTEL.

Als Lucile bei der Toilette war, erschien Blamzé in einem äußerst bequemen Anzug, jedoch höchst elegant. Lucile war ein wenig überrascht, einen Mann, den sie kaum kannte, im Negligé erscheinen zu sehen, und wenn er ihr Gelegenheit gegeben hätte, würde sie vielleicht ärgerlich gewesen sein. Aber er sagte ihr soviel höfliche Dinge über die Frische ihres Teints, die Schönheit ihrer Augen, den Glanz ihrer Morgenschönheit, daß sie nicht den Mut fand, sich zu beklagen. Sie begnügte sich, ihn zu fragen, was er am Abend vorher getrieben habe. — „Was ich getrieben habe! Weiß ich's denn selbst? Ach, wie ist die Welt ermüdend! Wie glücklich ist man, fern von der Menge vergessen zu sein, sich selbst und dem zu leben, das man liebt! Glauben Sie mir, Lucile, schützen Sie sich vor dem Trubel, der Sie umgibt: keine Ruhe, keine Freiheit mehr, wenn man sich da hineinziehen läßt. Übrigens dieser Trubel: was tun Sie mit den jungen Leuten, die Ihren Hof bilden? Sie streiten über Ihre Eroberung: haben Sie geruht, eine Wahl zu treffen?“ Die ruhige Vertraulichkeit Blamzés hatte Lucile schon vorher in Erstaunen versetzt, diese Frage bewog sie, ihm sie zu untersagen. — „Ich bin vielleicht indiskret“, antwortete Blamzé darauf. „Durchaus nicht,“ erwiderte Lucile mit Lieblichkeit, „ich habe nichts zu verheimlichen, und ich fürchte nicht, daß man mich errät. Ich freue mich an der Leichtigkeit dieser erhitzten Jugend, aber keiner unter ihnen erscheint mir einer ernsthaften Neigung würdig.“ Blamzé sprach von diesen Rivalen mit Nachsicht und fand, daß Lucile sie zu streng beurteile.

„... Augenblicklich indessen", fuhr Blamzé fort, „gefällt Ihnen nichts von alledem; jedoch Sie sind frei: was machen Sie mit dieser Freiheit?" — „Ich bemühe mich, sie zu genießen", antwortete Lucile. „Das ist eine Kinderei," erwiderte der Graf, „man genießt seine Freiheit nur in dem Moment, in dem man auf sie verzichtet, und man muß sie nur mit Sorgfalt bewahren, um sie im passenden Augenblick zu verlieren. Sie sind jung, Sie sind schön, schmeicheln Sie sich nicht, sich selbst lange zu gehören. Wenn Sie nicht Ihr Herz verschenken, wird es sich ganz allein verschenken, aber man muß unter denen, die danach streben, eine Wahl treffen. Sobald Sie lieben und auch wenn Sie nicht lieben, werden Sie unweigerlich geliebt werden. Das ist es nicht, was mich beunruhigt; aber in Ihrem Alter muß man einen Liebhaber finden, einen Berater, einen Führer, einen Freund, einen welterfahrenen Mann, der imstande ist, Sie über die Gefahren, denen Sie entgegengehen, aufzuklären." — „Einen Mann wie Sie zum Beispiel", sagte Lucile in ironischem Ton und mit spöttischem Lächeln. — „Wahrhaftig, ja," fuhr Blamzé fort, „ich würde ganz Ihr Fall sein ohne die Welt, die mich umlagert, aber wie soll ich mich von ihr befreien?" — „Tun Sie nichts dergleichen," versetzte Lucile, „Sie würden zuviel Klagen erregen und mir zuviel Feinde zuziehen." — „An Klagen", sagte der Graf kalt, „bin ich gewöhnt. Was die Feinde angeht, so braucht man sich nicht um sie zu bekümmern, wenn man etwas hat, sich zu genügen, den gesunden Sinn, für sich zu leben." — „In meinem Alter", sagte Lucile lächelnd, „ist man noch zu furchtsam, und selbst wenn es nur die Verzweiflung einer Araminte auszuhalten gälte, würde das allein mich schon zittern lassen." — „Einer Araminte?" erwiderte Blamzé, ohne sich zu rühren. „Araminte ist eine gute Frau, die auf Vernunft hört und durchaus nicht verzweifelt. Ich sehe, man hat Ihnen davon erzählt; hören Sie meine Geschichte mit ihr. Araminte ist eine jener Schönheiten, die es nötig haben, da sie sich auf dem Abstieg sehen, um nicht in Vergessenheit zu fallen, und um ihren sterbenden Ruf zu beleben, von Zeit zu Zeit in der Welt ein Aufsehen zu erregen. Sie hat mich gebeten, ihr einige Sorgfalt zu erweisen und ihr einige Neigung

zu zeigen. Es wäre nicht ehrenhaft gewesen, sie abzuweisen; so habe ich mich Ihren Plänen zur Verfügung gestellt. Um unserm Abenteuer Glanz zu verleihen, wollte sie ein kleines Haus mieten, und ich hatte gut reden, daß es nicht der Mühe wert sei für den einen Monat, den ich ihr höchstens schenken konnte... Der größeren Heimlichkeit wegen hatte Araminte (zur Einweihung des Hauses) nur fünf Freunde eingeladen und mir nur erlaubt, eine gleiche Anzahl mitzubringen. Ich ging also hin; ich gab mir den Anschein der Freude, ich war galant, um sie besorgt, kurz, ich ließ die Gäste fortgehen und zog mich erst eine halbe Stunde nach ihnen zurück. Das ist, glaube ich, nicht mehr, als der Anstand erforderte; außerdem war Araminte von mir entzückt. Das genügt, um die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, und ich kann nun von ihr Abschied nehmen, wann es mir gefällt, ohne einen Vorwurf fürchten zu müssen. Das ist meine Art, mich zu benehmen. Der Ruf einer Frau ist mir so teuer wie mein eigener. Ich muß Ihnen noch mehr sagen: es kostet mir keine Überwindung, ihrem Ruhm meine Eitelkeit zum Opfer zu bringen. Das größte Unglück für eine Frau mit Ansprüchen ist, verlassen zu werden. Ich verlasse niemals, ich lasse mich wegschicken, ich tue sogar, als ob ich darüber untröstlich bin, und ich habe mich einmal drei Tage hintereinander eingeschlossen, ohne irgend jemand zu sehen, um derjenigen, von der ich mich zurückzog, alle Ehren des Bruches zu lassen. Sie sehen, schönste Lucile, daß die Männer nicht alle so schlecht sind, wie man sie macht, und daß es unter uns Grundsätze und Moral gibt... Auf Ehre, je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr wünsche ich in Ihrem eigensten Interesse, daß Sie jemand wie mich hätten." — „Ich schmeichle mir," sagte Lucile, „daß ich bedient würde wie nur eine und zum mindesten nicht die Unannehmlichkeit hätte, verlassen zu werden." — „Das ist ein Scherz; aber das ist keiner, daß Sie einen Mann verdienen, der darauf denkt und es versteht, die Kräfte des Geistes und Herzens zu enthüllen, die ich bei Ihnen zu erkennen glaube. Lisère (der Gatte) ist ein guter Junge, aber er würde es nie verstanden haben, seine Frau zu genießen, und im allgemeinen ist der Wunsch, einem Gatten zu gefallen, nicht lebhaft genug, um sich Mühe zu

geben, mit ihm bis zu einem gewissen Punkte liebenswürdig zu sein. Glücklicherweise läßt er Sie in Frieden, und Sie würden eines so vernünftigen Benehmens nicht würdig sein, wenn Sie die kostbarste Zeit Ihres Lebens in Gleichgültigkeit oder Zerstreuung verlieren würden." — „Ich fürchte nicht," sagte Lucile, „in eins von diesen beiden Extremen zu verfallen." — „Jedoch sieht man es nicht anders in der Welt." — „Ich weiß es wohl, mein Herr, und der Grund, warum ich diffizil bei der Wahl, wenn ich die Absicht hätte, eine zu treffen, sein würde, ist der, daß ich eine Neigung nur verzeihen würde, wenn sie fest und dauerhaft ist." — „Wie, Lucile, in Ihrem Alter versteifen Sie sich auf Beständigkeit? Fürwahr, wenn ich das glaubte, wäre ich fähig, eine Dummheit zu begehen!" — „Und worin würde diese Dummheit bestehen?" — „Weise zu sein und mich ganz und gar festzumachen." — „Im Ernst, Sie hätten dazu Mut?" — „Meiner Treu, ich habe Furcht davor, wenn Sie die Wahrheit hören wollen." — „Wirklich, eine einzigartige Erklärung!" — „Sie ist schlecht geraten; aber ich bitte um Verzeihung: es ist die erste meines Lebens!" — „Die erste, sagen Sie?" — „Ja, gnädige Frau! Bisher hatte man die Güte gehabt, mir das Vorgehen zu ersparen, aber ich sehe, ich werde alt." — „Nun, mein Herr, wegen der Seltenheit dieser Tatsache verzeihe ich Ihnen diesen Versuch. Ich werde noch mehr tun und Ihnen gestehen, daß er mir nicht mißfallen kann." — „Wirklich? Das heißt Glück! Sie billigen meine Liebe? Und werden Sie mir die Ehre erweisen, mich zu lieben?" — „Ach, das ist etwas anderes; die Zeit wird lehren, ob Sie sie verdienen . . ." — „Nichts darf ohne Zweifel zuviel sein, schönste Lucile, Sie zu verdienen und zu gewinnen; aber meiner Treu, wollen Sie, daß ich auf alles verzichte, was die Welt an Reizen bietet, um mein Glück von einer ungewissen Zukunft abhängig zu machen? Ich bin, Sie wissen es, und ich brauche es nicht zu bekräftigen, der gesuchteste Mann Frankreichs . . ." — „Sie haben recht," sagte Lucile, „ich war ungerecht, und Ihre Zeit ist zu kostbar." — „Nein, ich gestehe es wahrhaftig: ich bin es müde, Mode zu sein; ich suchte einen Gegenstand, der mich fesseln könnte. Ich habe ihn gefunden. Ich hefte mich an ihn: nichts ist glückverheißender;

aber doch darf es nicht vergebens sein. Sie wollen Zeit zur Überlegung. Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden. Ich glaube, daß das sehr anständig ist, und habe niemals so viel Zeit gegeben."

AUS MARIVAUX' WERKEN.

„Sie sprechen wie ein unehrenhafter Mann, und Sie mißbrauchen die Gefühle, die ich Ihnen gezeigt habe." — „Meiner Treu, Madame, ich habe nicht geglaubt, daß die Sache zwischen Ihnen und mir so ernsthaft sei: wir haben uns gefallen, das ist wahr; Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich nach Ihrem Geschmack zu finden, Sie waren ganz nach dem meinen. Ich habe Ihnen meine Dispositionen anvertraut, Sie haben mir die Ihrigen gesagt. Wir haben niemals eine Liebe von Dauer erwähnt. Hätten Sie mir davon gesprochen — ich hätte mir nichts Besseres gewünscht; aber ich betrachtete Ihre Freundlichkeiten gegen mich als die Äußerungen einer glücklichen und vorübergehenden Laune. Ich habe mich danach gerichtet. Der Zufall ließ mich die Dame, von der wir sprachen, kennen lernen. Was mir mit Ihnen begegnet ist, begegnet mir mit ihr: eine andere Laune, die ich genieße. Hier ist kein Grund für Sie, sich zu ärgern, sie wird mich nicht anders lieben als Sie, und ich werde ihr genau nachahmen: also behelligen Sie mich wegen einer Bagatelle."

Von der höchsten Höhe zur Guillotine.

AUS DEN MEMOIREN DER MARQUISE VON CREQUI.

Die Familie Orléans.

Ich habe in dem Laufe eines Jahrhunderts fünf Generationen in einer Familie aufeinander folgen sehen, einer Familie, die auf den Gipfel menschlichen Glückes erhoben war. Sie dachten nur an ihr Vergnügen und an ihren Vorteil. Tugenden übten sie nicht, aber waren tonangebend in allen Lastern. Sie sprachen nie von Ehre, immer nur von Geld. Wenn unter den Menschen von Rang so verrufene Subjekte waren, daß sie von ihren Familien verstoßen wurden, so kamen sie in den Kreis der Intimen dieser Familie. Wenn ein Priester die Reinheit seines geistlichen Kleides besudelt hatte, wurde er ein Freund dieses Hauses. Eine gefallene Frau war sicher, dort empfangen zu werden, zu herrschen und eine Rolle zu spielen: ihre Zynismen wurden dort mit Beifall aufgenommen. Wenn ein Wettstreit zwischen Ausschweifung und Schande ausgeschrieben wäre, so hätte die öffentliche Meinung dieser Familie den Preis zuerkannt.

In dieser Familie wurde ein Kind geboren, dem die Degeneration an der Stirn geschrieben stand. Es war eine Strafe des Himmels — und doch umstanden Eltern und Freunde hocherfreut seine Wiege. Während seiner Kindheit versuchte man zu verbergen, wie lasterhaft, verbrecherisch und feige dieses Kind war. Nur aus Freude am Lügen log es, und weißt Du, was dieses Kind, das im Überfluß aufwuchs, tat? Es bestahl seine Diener und nahm ihnen ihre Wertsachen, Wäsche und Geld, ja sogar Papiere fort, die man dann unter seinen Sachen fand. Als es in ein urteilsfähiges Alter kam, sagte es zu seinen Lehrern: „Gehn Sie doch, meine Mutter

hat viele Liebhaber gehabt, Sie wissen ganz gut, daß ich nicht der Sohn von Monseigneur bin."

Als er das edelste und reinste Geschöpf heiraten wollte, sagte man in seiner Familie: „Das ist eine gute Partie", in der andern zitterte man für das junge Mädchen; aber der König hatte es gewollt. Die arme junge Frau hatte einen Bruder. Er starb jung und ohne Erben. So mußte es kommen. Der Verstorbene hinterließ eine Witwe, der man eine hohe Rente hätte auszahlen müssen. So wurde sie ermordet.

Ein Schriftsteller oder besser ein kluger Beobachter der damaligen Zeitläufte ließ folgenden Satz drucken: „Es gibt Familien, in denen der Geldhunger so ausgesprochen ist, daß die traurigsten und unvorhergesehensten Ereignisse stets so eintreffen, daß die Familie reicher wird."

Da der junge Mann von Natur grausam war, war er auch feige. Bei einer Gelegenheit, bei der er sich durch Geburt und Ehrgeiz hätte auszeichnen müssen, zeigte er eine unerhörte Feigheit. — Aus Berechnung und Ehrgeiz gab er sich den Anschein, als ob er für die liebenswürdigste und vornehmste Fürstin heftige Leidenschaft fühle: er erntete nur Verachtung. Unmittelbar darauf wurde allgemein eine gemeine Schmähschrift auf die Fürstin verbreitet, die er in seinem eigenen Hause hatte drucken lassen und deren Verfasser er bezahlt hatte. Die Erinnerung an diese Schmähung beschleunigte den Fall und Tod der Königin und aller ihrer Verwandten.

Aus seinem Hause hatte er eine Stätte der Unzucht, des Lasters und der Völlerei gemacht. „Seien Sie vorsichtig," hatte ein Freund ihm gesagt, „man redet schlecht von den Mitteln, die Sie anwenden, um Ihre Einkünfte zu vermehren." Er erwiderte: „Ein kleiner Taler ist mir mehr wert als die ganze öffentliche Meinung." Sein Name galt nichts mehr, aber doch war er ihm noch lästig: so vertauschte er ihn gegen einen Spottnamen und scheute sich schließlich nicht, an einem öffentlichen Platze zu erklären, er sei der Sohn eines Kutschers.

Seine Frau hatte die gemeinsame Wohnung verlassen und sich in das Haus ihres Vaters geflüchtet, wo er sie mit Pasquillen

verfolgte. Seinen Schwiegervater denunzierte er und läutete die Sturmglocke der Revolution gegen ihn. Die würdige Tochter dieses edlen Fürsten quälte er bis aufs äußerste, indem er sie in dem Stolz auf ihre Geburt, in ihrer Frauenwürde, ihren mütterlichen Gefühlen und ihrer kindlichen Pietät angriff.

Wir haben gesehen, daß er seine Familie und die Religion seiner Väter in den Schmutz zog. Wir sahen ihn an den wüstesten Schandtaten der Terroristen teilhaben. Ohne Scham und ohne Gewissensbisse hat er alle Blutgesetze mitunterzeichnet. Er krönte seine Verbrechen, als er den tugendhaftesten und besten aller Sterblichen aufs Schafott brachte. Er strebte nach dem Thron und kaufte mit Gold und Verbrechen den Anspruch auf die reiche Erbschaft. Von der Tribüne herab hatte er zu rufen gewagt: „Ich verurteile alle zum Tode, die die Souveränität des Volkes antasten."

... Der Bürger Merlin kündigte Philipp Égalité an, daß der Nationalkonvent die Anklage gegen ihn beschlossen habe. Während er auf sein Urteil wartete, wurde er nach Marseille ins Gefängnis gebracht... Dort angekommen, wurde er einem Verhör unterzogen. Er beschwor, niemals Verbindungen mit dem „verfluchten" Péthion, dem „Verräter" Dumourier oder dem „infamen" Mirabeau gehabt zu haben, aber alle seine Schwüre nützten ihm nichts. Es kam der Befehl, ihn in die Conciergerie nach Paris zu bringen, die man das Vorzimmer der Guillotine getauft hatte. Er erschien vor dem Revolutionstribunal mit geheuchelter Sicherheit. Als man später das Protokoll las, sah man, daß er sich verteidigt habe, indem er alle Schuld andern zuschob.

Ohne die Farbe zu verändern, hörte er sein Todesurteil an. Vielleicht lag das an seinem dunkelroten Gesicht, denn wie ich Dir schon einmal sagte, hatte er kaum noch ein menschliches Aussehen.

Als er die fatale Karre erwartete, frühstückte der Herzog von Orléans[1]) mit gutem Appetit und trank Sekt, um sich zu betäuben

---

[1]) Im Gegensatz zu Philipp von Orléans' unwürdigem Benehmen triumphierte die Aristokratie über ihre Henker, indem sie bis zum letzten Augenblick Würde und Haltung bewahrte und getreu ihrer Zeit die Macht der souveränen Form bewies.

und ruhig zu scheinen... Der widerwärtige Égalité wurde mit Schimpfreden und Verwünschungen auf dem ganzen Wege überhäuft. Die Führer der Karre hatten den Befehl, gegenüber vom Eingang zum Palais Royal zu halten. Dort war eine große Inschrift angebracht: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder der Tod — — Eigentum der Nation." Man erzählt, daß der Erbe des Palais Royal, als er diese Worte gelesen, wütend ein paar schamlose Flüche ausgestoßen habe. Die Menge schrie ihm nach: „Madame Lamballe und Louis Capet — 18. Januar — 21. Januar — denk' an den Tod des Tyrannen! Heute bist du dran, jetzt macht dich die Gleichheit um einen Kopf kürzer!"

Der letzte Reiz.

Die Liebe ist, wie die Medizin, nur die Kunst, die Natur zu unterstützen.
Choderlos von Laclos.

AUS DEN *LIAISONS DANGEREUSES* VON CHODERLOS VON LACLOS[1]).

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont, auf Schloß . . .

Kehren Sie zurück, lieber Vicomte, kehren Sie zurück! Was tun Sie, was können Sie denn überhaupt noch bei einer alten Tante tun, deren Vermögen Ihnen schon vermacht ist? Reisen Sie augenblicklich ab; ich brauche Sie. Ich habe einen herrlichen Plan, mit dessen Ausführung ich Sie betrauen will. Diese wenigen Worte sollten Ihnen genügen; und in der Erkenntnis, daß meine Wahl Sie allzusehr ehrt, sollten Sie sich beeilen herzukommen, um auf den Knien meine Befehle entgegenzunehmen. Aber Sie mißbrauchen meine Güte, selbst noch, seit Sie keinen Gebrauch mehr davon machen; und bei der Alternative, Sie ewig zu hassen oder übermäßige Milde walten zu lassen, will Ihr Glück, daß meine Güte überwiegt. Also will ich so gut sein und Sie von meinen Plänen in Kenntnis setzen; aber schwören Sie mir, daß Sie als treuer Kavalier sich in kein Abenteuer einlassen werden, ehe Sie nicht dieses zu Ende geführt haben. Es ist wert eines Helden: Sie werden der Liebe und der Rache dienen, kurz, es soll ein gemeiner Streich mehr für Ihre Denkwürdigkeiten werden — jawohl, für Ihre Denkwürdigkeiten, denn ich verlange, daß sie eines Tages gedruckt werden,

[1]) Über die Fabel des Briefromans berichtet die Einleitung S. 34ff.

und übernehme es, sie zu schreiben. Aber lassen wir das, und kommen wir zur Sache.

Frau von Volanges will ihre Tochter verheiraten: es ist noch ein Geheimnis, das ich aber gestern von ihr selbst erfuhr. Und wen, glauben Sie, hat sie sich zum Schwiegersohn ausgesucht? Den Grafen Gercourt. Wer hätte mir gesagt, daß ich Gercourts Cousine werden würde! Ich bin in einer Wut darüber ... Nun also! Ahnt Ihnen noch nichts? Oh, wie schwer von Begriff! Haben Sie ihm die Geschichte mit der Intendantin denn verziehen? Und ich, ich habe mich doch noch mehr über ihn zu beklagen, Sie Ungeheuer[1]). Aber ich werde schon wieder friedlich, und die Hoffnung auf Rache erheitert meine Seele.

Sie haben sich, gerade wie ich, hundertmal über die Wichtigkeit geärgert, mit der Gercourt die Frage seiner künftigen Frau behandelt, und über die dumme Eigenliebe, die ihn glauben macht, er werde das unvermeidliche Geschick vermeiden. Sie wissen, wie lächerlich voreingenommen er für die Klostererziehung ist, und kennen sein noch lächerlicheres Vorurteil für die Zurückhaltung der Blondinen. Ich würde tatsächlich wetten, daß er trotz der sechzigtausend Francs Rente der kleinen Volanges, sie nie geheiratet hätte, wenn sie brünett oder nicht im Kloster gewesen wäre. Drum wollen wir ihm zeigen, daß er nichts als ein Dummkopf ist. Eines Tages ist er's ganz sicher, das macht mir keine Sorge: das Komische wäre, wenn er damit gleich anfinge. Wie wir uns den nächsten Tag freuen werden, wenn wir ihn prahlen hören! — denn prahlen wird er; und wenn Sie das kleine Mädchen dann erst einmal ausgebildet haben, muß es sich schon höchst unglücklich treffen, wenn Gercourt nicht, wie nur irgendeiner, in Paris zum Stadtgespräch wird.

Im übrigen verdient die Heldin dieses Romans Ihre ganze Aufmerksamkeit: sie ist wirklich hübsch. Sie ist erst fünfzehn, die richtige Rosenknospe. Dumm allerdings, wie's nicht so leicht vor-

[1]) Um diese Stelle zu verstehen, muß man wissen, daß Graf von Gercourt die Marquise von Merteuil verlassen hatte um der Intendantin von *** willen, die ihm den Vicomte von Valmont geopfert hatte. Infolgedessen schlossen die Marquise und der Vicomte sich aneinander an. Da dieses Abenteuer sehr viel früher liegt als die in diesen Briefen zur Sprache kommenden Vorgänge, haben wir den ganzen Briefwechsel weglassen zu dürfen geglaubt.

kommt, und nicht im geringsten geziert, wovor ihr Männer ja keine Angst habt. Dazu einen gewissen schmachtenden Blick, der in der Tat viel verspricht. Setzen Sie hinzu, daß ich sie Ihnen empfehle; und Sie haben mir also bloß noch zu danken und zu gehorchen.

Diesen Brief bekommen Sie morgen früh. Ich verlange, daß Sie morgen um 7 Uhr abends bei mir sind. Ich werde bis 8 Uhr niemand vorlassen, nicht einmal den regierenden Ritter: er hat nicht Kopf genug für eine so große Sache. Sie sehen, die Liebe macht mich nicht blind. Um acht beurlaube ich Sie, und Sie kommen um zehn wieder und soupieren mit dem schönen Ding; denn Mutter und Tochter werden bei mir soupieren. Adieu, es ist zwölf vorüber: bald geb' ich mich nicht mehr mit Ihnen ab.

Paris, am 4. August 17**.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil in Paris.

Ihre Befehle sind allerliebst; Ihre Art, sie zu geben, ist noch reizvoller: Sie könnten einem Liebe zum unbedingten Gehorsam beibringen. Es ist nicht das erstemal, wie Sie wissen, daß ich bereue, nicht mehr Ihr Sklave zu sein; und wenn ich auch, wie Sie sagen, ein „Ungeheuer" bin, denke ich doch nie ohne Vergnügen der Zeit, da Sie mich mit süßeren Namen beehrten. Oft wünsche ich sogar, sie von neuem zu verdienen, und zum Schluß noch, zusammen mit Ihnen der Welt ein Beispiel der Beständigkeit zu geben. Doch höhere Pflichten rufen uns. Erobern ist unser Geschick, und es heißt ihm folgen. Am Ende unserer Laufbahn begegnen wir uns vielleicht noch einmal; denn, ohne Sie kränken zu wollen, wunderschöne Marquise, sei es gesagt: Sie halten zumindest gleichen Schritt mit mir; und seitdem wir uns zum Heil der Welt getrennt haben und jeder auf eigene Hand Treue und Liebe predigt, haben Sie, scheint es mir, auf dieser Liebesmission mehr Proselyten als ich gemacht. Ich kenne Ihren Eifer, Ihre hingebende Inbrunst; und wenn jener Gott uns nach unseren Werken richtete, wären Sie eines Tages die Patronin irgendeiner großen Stadt, indes Ihr Freund höchstens ein Dorfheiliger wäre. Diese Sprache wundert Sie, nicht wahr? Aber seit acht Tagen

höre und rede ich keine andere; und um mich darin zu vervollkommnen, sehe ich mich genötigt, Ihnen ungehorsam zu sein. Werden Sie nicht böse und hören Sie zu. Mitwisserin aller meiner Herzensgeheimnisse, ich will Ihnen den größten Plan anvertrauen, den ich je gefaßt habe. Was schlagen Sie mir vor? Ein junges Mädchen zu verführen, das nichts gesehen hat, nichts kennt; das mir sozusagen schutzlos ausgeliefert wäre; das eine erste Huldigung unfehlbar berauschen und die Neugier vielleicht rascher vorwärtsbringen wird als Liebe. Zwanzig andern kann das so gut gelingen wie mir. Anders steht es mit dem Unternehmen, das mich beschäftigt: sein Gelingen sichert mir ebensoviel Ehre wie Vergnügen. Amor, der meinen Kranz winden will, schwankt selber zwischen Myrte und Lorbeer, oder vielmehr er wird sie beide zusammenwinden zu Ehren meines Triumphs. Sie selbst, schöne Freundin, werden von heiligem Schauder erfaßt werden und begeistert sprechen: „Das ist der Mann nach meinem Herzen."

Sie kennen die Präsidentin Tourvel, ihre Frömmigkeit, ihre Gattenliebe, ihre strengen Grundsätze. Darauf also mache ich einen Angriff; das ist der meiner würdige Feind; das ist das Ziel, das ich mir setze . . .

Sie müssen also wissen, daß der Präsident in Burgund ist, wegen eines großen Prozesses. (Ich hoffe, einen wichtigeren soll er durch mich verlieren.) Seine untröstliche Hälfte soll hier die ganze Zeit dieser betrübenden Witwenschaft zubringen. Täglich eine Messe, ein paar Besuche bei den Armen des Kirchspiels, Morgen- und Abendgebete, einsame Spaziergänge, fromme Unterhaltungen mit meiner alten Tante, und manchmal ein trauriger Whist, sollen die einzigen Zerstreuungen sein. Ich besage ihr wirksamere. Mein guter Engel hat mich hergeführt, zu ihrem und meinem Glück. Ich Unsinniger! mir taten die vierundzwanzig Stunden leid, die ich Höflichkeitsrücksichten opferte. Wie würde man mich jetzt strafen, wenn man mich zwänge, nach Paris zurückzukehren! Glücklicherweise gehören zum Whistspiel vier; und da es hier bloß den Ortspfarrer gibt, ist meine ewige Tante eifrig in mich gedrungen, ihr ein paar Tage zu opfern. Sie erraten wohl, daß ich eingewilligt habe. Sie können sich nicht vorstellen, wie sie

mich seit dem Augenblick verhätschelt, und besonders wie sie darüber erbaut ist, mich regelmäßig bei ihren Gebeten und ihrer Messe zu sehen. Von der Gottheit ahnt sie nichts, die ich dort anbete.

So gebe ich mich also schon vier Tage lang einer starken Leidenschaft hin. Sie wissen, wie lebhaft ich begehren kann, wie ich über Hindernisse wegstürme; aber was Sie nicht wissen, das ist, wie sehr die Einsamkeit die Glut der Begierde erhöht. Ich habe nur noch einen Gedanken; tags denke ich dran, nachts träume ich davon. Ich habe es sehr nötig, diese Frau zu bekommen, um mich vor der Lächerlichkeit zu retten, daß ich in sie verliebt bin: denn wohin führt nicht eine durchkreuzte Begierde? O köstlicher Genuß! Ich erflehe dich um meines Glückes und vor allem um meiner Ruhe willen. Wie sind wir glücklich, daß die Frauen sich so schlecht verteidigen! Wir wären vor ihnen nur furchtsame Sklaven. Ich habe in diesem Augenblick ein Gefühl des Dankes für die gefälligen Frauen, das mich ganz von selbst bis zu Ihren Füßen geleitet. Ich knie vor Ihnen nieder, um Verzeihung zu erlangen, und ende diesen allzu langen Brief. Adieu, wunderschöne Freundin: und nicht böse sein!

Schloß . . ., am 5. August 17**.

*

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Wissen Sie, Vicomte, daß Ihr Brief von einer seltenen Frechheit ist, und daß es bloß an mir läge, böse darüber zu werden? Aber er hat mir klar bewiesen, daß Sie den Kopf verloren hatten, und das allein hat Sie vor meinem Zorn bewahrt. Als edle und mitfühlende Freundin vergesse ich die mir zugefügte Kränkung, um mich mit nichts zu beschäftigen, als mit Ihrer gefährlichen Lage; und so langweilig das Vernunftpredigen ist, will ich mich doch dazu bequemen, weil Sie es in diesem Augenblick so nötig haben.

Sie wollen die Präsidentin Tourvel haben! Was ist denn das für eine lächerliche Schrulle! Daran erkenne ich Ihren nichtsnutzigen Kopf, der sich immer nur das wünscht, was er glaubt nicht erhalten zu können. Was ist denn an der Frau? Regelmäßige Züge, wenn Sie wollen, aber gar kein Ausdruck; leidlich gewachsen,

aber anmutlos; immer angezogen zum Lachen, mit ihren Haufen von Busentüchern und ihrem bis ans Kinn reichenden Schnürleib! Ich sag' Ihnen als Freundin, von solchen Frauen braucht's nicht zwei, damit Sie all Ihr Ansehen verlieren. Denken Sie doch an den Tag, wo sie in Saint-Roche sammelte, und wo Sie sich so bei mir bedankten dafür, daß ich Ihnen das Schauspiel verschafft hatte. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie jener langen Latte mit langen Haaren die Hand gab, bei jedem Schritt nahe am Hinfallen war, mit ihrem vier Ellen breiten Reifrock immer an irgend jemandes Kopf stieß und bei jeder Verbeugung rot ward. Wer hätte Ihnen da gesagt, Sie würden die Frau begehren? Also bitte, Vicomte, werden Sie selber rot und kommen Sie wieder zu sich. Ich verspreche Ihnen, daß ich schweigen werde.

Und dann, sehen Sie mal, welche Mißhelligkeiten Sie erwarten! Mit welchem Nebenbuhler müssen Sie kämpfen? Mit einem Ehemann! Fühlen Sie sich nicht bei dem bloßen Wort gedemütigt? Was für eine Schande, wenn Sie scheitern! und selbst im Erfolg wie wenig Ruhm! Ich behaupte noch mehr: hoffen Sie auf gar kein Vergnügen. Gibt es das bei Prüden? Bei den ehrlichen, meine ich. Zurückhaltend selbst noch im höchsten Vergnügen, bieten sie Ihnen stets nur halbe Genüsse. Die volle Hingabe ihrer selbst, der Wollustrausch, worin das Vergnügen sich reinigt durch seinen Überschwang — diese Schätze der Liebe sind ihnen nicht bekannt. Ich sage Ihnen im voraus: im günstigsten Fall wird Ihre Präsidentin alles für Sie getan zu haben glauben, wenn sie den Herrn Vicomte wie Ihren Mann behandelt; und im ehelichen Zusammensein, sei es noch so zärtlich, bleiben es immer zwei. Hier liegt es noch weit schlimmer: Ihre Prüde ist fromm, und zwar mit einer Gänschenfrömmigkeit, die zu ewiger Kindheit verdammt. Vielleicht übersteigen Sie dies Hindernis; aber schmeicheln Sie sich nicht, es zu zerstören: mögen Sie über die Liebe zu Gott Sieger bleiben, die Furcht vor dem Teufel werden Sie doch nicht besiegen; und wenn Sie Ihre Geliebte in den Armen halten und ihr Herzklopfen fühlen, wird das aus Furcht und nicht aus Liebe sein. Vielleicht hätten Sie, wenn Sie die Frau früher kennen gelernt hätten, etwas aus ihr machen können; aber jetzt mit 22 Jahren — und zwei Ehe-

jahren! Glauben Sie mir, Vicomte, wenn eine Frau dermaßen verknöchert ist, muß man sie ihrem Schicksal überlassen.

Sie sollen aber doch wissen, daß die kleine Volanges schon einem den Kopf verdreht hat. Der junge Danceny, ist in sie vernarrt. Er hat mit ihr gesungen; und tatsächlich singt sie besser, als man es einem Schulmädchen zutraut. Sie werden wohl viele Duos miteinander üben, und ich glaube, sie würde gerne ein gewisses anderes Duett mit ihm anstimmen; aber dieser Danceny ist ein Kind, das seine Zeit mit Liebesgetändel verlieren und nichts zustande bringen wird. Das kleine Wesen ihrerseits ist ziemlich scheu; und was auch geschehen mag, es wird immer viel weniger erfreulich sein, als Sie es hätten machen können. Drum bin ich auch verstimmt und werde dem Ritter, wenn er kommt, sicher eine Szene machen. Ich rate ihm, sanft zu sein; denn in diesem Augenblick würde es mich gar nichts kosten, mit ihm zu brechen. Ich bin sicher, wenn ich so gescheit wäre, ihn jetzt zu verlassen, würde er darüber in Verzweiflung sein; und nichts belustigt mich so wie eine verzweifelte Liebe. Er würde mich treulos nennen; und das Wort treulos hat mir stets Vergnügen gemacht; nach dem Wort grausam ist es das süßeste für ein Frauenohr und weniger mühsam zu verdienen. Im Ernst, ich will mich um den Bruch kümmern. Und daran sind nur Sie schuld! Sie müssen es aber auch auf Ihr Gewissen nehmen. Adieu. Empfehlen Sie mich dem Gebet Ihrer Präsidentin.

Paris, am 7. August 17**

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

Gibt es denn keine Frau, die ihre Macht nicht mißbraucht! Sie sogar, die ich so oft meine milde Freundin nannte, Sie hören auf, es zu sein, und scheuen sich nicht, mich in dem Gegenstand meiner Neigung anzugreifen! Mit was für Farben wagen Sie Frau von Tourvel zu malen! ... Welcher Mann hätte dieses dreiste Wagnis nicht mit seinem Leben bezahlt? Welcher andern Frau als Ihnen hätte es nicht zumindest einen üblen Streich eingetragen? Ich beschwöre Sie, stellen Sie mich nicht wieder so schwer auf die Probe; ich würde nicht dafür bürgen, daß ich sie bestände. Im

Namen der Freundschaft bitte ich Sie, von dieser Frau nichts Übles zu sagen, bis ich sie gehabt habe. Wissen Sie nicht, daß nur die Wollust das Recht hat, der Liebe die Binde abzunehmen? Doch was sage ich? Bedarf Frau von Tourvel der Täuschung? Nein; um anbetungswürdig zu sein, braucht sie nur sie selbst zu sein. Sie werfen ihr vor, sie zieht sich schlecht an. Ich glaub's: aller Putz schadet ihr, alles, was sie verdeckt, entstellt sie. Erst in der Zwanglosigkeit von Hauskleidern ist sie wahrhaft entzückend. Dank der drückenden Hitze, die wir ausstehen, läßt ein einfaches Leinenkleid mich ihren runden, biegsamen Wuchs sehen. Ein einziger Musselinschleier bedeckt ihren Busen; und meine verstohlenen, aber durchdringenden Blicke haben seine bezaubernden Formen schon umfaßt. Ihr Gesicht, sagen Sie, hat keinen Ausdruck. Und was soll es in den Augenblicken, wo nichts zu ihrem Herzen spricht, denn ausdrücken? Nein, zweifellos hat sie nicht, wie unsere koketten Frauen, den lügnerischen Blick, der manchmal verführt und uns immer täuscht. Sie versteht die Leere einer Redensart nicht mit einem eingelernten Lächeln zu verdecken; und obschon sie die schönsten Zähne von der Welt hat, lacht sie nur über das, was sie belustigt. Aber man muß sehen, wie sie bei mutwilligen Spielen das Bild unbefangener, offener Fröhlichkeit bietet! Wie bei einem Unglücklichen, dem sie mit Eifer Hilfe bringt, ihr Blick reine Freude und mitfühlende Güte ausdrückt! Vor allem muß man beim leisesten Wort des Lobes oder der Schmeichelei auf ihrem himmlischen Antlitz die rührende Verlegenheit einer ungeheuchelten Bescheidenheit sich spiegeln sehen! ... Sie ist prüde und fromm, und deshalb halten Sie sie für kalt und seelenlos? Ich denke sehr anders. Welchen erstaunlichen Gefühlsreichtum muß man haben, um ihn sogar über einen Gatten auszugießen und immer ein stets abwesendes Geschöpf zu lieben? Was für einen noch stärkeren Beweis können Sie wünschen? Und doch habe ich mir noch einen anderen zu verschaffen gewußt.

Ich habe ihren Spaziergang so gelenkt, daß ein Graben zu überschreiten war; und obwohl sie sehr gewandt ist, überwog doch ihre Schüchternheit. Sie hat sich mir anvertrauen müssen. Ich habe diese sittsame Frau in meinen Armen gehalten. Unsere Vor-

bereitungen und der Sprung meiner alten Tante hatten meine Betschwester in laute Heiterkeit versetzt; sobald ich mich jedoch ihrer bemächtigt hatte, schlangen sich, infolge einer geschickten Ungeschicklichkeit, unsere Arme ineinander. Ich preßte ihre Brust gegen meine; und in diesem kurzen Zeitraum fühlte ich ihr Herz heftiger schlagen. Die liebenswürdige Röte färbte ihr Gesicht, und ihre bescheidene Verwirrung belehrte mich hinlänglich darüber, daß ihr Herz vor Liebe gebebt hatte und nicht vor Furcht. Meine Tante täuschte sich darüber gleich Ihnen und sagte: „Das Kind hat sich gefürchtet"; aber die bezaubernde Aufrichtigkeit des „Kindes" gestattete ihr keine Lüge, und sie erwiderte arglos: „Ach nein, aber . . ." Dies eine Wort hat mich aufgeklärt. Von diesem Augenblick an ist die grausame Unruhe der süßen Hoffnung gewichen. Ich bekomme die Frau; ich werde sie dem Gatten, der sie heiligt, rauben; dem Gott sogar, zu dem sie betet, werde ich sie zu rauben wagen. Welche Wonne, abwechselnd Gegenstand und Besieger ihrer Gewissensbisse zu sein. Fern sei von mir der Gedanke, die Vorurteile, worin sie befangen ist, zu zerstören! Sie werden mein Glück und meinen Ruhm vermehren. Mag sie an die Tugend glauben, aber sie mir opfern; mögen ihre Vergehungen sie in Grauen stürzen, ohne sie aufhalten zu können; und möge sie, von tausend Schrecken geschüttelt, sie nirgends vergessen, nirgends besiegen können als in meinen Armen! Dann mag sie mir sagen: „Ich bete dich an." Sie allein unter allen Frauen wird würdig sein, diese Worte auszusprechen. Ich werde in der Tat der Gott sein, dem sie den Vorzug gab.

Seien wir ehrlich: bei unseren ebenso kalten als leichtfertigen Unternehmungen ist, was wir Glück nennen, höchstens ein Vergnügen. Soll ich's Ihnen sagen? Ich hielt mein Herz für vertrocknet, fand in mir nur noch Sinnlichkeit und klagte über ein vorzeitiges Alter. Frau von Tourvel hat mir den bezaubernden, holden Wahn der Jugend zurückgegeben. Bei ihr brauche ich nicht zu genießen, um glücklich zu sein. Das einzige, was mich schreckt, ist die Zeit, die mich dies Abenteuer kosten wird; denn ich wage nichts dem Zufall zu überlassen. Vergebens erinnere ich mich noch

so viel an meine glücklichen Verwegenheiten, ich kann mich nicht entschließen, sie anzuwenden. Damit ich wahrhaft glücklich sei, muß sie sich mir geben; und das ist nicht wenig.

Ich bin gewiß, Sie würden meine Vorsicht bewundern. Das Wort Liebe habe ich noch nicht ausgesprochen, aber schon sind wir bei den Worten Vertrauen und Teilnahme. Um sie so wenig wie möglich zu täuschen, und besonders um der Wirkung des Klatsches, der zu ihr gelangen könnte, vorzubeugen, habe ich ihr selbst, und so, als klagte ich mich an, einige meiner bekanntesten Streiche erzählt. Sie würden lachen, wenn Sie sähen, mit welcher Arglosigkeit sie mir Predigten hält. Sie will mich, sagt sie, bekehren. Sie ahnt noch nicht, was der Versuch sie kosten wird. Sie ist weit entfernt, daran zu denken, daß sie, die, um ihre Worte zu gebrauchen, „die Sache der von mir ins Verderben gebrachten Unglücklichen vertritt", zum voraus in eigener Sache spricht. Dieser Gedanke kam mir gestern mitten in einer ihrer Reden, und ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, sie zu unterbrechen, um ihr zu versichern, sie spräche wie ein Prophet. Adieu, wunderschöne Freundin. Sie sehen, ich bin noch nicht rettungslos verloren. — Nachschrift. Dabei fällt mir ein: Hat der arme Ritter sich aus Verzweiflung umgebracht? Sie sind wahrhaftig hundertmal schlimmer als ich, und würden mich beschämen, wenn ich eitel wäre.

Schloß . ., am 9. August 17**.

*

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Sind Sie mit mir böse, Vicomte? Oder aber sind Sie tot? Oder, was dem sehr ähnlich sähe, leben Sie nur noch für Ihre Präsidentin? Diese Frau, die Ihnen „den holden Wahn der Jugend" wiedergegeben hat, wird Ihnen bald auch die lächerlichen Vorurteile der Jugend wiedergeben. Schon sind Sie schüchtern und unterwürfig; gerade so gut könnten Sie verliebt sein. Sie verzichten „auf Ihre glücklichen Verwegenheiten". So verfahren Sie denn nun also ohne Grundsätze, überlassen alles dem Zufall oder vielmehr der Laune. Denken Sie nicht mehr dran, daß die Liebe wie die Medizin nur die Kunst ist, die Natur zu unterstützen? Sie

sehen, ich schlage Sie mit Ihren eigenen Waffen: aber ich werde mir nichts darauf einbilden; denn hier wird ja nur ein Mann geschlagen, der schon am Boden liegt. „Sie muß sich mir geben", sagen Sie. Ganz gewiß muß sie das; drum wird sie sich auch hingeben wie die anderen, mit dem Unterschied, daß sie es ungern tun wird. Aber dafür, daß sie sich schließlich gibt, ist das beste Mittel, daß man sie sich erst einmal nimmt. Diese lächerliche Unterscheidung ist wirklich eine Faselei, recht wie sie der Liebe eigen ist! Ich sage der Liebe: denn Sie sind verliebt. Anders zu Ihnen reden, hieße, treulos an Ihnen handeln; hieße, Ihnen Ihre Krankheit verheimlichen. Sagen Sie mal, schmachtender Seladon: die Frauen, deren Gunst sie bisher genossen haben, ja glauben Sie denn, daß Sie die vergewaltigt haben? Lieber Gott, wenn man noch so große Lust hat, sich zu ergeben, und es noch so eilig hat — einen Vorwand braucht man doch; und gibt es einen bequemeren für uns, als den, der uns den Schein gibt, als wichen wir der Gewalt? Für mich, ich gestehe es, gehört zum Schmeichelhaftesten ein lebhafter, gut ausgeführter Angriff, bei dem alles geordnet wenn auch rasch erfolgt; der uns nie in die peinliche Verlegenheit setzt, daß wir selber eine Ungeschicklichkeit wieder gutmachen müssen, aus der wir im Gegenteil hätten Gewinn ziehen sollen; der uns den Schein der Vergewaltigung noch bei dem läßt, was wir bewilligen, und unseren zwei Lieblingsleidenschaften zu schmeicheln weiß: dem Stolz auf unsere Verteidigung und dem Vergnügen an unserer Niederlage. Ich gebe zu, dieses Talent, das seltener ist, als man glaubt, hat mir stets Vergnügen gemacht, selbst dann, wenn es nicht verführt hat, und es ist mir manchmal vorgekommen, daß ich mich einzig zur Belohnung ergeben habe. So überreichte bei unseren früheren Turnieren die Schönheit der Tapferkeit und Geschicklichkeit den Dank.

Sie aber, der Sie nicht mehr Sie selbst sind, Sie betragen sich, als wäre Ihnen bange vor dem Gelingen. Also bitte, seit wann reisen Sie denn so langsam und auf Umwegen? Lieber Freund, wer ankommen will, nehme Postpferde und die Landstraße! Doch lassen wir diese Sache, die mich um so mehr verstimmt, als sie mich des Vergnügens beraubt, Sie zu sehen. Wenigstens schreiben Sie mir

öfter als bisher und halten Sie mich über Ihre Fortschritte auf dem laufenden. Wissen Sie, daß dies lächerliche Abenteuer Sie jetzt schon über vierzehn Tage beschäftigt, und daß Sie alle Welt vernachlässigen?

Bei „Vernachlässigen" fällt mir ein: Sie sind wie die Leute, die regelmäßig bei ihren kranken Freunden nach dem Befinden fragen, sich die Antwort aber nie sagen lassen. Am Schluß Ihres vorigen Briefes fragen Sie mich, ob der Ritter tot ist. Ich antworte nicht, und Sie beunruhigen sich weiter nicht drüber. Wissen Sie nicht mehr, daß mein Liebhaber Ihr geborener Freund ist? Doch beruhigen Sie sich, er ist nicht tot; oder wenn schon, wäre er's nur aus übergroßer Freude. Der arme Ritter, wie zärtlich er ist! Wie er für die Liebe geschaffen ist! Wie er lebhaft empfinden kann! Ich werde ganz verliebt dadurch. Im Ernst, das vollkommene Glück, das für ihn darin liegt, von mir geliebt zu werden, verbindet mich ihm wirklich.

Am selben Tag, da ich Ihnen schrieb, ich würde am Bruch unserer Beziehungen arbeiten — wie glücklich machte ich ihn da! Ich sann gleichwohl allen Ernstes über die Mittel nach, ihn zur Verzweiflung zu bringen, da meldete man ihn. Sei's aus Laune oder mit Grund, aber nie schien er mir so liebenswürdig. Jedoch ich empfing ihn ungnädig. Er hoffte, mit mir zwei Stunden hinzubringen, ehe meine Tür sich allen öffnen sollte. Ich sagte ihm, ich gehe aus; er fragte, wohin ich ginge; ich verweigerte ihm die Auskunft. Er bestand drauf. „Wo Sie nicht sein werden", sagte ich scharf. Zum Glück für ihn stand er nach dieser Antwort wie versteinert; denn hätte er ein Wort gesagt, wäre unfehlbar ein Auftritt daraus geworden, der den von mir geplanten Bruch herbeigeführt hätte. Über sein Stillschweigen verwundert, wandte ich ihm den Blick zu, ohne andere Absicht, schwöre ich Ihnen, als mir seine Miene anzusehn. Ich fand wieder auf diesem bezaubernden Gesicht jene zugleich tiefe und zärtliche Traurigkeit, der nach Ihrem eigenen Zugeständnis so schwer zu widerstehen ist. Dieselbe Ursache brachte dieselbe Wirkung hervor; ich ward zum zweitenmal besiegt. Von dem Augenblick an sann ich nur noch auf die Mittel, zu vermeiden, daß er mir ein Unrecht vorwerfen könne.

„Ich gehe wegen eines Geschäftes aus," sagte ich etwas milder; „und es betrifft sogar Sie; aber fragen Sie mich nicht. Ich soupiere zu Hause; kommen Sie wieder, und Sie sollen alles erfahren." Da fand er die Sprache wieder; doch erlaubte ich ihm nicht, davon Gebrauch zu machen. „Ich bin sehr eilig", fuhr ich fort. „Lassen Sie mich! Auf heute abend." Er küßte mir die Hand und ging.

Sogleich entschließe ich mich zu seiner Entschädigung, und vielleicht zu meiner, ihm mein kleines Haus zu zeigen, von dem er keine Ahnung hatte. Ich rufe meine getreue Victoire. Ich habe meine Migräne, ich gehe für alle meine Leute zu Bett; — und wie ich endlich mit ihr allein geblieben bin und sie sich als Lakai verkleidet, ziehe ich mich wie eine Kammerfrau an. Darauf läßt sie eine Droschke an die Gartentür kommen, und fort sind wir. Bei der Ankunft in dem Liebestempel wähle ich das galanteste Hauskleid. Das ist entzückend; es ist meine Erfindung: es läßt nichts sehen und doch alles erraten. Ich verspreche Ihnen das Modell für Ihre Präsidentin, wenn Sie sie erst würdig gemacht haben, es zu tragen.

Nach diesen Vorbereitungen, und während Victoire sich mit den anderen Einzelheiten befaßt, lese ich ein Kapitel aus dem „*Sofa*", einen Brief Heloisens und zwei Geschichten von La Fontaine, um mir die verschiedenen Saiten zu spannen, die ich tönen lassen wollte. Indes langt mein Ritter, mit seiner gewöhnlichen Ungeduld, vor der Tür an. Mein Schweizer läßt ihn nicht ein und teilt ihm mit, ich sei krank. Gleichzeitig übergibt er ihm ein Billett von mir, doch nicht in meiner Schrift, nach meiner vorsichtigen Regel. Er öffnet es und findet darin von Victoires Hand: „Schlag neun Uhr auf den Boulevards vor den Cafés." Er verfügt sich hin; und dort kommt ein kleiner Lakai, den er nicht kennt, den er wenigstens nicht zu kennen meint, denn es war wieder Victoire, und meldet ihm, daß er den Wagen wegschicken und ihm folgen muß. Der ganze romantische Weg erhitzte ihm beträchtlich den Kopf, und ein erhitzter Kopf kann nicht schaden. Schließlich langt er an, und Überraschung und Liebe bewirkten, daß er wahrhaft bezaubert war. Damit er Zeit hat, sich zu erholen,

gehen wir einen Augenblick im Boskett spazieren; dann führe ich ihn wieder ins Haus zurück. Er sieht erst zwei Bestecke aufgelegt, dann ein gemachtes Bett. Wir gehen weiter bis ins Boudoir, das sich in seinem vollen Glanze präsentierte. Da — halb aus Überlegung, halb aus Gefühl — legte ich den Arm um ihn und ließ mich vor ihm auf die Knie nieder. „O mein Freund," sagte ich, „weil ich dir die Überraschung dieses Augenblicks verschaffen wollte, muß ich mir nun vorwerfen, dich durch den Schein übler Laune betrübt und eine Minute lang mein Herz wohl vor deinen Blicken verschleiert zu haben. Verzeihe mir meine Verfehlungen: ich will sie abbüßen mit lauter Liebe." Die Wirkung dieser gefühlvollen Rede können Sie sich denken. Der glückliche Ritter hob mich auf, und die Verzeihung ward auf derselben Ottomane besiegelt, wo Sie und ich so fröhlich und auf die gleiche Art unsere ewige Trennung besiegelten.

Da wir sechs Stunden für uns hatten und ich entschlossen war, daß die ganze Zeit gleich köstlich für ihn sein sollte, schränkte ich seine Verzückungen ein, und liebenswürdige Koketterie löste die Zärtlichkeit ab. Ich glaube nicht, daß ich mir je so viel Mühe gegeben habe, zu gefallen, noch daß ich je so zufrieden mit mir war. Nach dem Souper war ich abwechselnd kindlich und verständig, ausgelassen und gefühlvoll, manchmal sogar liederlich, und gefiel mir darin, ihn als Sultan inmitten seines Serails anzusehn, dessen verschiedene Favoritinnen ich abwechselnd vorstellte. Und wirklich wurden seine mehrmals wiederholten Huldigungen zwar von derselben Frau, aber immer von einer neuen Geliebten entgegengenommen.

Schließlich bei Tagesanbruch mußten wir uns trennen; und was er auch sagte, was er sogar tat, um mir das Gegenteil zu beweisen — das Bedürfnis war da, wenn auch nicht die Lust. Im Augenblick, als wir hinausgingen und als letztes Lebewohl, nahm ich den Schlüssel zu dem glücklichen Aufenthalt und legte ihn in seine Hände. „Ich habe ihn nur für Sie eingerichtet," sagte ich; „Sie müssen hier gerechterweise der Herr sein; dem Opferpriester steht die Verfügung über den Tempel zu." Durch diese Geschicklichkeit habe ich den Erwägungen vorgebeugt,

die der stets verdächtige Besitz eines kleinen Hauses bei ihm hätte erwecken können. Ich kenne ihn gut genug, um gewiß zu sein, daß er es nur mit mir benutzen wird; und ich, wenn ich Lust bekäme, ohne ihn hinzugehn, habe ich ja noch einen zweiten Schlüssel. Er wollte mit aller Gewalt einen Tag bestimmt haben zum Wiederkommen; aber ich liebe ihn noch zu sehr, als daß ich ihn so rasch abnützen möchte. Ausschweifungen darf man sich nur mit Leuten gestatten, die man bald verlassen will. Er weiß das nicht; zu seinem Glück aber weiß ich es für uns beide.

Ich merke, daß es drei Uhr früh ist, und daß ich einen Band geschrieben habe, während ich vorhatte, nur ein Wort zu schreiben. Das ist der Zauber vertrauender Freundschaft. Er macht, daß Sie mir noch immer am liebsten sind; aber allerdings, der Ritter reizt mich mehr.

. . ., am 12. August 17**.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

Es ist sehr anständig von Ihnen, mich nicht meinem traurigen Geschick zu überlassen. Das Leben, das ich hier führe, ermüdet wirklich durch das Übermaß seiner Ruhe und seine fade Gleichförmigkeit. Wie ich Ihren Brief und die Einzelheiten Ihres reizenden Tete-a-tete las, war ich zwanzigmal versucht, ein Geschäft vorzuschützen, zu Ihren Füßen zu fliegen und Sie dort zu meinen Gunsten um eine Untreue gegen Ihren Ritter zu bitten, der schließlich sein Glück nicht verdient. Wissen Sie, daß Sie mich eifersüchtig auf ihn gemacht haben? Was reden Sie mir von ewigem Bruch? Ich widerrufe diesen im Wahnsinn geleisteten Eid. Wir wären nicht wert gewesen, ihn zu schwören, wenn wir ihn hätten halten können. Ach, könnte ich eines Tages in Ihren Armen mich für den unwillkürlichen Ärger rächen, den des Ritters Glück mir verursacht hat! Ich bin empört, ich gestehe es, wenn ich denke, daß dieser Mensch, ohne seinen Verstand anzustrengen, ohne sich die geringste Mühe zu geben, bloß indem er einfältiglich seinem Herzenstriebe folgt, ein Glück findet, das ich nicht erreichen kann. Ich werde es aber stören!... Versprechen Sie mir, daß ich es stören soll. Fühlen Sie selbst sich

nicht gedemütigt? Sie nehmen sich die Mühe, ihm was vorzumachen, und er ist glücklicher als Sie. Sie glauben, ihn gefesselt zu haben, und sind in seinen Ketten! Er schläft ruhig, während Sie für sein Vergnügen die Nacht durchwachen. Könnte seine Sklavin noch mehr tun?

Hören Sie, schöne Freundin, solange Sie sich unter mehrere verteilen, fühle ich nicht die leiseste Eifersucht; ich sehe dann in Ihren Liebhabern nur die Nachfolger Alexanders, unfähig, alle zusammen das Reich zu erhalten, über das ich als einziger geherrscht habe. Aber daß Sie sich einem von ihnen ganz geben! — daß es einen andern Mann gibt, so glücklich wie ich! — das werde ich nicht dulden; hoffen Sie ja nicht, daß ich das dulde. Entweder nehmen Sie wieder mich oder nehmen Sie wenigstens einen andern; und verraten Sie nicht durch die ausschließliche Laune für einen die unverletzliche Freundschaft, die wir uns geschworen haben.

Es ist wahrhaftig ganz genug, daß ich mich über die Liebe zu beklagen habe. Sie sehen, ich gehe auf Ihre Anschauungen ein und gebe mein Unrecht zu. Allerdings, wenn es verliebt sein heißt, daß man nicht leben kann, ohne zu besitzen, was man begehrt, daß man ihm seine Zeit, seine Vergnügungen, sein Leben opfert, dann bin ich wirklich verliebt, trotzdem aber immer noch auf demselben Fleck. Ich hätte Ihnen in dieser Hinsicht überhaupt nichts mitzuteilen, wäre nicht ein Ereignis eingetreten, das mir viel zu denken gibt, und von dem ich noch nicht weiß, soll ich es fürchten, oder etwas von ihm hoffen.

Sie kennen meinen Jäger, einen Schatz bei Intrigen und einen Bedienten ganz wie aus der Komödie. Sie können sich wohl denken, daß er laut Vorschrift sich in die Kammerfrau zu verlieben und die Dienstleute betrunken zu machen hatte. Der Schlingel ist glücklicher als ich; er hat schon Erfolg gehabt. Eben hat er herausbekommen, daß Frau von Tourvel einen ihrer Leute dazu angestellt hat, sich zu erkundigen, was ich treibe, und mir sogar auf meinen Morgenspaziergängen soviel als möglich und unauffällig nachzugehen. Was nimmt die Frau sich heraus? Also die Bescheidenste von allen wagt, was kaum wir uns erlauben würden! Ich schwöre

aber ... Doch ehe wir an Rache denken für diese weibliche List, wollen wir auf Mittel sinnen, sie zu unserm Vorteil zu wenden. Bisher hatten die Gänge, die ihr Argwohn einflößen, keinen Zweck; ich muß ihnen einen geben. Das verdient meine ganze Aufmerksamkeit, und ich verlasse Sie, um darüber nachzudenken. Adieu, schöne Freundin.

Noch immer in Schloß . . ., am 15. August 17**.

*

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Sobald Sie den Erfolg scheuen, lieber Vicomte, sobald Ihre Absicht ist, Waffen gegen sich selbst zu liefern, und Sie nicht so sehr nach Sieg als nach Kampf verlangen, habe ich nichts mehr zu sagen. Ihr Verhalten ist ein Meisterwerk der Klugheit. Wenn man das Gegenteil annimmt, wäre es eins der Dummheit; und, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, ich fürchte, Sie geben sich einer Täuschung hin.

Nicht das werfe ich Ihnen vor, daß Sie den Augenblick nicht ausgenutzt haben. Einerseits kann ich nicht deutlich erkennen, daß er da gewesen wäre; andrerseits weiß ich, was man auch sagen möge, zur Genüge, daß eine versäumte Gelegenheit sich wiederfindet, während man einen übereilten Schritt nie wieder rückgängig machen kann ...

Ferner wundere ich mich, daß Sie eine Bemerkung noch nicht gemacht haben, nämlich daß in der Liebe nichts so schwierig ist, als sich auf eine glaubwürdige Art schriftlich auszudrücken. Nicht daß man sich nicht derselben Worte bediente; aber man setzt sie nicht in der gleichen Weise, oder vielmehr ja, man macht sie zurecht, und das genügt. Lesen Sie Ihren Brief nochmals durch: es herrscht eine Ordnung darin, die Sie bei jeder Wendung verrät. Ich will wohl glauben, daß Ihre Präsidentin noch so wenig ausgebildet ist, daß sie es nicht bemerkt: doch was liegt daran; die Wirkung ist darum doch verfehlt. Den Fehler haben auch die Romane; der Autor strengt sich blutig an, um warm zu werden, und der Leser bleibt kalt. Beim Sprechen ist es nicht so. Die Gewohnheit, seine Stimme zu nuancieren, verleiht beim Sprechen die Fähigkeit, zu empfinden; die Leichtigkeit, Tränen

zu vergießen, erhöht sie noch. Der Ausdruck der Begierde verschmilzt in den Augen mit dem der Zärtlichkeit; kurz, die nicht so zusammenhängende Rede führt leichter den Ausdruck von Verwirrung und Verlegenheit herbei, der der Liebe wahre Beredsamkeit ist; und vor allem verhindert die Gegenwart des geliebten Wesens das Nachdenken und erweckt den Wunsch, überwunden zu werden.

Glauben Sie mir, Vicomte: Sie werden gebeten, nicht mehr zu schreiben; benutzen Sie das, um Ihren Fehler wieder gutzumachen, und warten Sie die Gelegenheit ab, um zu sprechen. Wissen Sie, daß die Frau stärker ist, als ich dachte? Ihre Verteidigung ist gut; und wäre nicht die Länge des Briefes und die Wendung von ihrer Erkenntlichkeit, wodurch sie Ihnen den Vorwand in die Hand gibt, auf die Sache zurückzukommen, dann würde sie sich überhaupt nicht verraten haben.

Was Sie außerdem noch über Ihren Erfolg, scheint mir, beruhigen kann, ist, daß sie zuviel Kraft auf einmal ausgibt; sie wird sie, ich sehe es voraus, zur Verteidigung des Wortes erschöpfen, und zur Verteidigung der Sache bleibt ihr dann keine mehr.

Ich schicke Ihnen Ihre beiden Briefe zurück, und wenn Sie klug sind, sind es die letzten bis nach dem glücklichen Moment. Wenn es nicht so spät wäre, würde ich Ihnen von der kleinen Volanges erzählen, die ziemlich rasche Fortschritte macht, und mit der ich höchst zufrieden bin. Ich glaube, ich werde vor Ihnen fertig, und Sie sollten sich recht sehr darüber schämen. Für heute leben Sie wohl.

. . ., den 24. August 17**.

*

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Ihr mächtiges Paket kommt gerade eben bei mir an, lieber Vicomte. Wenn das Datum richtig ist, hätte ich es vierundzwanzig Stunden früher haben müssen. Wie dem auch sei, wenn ich mir die Zeit nähme, es zu lesen, hätte ich keine mehr, darauf zu antworten. Lieber will ich Ihnen nur den Empfang bestätigen, und nun wollen wir von etwas anderem sprechen. Nicht daß ich Ihnen

von mir etwas zu sagen hätte. Der Herbst läßt in Paris fast keine Männer mit menschlichen Gesichtern; drum bin ich auch seit einem Monat zum Umkommen vernünftig, und jeden andern als meinen Ritter würden die Beweise meiner Beständigkeit ermüden. Da ich mich nicht beschäftigen kann, zerstreue ich mich mit der kleinen Volanges, und von ihr will ich Ihnen etwas sagen.

Wissen Sie, daß Ihnen mehr, als Sie glauben, dadurch verloren gegangen ist, daß Sie das Kind nicht übernommen haben? Sie ist wirklich allerliebst! Das Kind hat weder Charakter noch Grundsätze; Sie können sich denken, wie angenehm und leicht ihr Umgang sein muß. Ich glaube nicht, daß sie jemals mit Gefühl glänzen wird; aber alles an ihr kündigt die lebhaftesten Sinnesempfindungen an. Ohne Geist und ohne Feinheit, hat sie doch eine gewisse natürliche Falschheit, wenn man so sagen darf, die mich manchmal selbst in Erstaunen setzt, und mit der sie um so eher Glück haben wird, als ihr Gesicht ein Bild der Unschuld und Ahnungslosigkeit ist. Sie ist von Natur ein richtiges Schmeichelkätzchen, und ich freue mich manchmal darüber. Ihr kleiner Kopf erhitzt sich unglaublich leicht, und sie ist dann um so erfreulicher, als sie nichts, durchaus gar nichts weiß von dem, was sie so sehr zu wissen wünscht. Sie hat höchst drollige Anfälle von Ungeduld; sie lacht, sie bekommt Wutanfälle, sie weint, und dann bittet sie mich, sie zu belehren, mit einer wirklich verführerischen Treuherzigkeit. Ich bin in Wahrheit beinahe eifersüchtig auf den, dem dies Vergnügen vorbehalten ist.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen mitteilte, daß ich seit vier oder fünf Tagen die Ehre habe, ihre Vertraute zu sein. Sie erraten wohl, daß ich anfangs die Strenge gespielt habe; sobald ich aber wahrgenommen habe, daß sie mich mit ihren elenden Gründen überzeugt zu haben glaubte, habe ich mich gestellt, als ließe ich sie für stichhaltig gelten; und sie ist innerlich der festen Meinung, daß sie diesen Erfolg ihrer Beredsamkeit verdankt. Diese Vorsicht war nötig, um mir nichts zu vergeben. Ich habe ihr gestattet, in ihren Briefen und mir gegenüber das Wort „ich liebe“ zu gebrauchen, und am gleichen Tag habe ich ihr, ohne daß sie es ahnte,

ein Zusammensein unter vier Augen mit ihrem Danceny verschafft. Stellen Sie sich aber vor, er ist noch so einfältig, daß er nicht einmal einen Kuß von ihr erreicht hat. Und doch macht dieser kleine Mensch sehr hübsche Gedichte! Lieber Gott, sind die geistreichen Leute dumm! Dieser ist es so sehr, daß er mich in Verlegenheit setzt, denn ihm kann ich schließlich keine Verhaltungsmaßregeln geben!

Gerade jetzt wären Sie mir von großem Nutzen. Sie sind mit Danceny genügend befreundet, daß er sich Ihnen anvertrauen könnte, und täte er's einmal, würden wir sehr rasch vorwärtskommen. Erledigen Sie Ihre Präsidentin doch schnell, denn ich will doch nicht, daß Gercourt mir entwischt. Übrigens habe ich gestern mit der Kleinen über ihn gesprochen und ihn ihr so gut geschildert, daß sie, wäre sie seit 10 Jahren seine Frau, ihn nicht besser hassen könnte. Dabei habe ich ihr aber viel gepredigt von der ehelichen Treue; nichts kommt meiner Strenge in diesem Punkte gleich. Dadurch stelle ich einerseits den Ruf meiner Tugend bei ihr wieder her, den zuviel Nachgiebigkeit zerstören könnte; andrerseits steigere ich in ihr den Haß, mit dem ich ihren Mann beschenken will. Und endlich hoffe ich, wenn ich ihr weismache, daß sie sich nur während der kurzen Zeit, die sie noch Mädchen bleibt, der Liebe ergeben darf, wird sie sich rascher entschließen, nichts zu verlieren.

Adieu, Vicomte, ich gehe an meine Toilette, und dabei lese ich Ihr ungeheures Paket.

. . ., 27. August 17**.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

Nicht genug, daß meine Unmenschliche mir auf meine Briefe nicht antwortet und die Annahme verweigert; sie will mich sogar des Vergnügens berauben, sie zu sehen; sie verlangt, ich soll abreisen. Was Sie noch mehr überraschen wird: ich unterwerfe mich soviel Strenge. Sie werden mich sicherlich tadeln. Indessen war ich der Meinung, die Gelegenheit, mir einen Befehl geben zu lassen, dürfte ich nicht versäumen — in der Überzeugung, daß einerseits, wer befiehlt, Verpflichtungen übernimmt, und daß

andrerseits die trügerische Gewalt, die wir den Frauen scheinbar einräumen, eines der am schwersten für sie zu vermeidenden Netze ist. Überdies ward ich durch die Geschicklichkeit, mit der sie hier einem Alleinsein mit mir auszuweichen verstanden hat, in eine gefährliche Lage gebracht, aus der mir's angezeigt schien, um jeden Preis zu entkommen. Denn da ich beständig bei ihr bin, ohne ihr doch von meiner Liebe reden zu können, war Grund, zu fürchten, daß sie sich schließlich gewöhnte, bei meinem Anblick ruhig zu bleiben — und Sie wissen ja, wie schwer es ist, aus der Gemütsverfassung wieder herauszukommen.

Übrigens erraten Sie wohl, daß ich mich nicht ohne Bedingung unterworfen habe. Ich habe sogar Sorge getragen, eine gar nicht zu bewilligende daran zu knüpfen; ebensowohl um immer noch Herr darüber zu sein, ob ich mein Wort halten will oder nicht, als auch um, mündlich oder schriftlich, eine Verhandlung einzuleiten in einem Augenblick, wo meine Schöne mit mir zufrieden ist oder nötig hat, daß ich es mit ihr sei. Und ich rechne noch nicht damit, so ungeschickt zu sein, nicht ein Mittel zu finden, irgendeine Entschädigung herauszuschlagen dafür, daß ich von diesem Anspruch, so unhaltbar er ist, Abstand nehme.

Nachdem ich in dieser langen Vorrede meine Gründe dargelegt habe, beginne ich mit der Geschichte dieser letzten zwei Tage. Als Belege füge ich den Brief meiner Schönen und meine Antwort bei. Sie müssen zugeben, wenige Geschichtschreiber sind so genau wie ich.

Sie erinnern sich, was vorgestern früh mein berüchtigter Brief aus Dijon für eine Wirkung übte. Der übrige Tag war sehr stürmisch. Die schöne Spröde erschien erst kurz vor dem Essen und gab starkes Kopfweh vor; und unter diesem Vorwand wollte sie einem der stärksten Anfälle übler Laune Geltung verschaffen, die eine Frau nur haben kann. Ihr Gesicht war wirklich verändert; der Ausdruck von Sanftmut, den Sie an ihr kennen, war fort und statt seiner ein Trotz da, der eine neue Art von Schönheit aus ihr machte. Ich gebe mir die Zusage, künftig diese Entdeckung auszunützen und die zärtliche Geliebte manchmal durch die trotzige zu ersetzen.

Ich sah voraus, der Nachmittag werde traurig sein, und um der

Langenweile zu entgehen, schützte ich Briefschreiben vor und zog mich in mein Zimmer zurück. Gegen 6 Uhr kam ich wieder in den Salon. Frau von Rosemonde schlug vor, auszufahren, und der Vorschlag ward angenommen. Aber im Augenblick des Einsteigens in den Wagen schützte die angeblich Kranke mit teuflischer List und vielleicht, um sich für meine Abwesenheit zu rächen, doppelte Schmerzen vor, und überließ mich mitleidslos einem qualvollen Tete-a-tete mit meiner alten Tante. Ich weiß nicht, ob die Verwünschungen, die ich gegen diesen weiblichen Dämon tat, erhört wurden, aber bei unserer Rückkehr fanden wir sie im Bett.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

Freuen Sie sich mit mir, schöne Freundin; ich werde geliebt; ich habe dies widerspenstige Herz überwunden. Vergebens verstellt es sich noch; mit Glück und Geschick bin ich hinter sein Geheimnis gekommen. Dank meiner tätigen Bemühungen weiß ich alles, an dem mir gelegen ist. Seit der Nacht, der glücklichen gestrigen Nacht, bin ich wieder in meinem Element, habe mein Dasein voll wiedererhalten, habe ein doppeltes Geheimnis aus Liebe und Bosheit entschleiert. Die eine will ich genießen und für die andere mich rächen. Von Vergnügen werde ich zu Vergnügen fliegen. Allein schon der Gedanke dran beseligt mich dermaßen, daß ich einige Mühe habe, mich auf meine Vorsicht zu besinnen, und vielleicht auch, in den Bericht, den ich Ihnen erstatten will, Ordnung zu bringen. Versuchen wir's indes.

Noch gestern, nachdem ich meinen Brief an Sie geschrieben hatte, empfing ich einen von der himmlischen Betschwester. Ich lege ihn hier bei; Sie ersehen daraus, daß sie mir, so fein wie sie kann, die Erlaubnis gibt, ihr zu schreiben. Aber sie dringt darin auf meine beschleunigte Abreise, und ich hatte wohl im Gefühl, daß ich sie nicht zu lange hinausschieben könne, ohne mir zu schaden.

Indessen, gequält von der Begier, zu erfahren, wer gegen mich intrigiert haben könnte, war ich über den Entschluß, den ich fassen würde, noch im unklaren. Ich versuchte, die Kammer-

jungfer zu bestechen, und wollte von ihr erreichen, daß sie mir die Taschen ihrer Herrin ausliefere, die sie leicht am Abend wegnehmen und in der Frühe wiederhinlegen könnte, ohne den geringsten Verdacht zu erregen. Ich bot zehn Louis für diesen leichten Dienst; aber ich stieß auf ein albernes Ding, gewissenhaft oder ängstlich, über das weder meine Beredsamkeit noch mein Geld Herr werden konnten. Ich redete noch auf sie ein, als es zum Nachtessen läutete. Ich mußte sie lassen — mehr als glücklich, daß sie mir das gütige Versprechen zu schweigen gab, worauf ich, wie Sie sich wohl denken, nicht sehr stark rechnete.

Nie war ich üblerer Stimmung. Ich fühlte mich in der Falle; und den ganzen Abend warf ich mir meinen unklugen Schritt vor. In ziemlicher Sorge auf mein Zimmer zurückgekehrt, sprach ich mit meinem Jäger, der in seiner Eigenschaft als glücklicher Liebhaber etwas vermögen mußte. Ich wollte, daß er entweder das Mädchen zu dem brächte, was ich von ihr verlangte, oder daß er sich wenigstens ihrer Verschwiegenheit versicherte. Er aber, der sich gewöhnlich alles zutraut, schien am Erfolg dieser Unterhandlung zu zweifeln und machte bei der Gelegenheit eine Bemerkung, die mich durch ihre Tiefe in Erstaunen setzte.

„Der Herr weiß gewiß besser als ich," sagte er, „wenn man mit einem Mädchen schläft, macht man ihr nur, was i h r paßt. Aber sie dahin zu bringen, was u n s paßt, das ist oft ganz was anderes."

„Für diese stehe ich um so weniger ein," setzte er hinzu, „als ich Grund zu der Annahme habe, daß sie einen Geliebten hat, und daß ich sie nur gekriegt habe, weil sie auf dem Lande keine Beschäftigung hatte."

Je richtiger diese Bemerkungen waren, desto höher ward meine Verlegenheit. Glücklicherweise war der Schlingel im Schwatzen, und da ich ihn nötig hatte, ließ ich ihn. Er erzählte mir seine Geschichte mit dem Mädchen und teilte mir dabei mit: da das Zimmer, das sie bewohnt, von dem ihrer Herrin nur durch eine Bretterwand getrennt ist, die ein verdächtiges Geräusch durchlassen konnte, kämen sie jede Nacht in dem seinigen zusammen. Sogleich legte ich meinen Plan zurecht, setzte ihn davon in Kenntnis, und wir haben ihn mit Erfolg ausgeführt.

Ich wartete bis 2 Uhr früh, dann nahm ich ein Licht und verfügte mich, wie es zwischen uns vereinbart war, in seine Kammer unter dem Vorwand, ich hätte mehrmals vergebens geläutet. Mein Vertrauter, der seine Rollen wunderbar spielt, gab eine kleine Überraschungs-, Verzweiflungs- und Entschuldigungsszene zum besten, die ich abbrach, indem ich ihn schickte, Wasser heiß zu machen, das ich nötig hätte, — während die gewissenhafte Kammerjungfer um so beschämter war, als der Schlingel, in dem Wunsch, meine Absichten noch zu überbieten, sie zu einem Anzug bestimmt hatte, den die Jahreszeit erlaubte, aber nicht entschuldigte.

Da ich fühlte, daß, je ärger das Mädchen gedemütigt wäre, desto leichter würde ich über sie verfügen, ließ ich nicht zu, daß sie Stellung und Anzug wechselte, und nachdem ich meinem Diener befohlen hatte, mich in meinem Zimmer zu erwarten, setzte ich mich neben sie auf das Bett, das sehr in Unordnung war, und leitete das Gespräch ein. Ich mußte die Macht, die die Umstände mir über sie einräumten, bewahren, drum behielt ich eine Kaltblütigkeit, die der Enthaltsamkeit eines Scipio Ehre gemacht hätte; und ohne mir die kleinste Freiheit zu erlauben, was ihre Frische und die Gelegenheit ihr zu hoffen doch das Recht gaben, sprach ich so ruhig zu ihr von Geschäften, wie ich nur mit einem Anwalt hätte sprechen können.

Meine Bedingungen waren, daß ich das Geheimnis treu bewahren wolle, vorausgesetzt, daß sie mir morgen, zur gleichen Stunde etwa, die Taschen ihrer Herrin ausfolge. „Im übrigen", fügte ich hinzu, „hatte ich dir gestern zehn Louisdor versprochen, und die verspreche ich dir auch heute noch. Ich will deine Lage nicht ausnutzen." Alles ward bewilligt, wie Sie sich denken können. Darauf zog ich mich zurück und erlaubte dem glücklichen Paar, die verlorene Zeit nachzuholen.

Die meinige verwendete ich zum Schlafen. Beim Erwachen suchte ich nach einem Vorwand, um auf den Brief meiner Schönen erst zu antworten, nachdem ich ihre Papiere untersucht hätte, was ich erst in der folgenden Nacht tun konnte, und entschloß mich, auf die Jagd zu gehen, wo ich fast den ganzen Tag blieb.

Bei meiner Rückkehr ward ich ziemlich kalt empfangen. Ich hatte Grund zur Annahme, daß man ein wenig verletzt war durch meinen geringen Eifer, die mir verbleibende Zeit auszunutzen, zumal nach dem milderen Brief, den man mir geschrieben hatte. Ich bin zu der Meinung gelangt, weil auf die Vorwürfe hin, die Frau von Rosemonde mir wegen meines langen Ausbleibens gemacht hatte, meine Schöne ihrerseits etwas bitter sagte: „Oh, wir wollen Herrn von Valmont keinen Vorwurf daraus machen, wenn er sich dem einzigen Vergnügen hingibt, das er hier finden kann.“ Ich beklagte mich über diese Ungerechtigkeit und benutzte sie, um die Versicherung abzugeben, ich wäre mit den Damen so gern zusammen, daß ich ihnen einen sehr wichtigen Brief opferte, den ich zu schreiben hätte. Ich fügte hinzu, da ich schon mehrere Nächte keinen Schlaf fände, hätte ich versuchen wollen, ob die Ermüdung ihn mir wiedergäbe; und meine Blicke erklärten genügend sowohl den Gegenstand meines Briefes als die Ursache meiner Schlaflosigkeit. Ich trug Sorge dafür, daß ich den ganzen Abend sanft schwermütig aussähe; es schien mir recht gut zu glücken, und darunter verbarg ich die Ungeduld, mit der ich auf die Stunde wartete, die mir das Geheimnis, das man hartnäckig vor mir versteckte, ausliefern sollte. Endlich trennten wir uns, und einige Zeit darauf brachte die treue Kammerfrau mir den vereinbarten Preis für mein Schweigen.

Glücklich Herr dieses Schatzes, schritt ich zur Inventuraufnahme mit der Vorsicht, die Sie an mir kennen; denn es kam darauf an, jedes wieder an seinen Platz zu legen. Zuerst stieß ich auf zwei Briefe des Gatten, ein unverdauliches Gemisch von Prozessen und ehelicher Liebe, worin ich kein auf mich bezügliches Wort fand. Ich steckte sie übellaunig zurück, ward aber besser gestimmt, wie ich die Fetzen meines berühmten Briefes aus Dijon sorgfältig zusammengelegt fand. Zum Glück kam mir der Einfall, sie rasch zu lesen. Denken Sie sich meine Freude, als ich Spuren, ganz deutliche Spuren der Tränen meiner geliebten Betschwester darauf wahrnahm. Ich gestehe es, ich gab einer Jünglingswallung nach und küßte den Brief mit einer Hingerissenheit, deren ich mich nicht mehr fähig geglaubt hätte. Ich fuhr fort mit

der glücklichen Untersuchung. Ich fand alle meine Briefe wieder, der Reihe nach, geordnet nach dem Datum; und was mich noch angenehmer überraschte, war, daß ich den ersten von allen wiederfand, den ich von einer Undankbaren zurückerhalten zu haben meinte, und der hier von ihrer Hand wörtlich abgeschrieben war, und zwar mit einer veränderten, zittrigen Schrift, die die süße Erregung ihres Herzens während dieser Beschäftigung hinreichend bezeugte.

Bis dahin gehörte ich ganz und gar der Liebe, bald aber wich sie der Wut. Wer, glauben Sie, will mich verderben bei der Frau, die ich anbete? Welche Furie ist nach Ihrer Vermutung böse genug, um eine derartige Schlechtigkeit einzufädeln? Sie kennen sie, es ist Ihre Freundin, Ihre Verwandte, es ist Frau von Volanges. Sie können sich vorstellen, was für ein Gewebe von Scheußlichkeiten die höllische Megäre ihr über mich geschrieben hat. Sie, sie allein hat diese engelsgleiche Frau aus ihrer Sicherheit gerissen. Infolge ihrer Ratschläge, ihrer verderblichen Einflüsterungen, sehe ich mich zum Fortgehen genötigt: kurz, ihr werde ich geopfert. Ah! ganz gewiß muß ihre Tochter verführt werden; das ist aber nicht genug, sie muß zugrunde gerichtet werden; und da die verwünschte Frau durch ihr Alter vor Streichen geschützt ist, muß sie in dem Gegenstand ihrer Zuneigung getroffen werden.

Sie will also, daß ich nach Paris zurückkehre! Sie zwingt mich dazu! Nun gut, ich kehre zurück; aber sie soll noch seufzen über meine Rückkehr. Es tut mir leid, daß Danceny der Held dieses Abenteuers ist; er hat eine Portion Anständigkeit, die uns im Wege sein wird. Indessen, er ist verliebt, und ich begegne ihm oft: vielleicht kann man Vorteil daraus ziehen. Doch ich vergesse in meinem Zorn, daß ich Ihnen einen Bericht schulde über das, was heute vorgegangen ist.

Heute früh habe ich meine gefühlvolle Spröde wiedergesehen. Nie hatte ich sie so schön gefunden. Das mußte so sein: der schönste Augenblick einer Frau, der einzige, in dem sie die Trunkenheit der Seele erzeugen kann, von der man immer redet, und die man so selten erprobt, ist der, wenn wir zwar ihrer Liebe, doch nicht ihrer Gunst versichert sind; und eben in dem Fall befand ich mich.

Vielleicht auch, daß der Gedanke, ich solle des Vergnügens, sie zu sehen, beraubt werden, dazu beitrug, sie zu verschönen. Kurz, wie die Post kam, ward ihr Brief vom 27. mir ausgefolgt, und während ich ihn las, zögerte ich noch, ob ich mein Wort halten sollte. Aber ich bin den Augen meiner Schönen begegnet, und es wäre mir unmöglich gewesen, ihr etwas abzuschlagen. So habe ich denn meine Abreise angekündigt.

Da ich annehme, daß Sie morgen bei der Marschallin von ... sind, wo ich Sie ganz sicher nicht aufsuchen werde, und da ich mir auch wohl denken kann, daß wir bei unserer ersten Zusammenkunft mehr als eine Sache zu besprechen haben werden, namentlich die der kleinen Volanges, die ich nicht aus den Augen verliere, habe ich den Ausweg gewählt, diesen Brief vorauszuschicken, und so lang er auch ist, werde ich ihn doch erst im Augenblick, wo ich die Post abfertige, schließen: denn so wie es jetzt steht, kann alles auf eine Gelegenheit ankommen, und ich verlasse Sie, um nach ihr auszuspähen.

P. S. Um acht Uhr abends.

Nichts Neues; nicht der kleinste ungestörte Augenblick: sie vermied ihn sogar sorgfältig. Indessen doch gerade so viel Traurigkeit, als der Anstand gestattete. Etwas, das Ihnen nicht gleichgültig sein kann, ist der Umstand, daß ich von Frau von Rosemonde mit einer Einladung an Frau von Volanges betraut bin, einige Zeit bei ihr auf dem Lande zu verbringen.

Adieu, schöne Freundin, auf morgen oder spätestens übermorgen.

Aus . . ., am 28. August 17**.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

Heute werde ich Sie noch nicht sehen, schöne Freundin, aus folgenden Gründen, die Sie nachsichtig aufnehmen wollen.

Ich bin in Paris erst gegen 7 Uhr angelangt und bei der Oper abgestiegen, wo ich hoffte, Sie zu finden. Am Schluß der Oper habe ich meine Theaterfreundinnen im Foyer wieder begrüßt und dort meine Emilie von früher wiedergefunden, umringt von einem zahlreichen Hof, sowohl Frauen als Männern, denen sie

am selben Abend in P . . . ein Souper gab. Ich war kaum in den Kreis getreten, als ich mit Akklamation gebeten ward, mitzusoupieren. Auch eine kleine, dicke und runde Gestalt bat mich, brachte in einem Kauderwelsch aus holländischem Französisch eine Einladung vor, und in ihr erkannte ich den wahren Helden des Festes. Ich nahm an.

Unterwegs erfuhr ich, daß das Haus, nach dem wir fuhren, der vereinbarte Preis für die Gefälligkeiten Emiliens gegen diese groteske Figur und daß das Souper ein richtiges Hochzeitsessen sei. Der kleine Mann konnte sich nicht fassen vor Freude, in der Erwartung des Glückes, das er genießen sollte. Er schien mir so voll Genugtuung, daß er mir Lust machte, ihn darin zu stören, — was ich auch wirklich tat.

Die einzige Schwierigkeit bestand darin, Emilie zu bestimmen, die der Reichtum des Bürgermeisters etwas gewissenhaft machte. Nach einigem Sperren gab sie sich jedoch her für meinen Plan, das kleine Bierfaß mit Wein anzufüllen und so für die ganze Nacht kampfunfähig zu machen.

Der erhabenen Vorstellung zuliebe, die wir uns von einem holländischen Trinker gebildet hatten, wandten wir alle bekannten Mittel an. Mit solchem Erfolg, daß er beim Nachtisch schon nicht mehr die Kraft hatte, sein Glas zu halten: aber die hilfreiche Emilie und ich tranken ihm um die Wette zu. Endlich fiel er unter den Tisch, dermaßen betrunken, daß es wenigstens acht Tage dauern wird. Darauf beschlossen wir, ihn nach Paris zurückzuschicken; und da er seinen Wagen nicht dabehalten hatte, ließ ich ihn in meinen verladen und blieb statt seiner. Ich empfing sodann die Komplimente der Gesellschaft, die sich bald nachher zurückzog und mich als Herrn des Schlachtfeldes daließ. Die fröhliche Stimmung und vielleicht auch meine lange Enthaltsamkeit ließen mich Emilie so begehrenswert finden, daß ich ihr versprochen habe, bis zur Auferstehung des Holländers bei ihr zu bleiben.

Diese Gefälligkeit meinerseits ist der Lohn dafür, daß sie so freundlich ist, mir als Pult zu dienen beim Schreiben an meine schöne Betschwester; denn ich finde es reizvoll, ihr einen Brief zu

senden aus dem Bett und beinahe aus den Armen einer Dirne, einen Brief, den ich sogar unterbrochen habe, um die Untreue voll zu machen, und worin ich ihr über meine Lage und meine Aufführung genauen Bericht erstatte. Emilie, die ihn gelesen, hat wie verrückt darüber gelacht, und hoffentlich lachen auch Sie.

Da mein Brief in Paris abgestempelt sein muß, schicke ich ihn Ihnen; ich lasse ihn offen. Sie sind wohl so gütig und lesen ihn, siegeln ihn und lassen ihn auf die Post geben. Vor allem benutzen Sie nicht Ihr eigenes Siegel und überhaupt kein Liebessinnbild; nur einen Kopf. Adieu, schöne Freundin.

Nachschrift. Ich mache meinen Brief wieder auf. Ich habe Emilie bewogen, zu den Italienern zu gehen ... Diese Zeit werde ich wahrnehmen, um Sie aufzusuchen. Spätestens um sechs bin ich bei Ihnen, und wenn es Ihnen recht ist, gehen wir gegen sieben zusammen zu Frau von Volanges. Es schickt sich, daß ich die Einladung an sie von Frau von Rosemonde nicht aufschiebe; außerdem ist es mir sehr recht, wenn ich die kleine Volanges zu sehen bekomme.

Adieu, wunderschöne Dame. Ich will Sie mit so viel Vergnügen küssen, daß der Ritter darauf eifersüchtig werden soll.

. . ., den 30. August 17**.

*

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Wirklich, Vicomte, Sie sind unerträglich. Sie behandeln mich, als wäre ich Ihre Geliebte. Wissen Sie, daß ich noch böse werde, und gerade jetzt in fürchterlicher Stimmung bin! Wie? Morgen früh sollen Sie Danceny treffen; Sie wissen, wieviel dran liegt, daß ich vorher mit Ihnen rede; und ohne sich weiter drum zu bekümmern, lassen Sie mich den ganzen Tag warten, um wer weiß wohin zu gehen. Sie sind schuld, daß ich „unpassend" spät zu Frau von Volanges gekommen bin und alle alten Damen mich „merkwürdig" gefunden haben. Ich mußte ihnen den ganzen Abend schmeicheln, um sie zu besänftigen. Denn alte Frauen darf man nicht reizen; sie sind's, die den Ruf der jungen machen.

Jetzt ist es ein Uhr morgens, und statt zu Bett zu gehen, wie ich für mein Leben gern täte, muß ich Ihnen einen langen Brief

schreiben, der mich arg langweilen und noch einmal so schläfrig machen wird. Sie können von Glück sagen, daß ich keine Zeit habe, Sie länger auszuschelten. Glauben Sie darum nur nicht, ich verzeihe Ihnen; ich bin nur eilig. Hören Sie also zu, ich werde kurz sein.

Wenn Sie nur etwas geschickt sind, müssen Sie morgen Dancenys Vertrauen erlangen. Der Augenblick ist dem Vertrauen günstig: es ist der des Unglücks. Das kleine Mädchen ist zur Beichte gegangen; es hat alles bekannt, wie ein Kind; und seither wird sie dermaßen von der Furcht vor dem Teufel geplagt, daß sie durchaus alles abbrechen will. Sie hat mir alle ihre kleinen Gewissensbedenken erzählt, mit einem Feuer, das mich hinreichend darüber belehrte, wie ihr die Hitze zu Kopf gestiegen ist. Sie hat mir den Brief gezeigt, worin sie mit Danceny bricht; es ist die reine Kapuzinade. Eine Stunde lang hat sie mir vorgeplaudert, ohne ein vernünftiges Wort zu sagen. Sie hat mich aber doch in Verlegenheit gesetzt; denn Sie verstehen, ich konnte es nicht wagen, so einem schwachen Kopf gegenüber aus mir herauszugehen...

Mit einem „Kundigeren“ als Danceny wäre der kleine Vorfall vielleicht eher günstig als hinderlich; aber der junge Mann ist so sehr Seladon, und wenn wir ihm nicht helfen, wird er, um die leichtesten Hindernisse zu nehmen, so viel Zeit gebrauchen, daß er uns zur Bewerkstelligung unseres Planes keine mehr lassen wird.

Sie haben ganz recht: es ist schade und mir ebenso leid wie Ihnen, daß er der Held dieses Abenteuers ist. Aber was wollen Sie? Was geschehen ist, ist geschehen, und zwar durch Ihre Schuld. Ich habe seine Antwort zu sehen verlangt; sie hat mir Mitleid eingeflößt. Er hält ihr Vernunftgründe vor, bis ihm der Atem ausgeht, alles um ihr zu beweisen, daß ein unfreiwilliges Gefühl kein Verbrechen sein kann. Als wenn es nicht aufhörte, unfreiwillig zu sein, sobald man es zu bekämpfen aufhört! Der Gedanke ist so einfach, daß er selbst dem kleinen Mädchen gekommen ist. Er klagt ziemlich rührend über sein Unglück; aber sein Schmerz ist so sanft und scheint so stark und so aufrichtig, daß es mir unmöglich scheint, eine Frau, die Gelegenheit hat, einen Mann bis zu dem Grade und mit so wenig Gefahr zur Verzweiflung zu

bringen, sollte nicht versucht sein, sich dies Vergnügen zu leisten. Er erklärt ihr endlich, daß er nicht Mönch ist, wie die Kleine glaubte; und das ist ohne Widerrede das Beste, was er tut. Denn wenn man sich schon der Mönchsliebe hingeben wollte, würden sicherlich die Herren Malteserritter nicht den Vorzug verdienen.

Lassen wir das dahingestellt. Anstatt die Zeit mit Vernünfteln zu verlieren, was mir nur Blößen gegeben hätte, und womit ich vielleicht nicht durchgedrungen wäre, habe ich die Absicht, das Verhältnis abzubrechen, gutgeheißen. Doch habe ich gesagt, es sei in solchem Fall anständiger, seine Gründe zu s a g e n, als sie zu s c h r e i b e n; daß es auch üblich sei, die Briefe zurückzugeben nebst den übrigen Kleinigkeiten, die man etwa empfangen habe; und indem ich dergestalt auf die Anschauungsweise der Kleinen einzugehen schien, habe ich sie dazu bestimmt, Danceny ein Stelldichein zu geben. Wir haben auf der Stelle die Mittel vereinbart, und ich habe es übernommen, die Mutter zu veranlassen, daß sie ohne ihre Tochter ausgeht. Morgen nachmittag soll der entscheidende Augenblick sein. Danceny ist schon benachrichtigt; aber, um Gottes willen, wenn Sie Gelegenheit finden, bewegen Sie den schönen Schäfer doch, etwas weniger zu schmachten; und bringen Sie ihm doch bei, wenn man ihm schon alles sagen muß, daß die rechte Art, Gewissensbedenken zu überwinden, die ist, denen, die sie haben, nichts zu verlieren übrigzulassen.

Adieu, Vicomte, bemächtigen Sie sich Dancenys und leiten Sie ihn. Es wäre eine Schande, wenn wir aus zwei Kindern nicht machten, was wir wollten. Wenn es uns mehr Mühe kostet als wir zuerst geglaubt hatten, müssen Sie zur Belebung Ihres Eifers daran denken, daß es sich um die Tochter der Frau von Volanges handelt, und ich daran, daß sie Gercourts Frau werden soll. Adieu.

. . ., den 2. September 17**.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

Ihren Brief habe ich gestern bei meiner Rückkehr gefunden. Ihr Zorn hat mich höchlich entzückt. Sie können Dancenys Sünden gar nicht lebhafter empfinden, wenn er sie an Ihnen selbst

begangen hätte. Zweifellos geschieht es aus Rache, daß Sie seine Geliebte daran gewöhnen, ein wenig gegen die Treue zu verstoßen. Sie sind ein recht schlechter Mensch! Jawohl, Sie sind reizend, und ich wundere mich nicht, daß man Ihnen weniger Widerstand leistet als dem Danceny.

Nun weiß ich ihn glücklich auswendig, den schönen Romanhelden! Er hat keine Geheimnisse mehr für mich. Ich habe ihm so lange vorgeredet, eine ehrenhafte Liebe sei das höchste Gut und ein Gefühl besser als zehn gewöhnliche Liebeshändel, bis ich in dem Augenblick selbst ganz verliebt und schüchtern war. Genug, er hat bei mir eine der seinigen so gut angepaßte Denkart getroffen, daß er im Entzücken über meine Aufrichtigkeit mir alles gesagt und mir rückhaltlose Freundschaft geschworen hat. In unserem Plane sind wir darum allerdings noch nicht weiter.

Erstens ist es mir so vorgekommen, als ob nach seiner Ansicht ein junges Mädchen viel mehr Schonung verdient als eine Frau, da sie mehr zu verlieren hat. Er findet besonders, daß nichts einen Mann entschuldigen kann, der ein Mädchen in die Notwendigkeit versetzt, ihn zu heiraten oder entehrt weiterzuleben, wenn das Mädchen unendlich reicher ist als der Mann, wie in seinem Fall. Die Sorglosigkeit der Mutter, die Unschuld der Tochter, alles schüchtert ihn ein und hält ihn zurück. Die Schwierigkeit bestände nicht darin, seine Auffassung zu bekämpfen, so wahr sie auch ist. Mit einigem Geschick und der Hilfe der Leidenschaft hätte man sie bald zerstört, um so mehr als sie der Lächerlichkeit einen Anhalt bietet, und als man das Ansehen des allgemeinen Brauchs für sich hätte. Aber was einen hindert, ihm beizukommen, ist, daß er sich bei dem, was er hat, wohl fühlt...

Um unseren jungen Mann warm zu machen, wären mehr Hindernisse vonnöten gewesen, als er getroffen hat; besonders hätte er mehr Heimlichkeit gebraucht, denn Heimlichkeit führt zur Kühnheit. Ich bin nicht weit davon entfernt, zu glauben, daß Sie, indem Sie ihm so gut halfen, uns geschadet haben. Ihr Verhalten wäre ausgezeichnet gewesen mit einem schon „bewanderten“ Manne, der nur Begierden gehabt hätte. Sie hätten aber voraussehen sollen, daß für einen jungen, ehrbaren und verliebten Menschen

der größte Wert der Erhörung darin liegt, daß sie der Beweis der Liebe ist, und daß er folglich, wenn er recht sicher ist, geliebt zu werden, immer weniger unternehmend sein wird. Was ist jetzt zu tun? Das weiß ich nicht; aber ich habe keine Hoffnung, daß die Kleine vor ihrer Heirat einer haben wird, und wir haben umsonst gearbeitet. Es tut mir leid, aber ich weiß nichts dagegen zu tun.

Während ich hier Abhandlungen schreibe, tun Sie etwas Besseres mit Ihrem Ritter. Das erinnert mich daran, daß Sie mir eine Untreue zu meinen Gunsten versprochen haben. Ich habe Ihr Versprechen schriftlich und werde es gewiß zu benutzen wissen. Ich gebe zu, der Verfallstag ist noch nicht da, aber es wäre edel von Ihnen, ihn nicht zu erwarten, und ich meinerseits würde Ihnen die Zinsen richtig berechnen. Was sagen Sie dazu, schöne Freundin? Werden Sie Ihrer Standhaftigkeit nicht überdrüssig? Dieser Ritter ist wohl ganz außerordentlich? Oh, lassen Sie mich nur machen; ich will Sie zwingen, zuzugeben, daß, wenn Sie einiges Verdienst an ihm entdeckt haben, es nur daher kommt, weil Sie mich vergessen haben.

Adieu, schöne Freundin, ich küsse Sie, wie ich Sie begehre. Ich fordere alle Küsse des Ritters heraus, ob sie so viel Feuer haben!

. ., den 5. September 17**.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

. . . Ich verspreche Ihnen das Abenteuer Ihres Mündels zu gutem Ende zu führen und mich um sie ebensoviel zu kümmern wie um meine schöne Spröde.

Die hat mir jetzt einen Kapitulationsvorschlag gemacht. Ihr ganzer Brief atmet den Wunsch, betrogen zu werden. Man kann unmöglich ein bequemeres und auch verbrauchteres Mittel anbieten. Sie will, ich solle „ihr Freund" sein. Ich aber, der gern neue und schwierige Methoden befolgt, beabsichtige nicht, sie so wohlfeil davonkommen zu lassen; und auf keinen Fall will ich mir so viel Mühe bei ihr gegeben haben, um mit einer gewöhnlichen Verführung zu enden.

Meine Absicht ist im Gegenteil, daß sie den Wert der Opfer, die sie mir bringen wird, deutlich fühlen soll; sie nicht so schnell vorwärts zu reißen, daß die Reue ihr nicht folgen könnte; ihre Tugend in langsamem Todeskampf ersticken zu lassen; sie unablässig gebannt zu halten vor diesem trostlosen Schauspiel; und ihr das Glück, mich in den Armen zu halten, erst zu gewähren, nachdem ich sie gezwungen habe, die Begierde danach nicht mehr zu verhehlen. Ich bin doch wirklich wenig wert, wenn ich nicht wert bin, daß man sich bemüht und mich bittet. Und kann ich mich gelinder rächen an einer stolzen Frau, die sich des Geständnisses, daß ich sie anbete, zu schämen scheint?

Also habe ich die wertvolle Freundschaft abgelehnt und mich an den Titel eines Liebhabers gehalten. Da ich mir nicht verhehle, daß die Erlangung dieses Titels, bei dem es sich zunächst nur um einen Wortstreit zu drehen scheint, gleichwohl reale Wichtigkeit besitzt, habe ich an meinen Brief viel Sorgfalt gewendet und mich bemüht, die Unordnung darin zu verbreiten, die allein ein Bild des Gefühls gibt. Kurz, ich habe soviel Unsinn geredet, wie ich konnte: denn ohne Unsinn keine Zärtlichkeit; und das ist, glaube ich, der Grund, weshalb uns die Frauen in ihren Liebesbriefen so sehr überlegen sind.

Den meinigen habe ich mit einer Schmeichelei abgeschlossen, und auch das ist wieder eine Folge meiner tiefen Beobachtungen. Nachdem das Herz einer Frau eine Zeitlang exerziert worden ist, braucht es Ruhe; und ich habe bemerkt, daß eine Schmeichelei für alle das sanfteste Kissen ist, das man ihnen bieten kann.

Adieu, schöne Freundin. Ich reise morgen. Wenn Sie mir Aufträge an die Gräfin von *** zu geben haben, halte ich wenigstens zum Mittagessen bei ihr an. Es tut mir leid, daß ich abreise, ohne Sie noch zu sehen. Lassen Sie mir Ihre erhabenen Anweisungen zugehen und unterstützen Sie mich in diesem entscheidenden Augenblick mit Ihren klugen Ratschlägen.

. . ., den 11. September 17**

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

... Nicht von Frau von Tourvel will ich sprechen; ihr zu langsamer Vormarsch mißfällt Ihnen; Sie lieben nur vollzogene Toilette. Das langsam sich Anspinnende langweilt Sie; ich dagegen hatte noch nie das Vergnügen gekostet, das ich bei diesen angeblichen Schwerfälligkeiten empfinde.

Ja, es gefällt mir, zu betrachten, wie diese vorsichtige Frau unmerklich in einen Pfad eingelenkt hat, der keine Umkehr mehr zuläßt, dessen steiler, gefährlicher Abhang sie gegen ihren Willen fortreißt und sie zwingt, mir zu folgen. Da möchte sie, entsetzt über die Gefahr, den Schritt hemmen und kann sich nicht halten. Ihre Bemühungen und ihre Geschicklichkeit können wohl ihre Schritte weniger groß machen, aber es muß einer auf den andern folgen. Zuweilen wagt sie der Gefahr nicht mehr ins Gesicht zu sehen, schließt die Augen, läßt sich dahinfahren und überliefert sich meiner Sorgfalt. Öfter aber belebt frische Furcht ihre Anstrengungen. Unter einem tödlichen Schreck will sie nochmals versuchen, umzukehren. Sie erschöpft ihre Kräfte, um mühsam ein kurzes Stück Weges zu erklimmen; und gleich bringt eine Zaubermacht sie der Gefahr noch näher, die sie eigentlich hatte fliehen wollen. Da hat sie denn nur noch mich als Führer und Beistand, denkt nicht mehr daran, mir den unvermeidlichen Fall noch länger vorzuwerfen, und fleht mich an, ihn aufzuhalten. Glühende Gebete, demütiges Flehen, alles, was die Sterblichen in ihrer Furcht der Gottheit darbringen, ich empfange es von ihr; und Sie wollen, daß ich, taub ihrem Flehen und in eigenhändiger Zerstörung des Kultus, den sie mir weiht, zu ihrem Sturz die Macht anwende, die sie zu ihrer Stütze anruft! Ach! Lassen Sie mir wenigstens Zeit, diese rührenden Kämpfe zwischen Liebe und Tugend zu beobachten!

Wie? Dasselbe Schauspiel, wegen dessen Sie voll Eifer ins Theater eilen, dem Sie wütenden Beifall klatschen — halten Sie es im wirklichen Leben für weniger fesselnd? Diese Gefühle einer reinen, zärtlichen Seele, die das Glück fürchtet, das sie begehrt, und sich immer noch verteidigt, selbst wenn sie schon

nicht mehr widersteht, Sie hören ihnen begeistert zu; sollten sie nur für den keinen Wert haben, der sie verursacht? Und das, das sind doch die köstlichen Genüsse, die diese Frau mir alle Tage bietet, und Sie werfen mir vor, daß ich die Süßigkeit auskoste! Ach! Die Zeit wird allzubald kommen, wo sie, erniedrigt durch ihren Fall, nur noch eine gewöhnliche Frau für mich sein wird.

Aber ich vergesse, indes ich von ihr spreche, daß ich nicht von ihr sprechen wollte. Ich weiß nicht, welche Macht mich an sie fesselt, mich immer zu ihr zurückführt, selbst wenn ich sie beschimpfe. Weg mit den gefährlichen Gedanken an sie! Ich will wieder ich werden, um eine lustige Sache zu behandeln. Es handelt sich um Ihr Mündel, das jetzt meines geworden ist, und hier werden Sie mich hoffentlich wiedererkennen.

Da ich seit einigen Tagen von meiner zärtlichen Betschwester besser behandelt ward und demnach weniger mit ihr beschäftigt war, hatte ich bemerkt, die kleine Volanges sei tatsächlich sehr hübsch, und wenn es auch eine Dummheit sei, sich in sie zu verlieben wie Danceny, so sei es doch vielleicht gerade so dumm von mir, daß ich nicht bei ihr die Zerstreuung suchte, die ich in meiner Einsamkeit nötig hatte. Auch schien es mir billig, mich für die Mühe bezahlt zu machen, die ich mir um ihretwillen gab. Ich erinnerte mich zudem, daß Sie sie mir angeboten hatten, bevor Danceny irgend Anspruch auf sie hatte, und fand mich berechtigt, einige Gerechtsame auf ein Gut geltend zu machen, das er nur besaß, weil ich es abgelehnt und ihm überlassen hatte. Das hübsche Gesicht der kleinen Person, ihr so frischer Mund, ihre kindliche Art, ihre Ungeschicklichkeit selbst bestärkten mich in diesen vernünftigen Überlegungen. Ich beschloß, dementsprechend zu handeln, und der Erfolg hat das Unternehmen gekrönt.

Schon suchen Sie im Geist, durch welches Mittel ich den zärtlich geliebten Herzensfreund ausgestochen habe, welche Verführung diesem Alter, dieser Unerfahrenheit angemessen ist. Sparen Sie sich all die Mühe, ich habe keines angewandt. Während Sie, unter geschickter Handhabung der Waffen Ihres Geschlechts, durch Schlauheit triumphierten, ließ ich dem Manne seine un-

verjährbaren Rechte werden und unterjochte mit der ihm zustehenden Gewalt. In der Gewißheit, daß ich meine Beute packen würde, wenn ich nur an sie heran konnte, brauchte ich List nur, um in ihre Nähe zu kommen, und die, deren ich mich bedient habe, verdient nicht einmal den Namen.

Ich benutzte den ersten Brief, den ich von Danceny für seine Schöne bekam, und nachdem ich sie durch das zwischen uns vereinbarte Zeichen benachrichtigt hatte, verwendete ich meine Geschicklichkeit anstatt auf die Abgabe des Briefes darauf, die Gelegenheit zu verpassen. Die Ungeduld, die ich bewirkte, gab ich zu teilen vor, und nachdem ich das Übel veranlaßt hatte, verschrieb ich ein Mittel dagegen.

Das junge Mädchen bewohnt ein Zimmer, dessen eine Tür auf den Gang führt; aber, wie es sich gehört, hatte die Mutter den Schlüssel an sich genommen. Es handelte sich nur darum, in seinen Besitz zu kommen. Nichts leichter auszuführen als das; ich verlangte nur eine zweistündige Verfügung darüber und verbürgte mich, einen gleichen zu beschaffen. Dann wurden Briefwechsel, Zusammenkünfte, nächtliche Stelldicheins — alles ward dann bequem und sicher. Indessen, werden Sie's glauben, das scheue Kind ward bange und weigerte sich. Ein anderer wäre tief betrübt darüber gewesen; ich sah darin nur den Anlaß zu einem prickelnderen Vergnügen. Ich schrieb an Danceny und beschwerte mich über die Weigerung, und machte es so gut, daß unser Leichtsinn keine Ruhe gab, bis er von seiner furchtsamen Liebe erlangt, sogar nach dringenden Bitten erlangt hatte, daß sie meine Forderung bewillige und sich ganz meiner Führung ausliefere.

Ich war recht froh, gestehe ich, dergestalt die Rolle gewechselt zu haben, und daß nun der junge Mann für mich tat, was ich nach seiner Rechnung für ihn tun sollte. Dieser Gedanke verdoppelte in meinen Augen den Wert des Abenteuers; drum habe ich mich auch, sobald ich den kostbaren Schlüssel hatte, beeilt, ihn zu benutzen. Es war letzte Nacht.

Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß alles ruhig war im Schloß, habe ich, bewaffnet mit meiner Blendlaterne und in der Kleidung, die die Stunde mit sich brachte und die Umstände

forderten, Ihrem Mündel meinen ersten Besuch gemacht. Ich hatte alles vorbereiten lassen (und zwar durch sie selbst), um geräuschlos eintreten zu können. Sie war im ersten Schlaf und in dem Schlaf, der ihren Jahren entspricht, dergestalt, daß ich bis an ihr Bett gelangt bin, ohne daß sie erwachte. Zuerst habe ich probiert, weiter vorzudringen und womöglich als Traum zu gelten. Da ich aber die Wirkung der Überraschung fürchtete und den Lärm, den sie nach sich zieht, habe ich es vorgezogen, die hübsche Schläferin vorsichtig aufzuwecken, und habe es tatsächlich erreicht, den gefürchteten Schrei zu verhindern.

Nachdem ich ihre erste Angst beruhigt hatte, nahm ich mir — ich war ja nicht da, um zu plaudern — ein paar Freiheiten heraus. Man hat sie in ihrem Kloster wohl sicher nicht ordentlich gelehrt, wie vielen verschiedenen Gefahren ihre scheue Unschuld ausgesetzt ist, und was alles sie zu behüten hat, um nicht überrascht zu werden: denn da sie ihre ganze Aufmerksamkeit und alle ihre Kräfte darauf richtete, sich gegen einen Kuß zu wehren, der nur ein Scheinangriff war, blieb alles übrige ohne Verteidigung. Wie hätte ich das nicht wahrnehmen sollen! Ich änderte also meine Marschroute, und auf der Stelle faßte ich Posto. Hier glaubten wir uns beide verloren. Das kleine Mädchen, ganz erschrocken, wollte wirklich schreien. Zum Glück erstickte ihre Stimme in Tränen. Sie hatte sich auch auf die Klingelschnur gestürzt, aber meine Geschicklichkeit hielt ihren Arm rechtzeitig auf.

„Was wollen Sie tun?" sagte ich. „Sich für immer ins Verderben bringen? Wenn jemand kommt, was macht das mir? Wen werden Sie davon überzeugen, daß ich nicht mit Ihrem Willen da bin? Wer sonst als Sie selbst soll mir die Mittel geliefert haben, einzudringen? Und wollen Sie es übernehmen, anzugeben, was ich mit dem Schlüssel, den ich von Ihnen habe, nur von Ihnen haben konnte — was ich mit dem anfangen sollte?" Diese kurze Ansprache besänftigte weder den Schmerz noch den Zorn, führte aber die Unterwerfung herbei. Ob ich einen beredten Ton hatte, weiß ich nicht, jedenfalls waren meine Gesten wahrhaftig nicht beredt. Eine Hand war mit Ausübung von Zwang beschäftigt, die andere mit Bekundung von Liebe — welcher Redner könnte

in solcher Lage auf Anmut Anspruch machen? Wenn Sie sich diese Lage richtig ausmalen, werden Sie zugeben, daß sie wenigstens einem Angriff günstig war; ich aber verstehe von nichts etwas, und die einfachste Frau, ein Schulmädchen führt mich, wie Sie sagen, am Gängelband wie ein Kind.

Diese fühlte inmitten ihrer tiefsten Betrübnis, daß sie sich für etwas entscheiden und in Vergleichsunterhandlungen eintreten müsse. Da ihr Flehen mich unerbittlich fand, war sie genötigt, zu Anerbietungen überzugehen. Sie glauben, ich habe den wichtigen Posten recht teuer verkauft: nein, alles habe ich versprochen für einen Kuß. Zwar habe ich, nachdem ich mir den Kuß genommen hatte, mein Versprechen nicht gehalten; aber ich hatte gute Gründe. Hatten wir abgemacht, daß ich ihn mir nehmen oder ihn bekommen sollte? Vermittels Handeln haben wir uns auf einen zweiten geeinigt; und von dem war bestimmt, ich sollte ihn bekommen. Wie ich dann ihre schüchternen Arme um meinen Leib geleitet hatte und mit einem meiner Arme sie liebevoller drückte, habe ich den süßen Kuß wirklich bekommen, und zwar richtig, und zwar tadellos bekommen: dermaßen, daß die Liebe es nicht hätte besser machen können.

So viel Redlichkeit verdiente eine Belohnung, drum habe ich die Bitte auch gleich gewährt. Die Hand hat sich zurückgezogen, aber durch ich weiß nicht welchen Zufall habe ich mich selbst an ihrer Stelle befunden. Sie vermuten nun, da sei ich recht eifrig, recht tätig gewesen, nicht wahr? Durchaus nicht. Ich habe am Zögern Geschmack gefunden, sage ich Ihnen. Nun ich einmal sicher war, hinzukommen, warum sollte ich die Reise so beschleunigen?

Im Ernst gesprochen war es mir willkommen, einmal die Macht der Gelegenheit zu beobachten, und hier fand ich sie entblößt von aller fremden Hilfe. Sie hatte nun doch gegen die Liebe zu kämpfen, gegen die Liebe, die von Scham und Furcht vor Schande unterstützt, vor allem aber bestärkt ward durch die üble Laune, die ich erregt hatte, und zwar im höchsten Grade. Die Gelegenheit stand allein, aber vorhanden war sie, immer bereit, immer gegenwärtig, und die Liebe war abwesend.

Um meine Beobachtungen sicherzustellen, war ich so boshaft, von Gewalt nur so viel anzuwenden, daß man sich dagegen wehren konnte. Nur wenn meine reizende Feindin, unter Mißbrauch meiner Nachsicht, sich anschickte, mir zu entwischen, hielt ich sie durch dieselbe Furcht in Schranken, deren glückliche Wirkungen ich schon erprobt hatte. Also: ohne weitere Bemühung hat die zärtliche Liebende, uneingedenk ihrer Eide, zuerst nachgegeben und schließlich eingewilligt. Nicht etwa, daß nach diesem ersten Augenblick nicht Vorwürfe und Tränen einmütig wiedergekehrt wären. Der Himmel weiß, ob sie ehrlich oder erheuchelt waren; — aber, wie es immer geht, sie haben aufgehört, sobald ich daranging, sie neuerdings zu veranlassen. Kurz, es ging von Schwäche zu Vorwürfen und von Vorwürfen zu weiterer Schwäche, und getrennt haben wir uns erst, als wir befriedigt voneinander und gegenseitig über ein zweites Stelldichein von heute abend einig waren.

Ich kam erst bei Tagesanbruch wieder in mein Zimmer, und zwar ganz hin von Ermattung und Schläfrigkeit. Indessen habe ich eines wie das andere der Begierde geopfert, heute morgen beim Frühstück zu sein. Ich liebe leidenschaftlich die Mienen am Tage drauf. Diese können Sie sich nicht vorstellen. Es war eine verlegene Haltung! Ein behinderter Gang! Die Augen immer niedergeschlagen und so geschwollen und so umrändert! Das sonst so runde Gesicht war so in die Länge gezogen! Nichts war so spaßhaft. Und zum erstenmal bekundete ihre Mutter, erschreckt durch diese außerordentliche Veränderung, ihr ziemlich zärtliche Teilnahme. Und die Präsidentin, auch voll Eifer um sie her! Oh! Was d i e Aufmerksamkeiten betrifft, die sind nur geliehen. Ein Tag wird kommen, wo man sie ihr wird zurückerstatten können, und der Tag ist nicht fern. Adieu, schöne Freundin.

Aus Schloß . . ., den 1. Oktober 17**.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

Freundin, ich bin betrogen, verraten, verloren, ich bin in Verzweiflung; Frau von Tourvel ist abgereist. Sie ist abgereist, und ich wußte es nicht! Und ich war nicht da, konnte mich ihrer

Abreise nicht widersetzen, ihr ihren unwürdigen Verrat nicht vorwerfen! Ach! Glauben Sie nicht, ich hätte sie weggelassen; sie wäre geblieben! Ja, sie wäre geblieben, und wenn ich hätte Gewalt anwenden müssen. Wie aber war's? In meiner leichtgläubigen Sicherheit schlief ich, ganz ruhig. Ich schlief, und der Blitz ist auf mich niedergefahren. Nein, diese Abreise fasse ich nicht; man muß es aufgeben, die Frauen kennen zu wollen.

Wenn ich an den gestrigen Tag denke! Was sage ich, noch an den Abend! Ein so sanfter Blick! Eine so zärtliche Stimme! Und der Händedruck! Und währenddessen ging sie damit um, von mir zu fliehen! O Frauen, Frauen! Beschwert euch doch, wenn man euch betrügt! Allerdings, ja, jede Treulosigkeit, die man anwendet, ist ein Diebstahl an euch.

Mit welcher Wonne werde ich mich rächen! Ich werde sie wiederfinden, diese treulose Frau; ich werde sie wieder in meine Macht bekommen. Wenn schon Liebe allein mir die Mittel eingab, was wird sie nicht mit Hilfe der Rache fertigbringen. Ich sehe sie schon noch auf den Knien, zitternd und in Tränen gebadet, wie sie mit ihrer trügerischen Stimme Gnade ruft; ich aber werde ohne Mitleid sein.

Was tut sie jetzt? Was denkt sie? Vielleicht bildet sie sich etwas darauf ein, mich betrogen zu haben, und findet, getreu den Neigungen ihres Geschlechts, dies Vergnügen am süßesten. Was die so gerühmte Tugend nicht vermocht hat, der Geist der List hat es ohne Anstrengung zustande gebracht. Ich Unsinniger fürchtete ihre Keuschheit. Ihre Falschheit hätte ich fürchten sollen.

Und meine Rachsucht verschlucken zu müssen! Nur zärtlichen Schmerz zeigen zu dürfen, während ich das Herz voll Wut habe! Darauf angewiesen zu sein, daß ich eine widerspenstige Frau, die sich meiner Macht entzogen hat, noch anflehen muß! War's denn nötig, daß ich bis zu dem Grad gedemütigt ward? Und durch wen? Durch eine schüchterne Frau, die sich nie im Kampf geübt hat. Wozu nützt es mir, ihr Herz erobert, es in Glut gesetzt, in volle Liebesglut, die Erregung ihrer Sinne bis zum Wahnsinn gesteigert zu haben — wenn sie in ihrem Zufluchtsort heute auf

ihre Flucht stolzer sein darf, als ich auf meine Siege? Und ich sollte das dulden? Liebe Freundin, das glauben Sie nicht, solche demütigende Vorstellung haben Sie nicht von mir!

Aber welche Schicksalsmacht kettet mich an diese Frau? Wünschen sich nicht hundert andere meine Aufmerksamkeiten? Würden Sie sich nicht beeilen, sie zu erwidern? Sogar wenn keine dieser gleichkäme, würden nicht doch das Anziehende der Abwechslung, der Reiz neuer Eroberungen, der Glanz ihrer Zahl recht süße Freuden bieten? Wozu hinter jemand herlaufen, der vor uns flieht, und die vernachlässigen, die sich anbieten? Ach, warum? ... Ich weiß es nicht, aber ich empfinde es heftig.

Es gibt für mich kein Glück, keine Ruhe mehr als im Besitz dieser Frau, die ich mit gleicher Wut hasse und liebe. Ich kann mein Geschick erst dann wieder ertragen, wenn ich ihres in Händen halte. Dann will ich, ruhig und satt, sie meinerseits den Stürmen preisgegeben sehen, die ich in diesem Augenblick bestehe. Tausend andere noch will ich erregen. Hoffnung und Furcht, Mißtrauen und Sicherheit, alle Übel, die der Haß erfand, alle Güter, die die Liebe gewährt, ich will, daß sie ihr Herz erfüllen, daß sie auf mein Gebot einander ablösen. Die Zeit wird kommen ...

Adieu, schöne Freundin, wenn Ihnen irgendein glücklicher Gedanke kommt, irgendein Mittel, wie ich rascher vorwärtskommen kann, teilen Sie's mir mit. Ich habe mehr als einmal erfahren, wie nützlich Ihre Freundschaft sein kann; und erfahre es auch in diesem Augenblick; denn ich fühle mich ruhiger, seit ich Ihnen schreibe. Wenigstens spreche ich mit jemand, der mich versteht, und nicht zu den Automaten, bei denen ich seit heute morgen vegetiere. Wahrhaftig, je länger, je mehr bin ich versucht, zu glauben, daß auf der Welt nur Sie und ich etwas wert sind.

Aus Schloß . . ., den 3. Oktober 17.**

*

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Vortrefflich, Vicomte, diesmal liebe ich Sie bis zur Raserei! Übrigens konnte man nach dem ersten Ihrer beiden Briefe sich auf den zweiten gefaßt machen. Drum hat er mich nicht gewundert;

und während Sie, schon ganz stolz auf Ihre künftigen Erfolge, um die Belohnung nachsuchten und mich fragten, ob ich bereit sei, sah ich wohl, daß ich mich nicht so sehr zu beeilen brauchte. Jawohl, auf Ehre: beim Lesen Ihres schönen Berichtes über den zärtlichen Auftritt, der sie „so lebhaft gerührt“ hatte, — beim Anblick Ihrer Zurückhaltung, würdig der schönsten Zeiten unseres Rittertums, habe ich zwanzigmal gesagt: Die Sache schlägt fehl.

Das konnte doch gar nicht anders sein. Was soll denn eine arme Frau tun, die sich ergibt, und die man nicht nimmt? Wahrhaftig, in solchem Fall muß wenigstens die Ehre gerettet werden, und das hat Ihre Präsidentin getan. Ich weiß so viel, daß ich meinerseits herausgefühlt habe, daß der von ihr betretene Weg wirklich nicht ganz ohne Wirkung ist, und daß ich selbst ihn bei der ersten, einigermaßen ernsten Gelegenheit, die sich bietet, benutzen werde. Aber das verspreche ich bestimmt: wenn der, für den ich mich in die Unkosten stürze, es nicht besser ausnutzt als Sie, kann er sicher für immer auf mich verzichten.

Nun sind Sie also schlechterdings auf nichts reduziert! Und das zwischen zwei Frauen, von denen die eine den Tag der Niederlage schon hinter sich hatte, und die andere sich gar nichts weiter wünschte, als daß sie auch erst soweit wäre! Also bitte, Sie werden glauben, ich prahle, und werden sagen, es sei leicht, hinterher zu prophezeien; — aber ich kann Ihnen schwören, daß ich darauf gefaßt war. Sie haben nämlich eigentlich gar keine natürliche Anlage zu Ihrem Beruf; Sie wissen von ihm nur, was Sie gelernt haben, und erfinden nichts. Sobald daher die Umstände zu Ihren gewöhnlichen Formeln nicht passen und Sie von der gewohnten Straße abweichen müssen, bleiben Sie stecken wie ein Schüler. Genug, eine Kinderei von einer Seite und von der anderen ein Rückfall in Sprödigkeit sind, weil man das nicht alle Tage erlebt, genügend, Sie aus der Fassung zu bringen; und Sie verstehen Ihnen weder vorzubeugen noch ihnen abzuhelfen. Ach, Vicomte, Vicomte! Sie lehren mich, die Männer nicht nach ihren Siegen zu beurteilen; und bald wird man Ihnen sagen müssen: „An einem gewissen Tage war er tapfer.“ Und wenn Sie dann Dummheiten über Dummheiten gemacht haben, nehmen Sie Ihre Zu-

flucht zu mir! Es scheint, ich habe nichts weiter zu tun, als sie wieder gutzumachen. Allerdings wäre das ganz genug Arbeit.

Nun, davon abgesehen, ist von diesen beiden Abenteuern das eine gegen meinen Willen unternommen, und ich mische mich nicht hinein. Beim anderen hat von Ihrer Seite einige Rücksicht gegen mich mitgespielt, darum mache ich die Sache zu der meinigen. Der hier beigefügte Brief, den Sie erst lesen und dann der kleinen Volanges übergeben mögen, ist mehr als hinreichend, sie Ihnen wieder zuzuführen. Aber, ich bitte Sie, verwenden Sie einige Sorgfalt auf das Kind; wir wollen gemeinsam aus ihr die Verzweiflung ihrer Mutter und Gercourts machen. Vor starken Dosen braucht man sich nicht zu scheuen. Ich sehe deutlich, das kleine Wesen wird dadurch in Schrecken versetzt werden! Und wenn wir unsere Absichten mit ihr erst erreicht haben, soll aus ihr werden, was mag.

Es tut mir leid, daß ich keine Zeit gehabt habe, den Brief abzuschreiben und Sie mit meiner sittlichen Strenge erbauen zu können. Sie würden sehen, wie ich die Frauen verachte, die verderbt genug sind, einen Liebhaber zu haben! Sittenstrenge in Reden ist so bequem! Das schadet immer nur den anderen und stört uns gar nicht... Und dann ist mir ganz gut bekannt, daß die gute Dame in ihren jungen Jahren ihre kleinen Schwächen gehabt hat, wie jede andere, und es war mir nicht unlieb, sie wenigstens in ihrem Gewissen zu demütigen; das tröstete mich etwas über die Lobsprüche, die ich ihr gegen mein eigenes Empfinden erteilte. In derselben Weise hat mir in dem Brief der Gedanke, ich würde Gercourt schaden können, den Mut verliehen, ihn zu loben.

Adieu, Vicomte, ich billige durchaus Ihren Entschluß, noch einige Zeit zu bleiben, wo Sie sind. Ich habe kein Mittel, Ihnen rascher vorwärts zu helfen, aber ich fordere Sie auf, sich mit unserm gemeinsamen Mündel die Langeweile zu vertreiben. Was mich selbst angeht, so sehen Sie wohl, daß Sie trotz Ihrer höflichen Vorladung noch warten müssen, und werden gewiß zugeben, daß die Schuld nicht bei mir ist. Paris, den 10. Oktober 17**.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

... Ich würde, glaube ich, darüber den Kopf verlieren, wären nicht die erwünschten Zerstreuungen, die unser gemeinsames Mündel mir gewährt. Ihr verdanke ich es, daß ich noch etwas anderes machen darf als Elegien.

Würden Sie es glauben, daß das kleine Mädchen dermaßen scheu gemacht war, daß ganze drei Tage vergangen sind, bis Ihr Brief seine volle Wirkung hervorgebracht hatte? So kann ein einziger falscher Begriff das glücklichste Naturell verderben.

Kurz, erst am Sonnabend ist man wieder um mich her gekreist und hat mir ein paar Worte zugestammelt, noch dazu so leise und so erstickt von Scham, daß ich sie unmöglich verstehen konnte. Aber die Röte, die sie verursachten, ließ mich ihren Sinn erraten. Bis dahin hatte ich mich stolz verhalten; doch erweicht durch eine so erfreuliche Reue, war ich so gütig, zu versprechen, ich wolle die hübsche Büßerin am selben Abend aufsuchen; und diese Gnade meinerseits ward mit all der Erkenntlichkeit entgegengenommen, die man für solche große Wohltat schuldig ist.

Da ich niemals weder Ihre noch meine Pläne aus dem Gesicht verliere, habe ich beschlossen, bei dieser Gelegenheit den genauen Wert dieses Kindes herauszubekommen und auch ihre Erziehung zu beschleunigen. Um aber dieser Aufgabe ungestörter nachzugehen, mußte ich unser Stelldichein an einen anderen Ort verlegen; denn das Kabinett, durch das allein das Zimmer Ihres Mündels von dem ihrer Mutter getrennt wird, konnte ihr nicht genug Sicherheitsgefühl einflößen, daß sie sich in aller Ruhe entfaltet hätte. Ich hatte mir also vorgenommen, „aus Versehen“ einiges Geräusch zu machen und ihr dadurch hinlänglich Furcht zu verursachen, daß sie sich bestimmen ließe, künftig ein sichereres Asyl aufzusuchen. Diese Mühe hat sie mir sogar erspart.

Die kleine Person lacht gern, und um ihre Fröhlichkeit in Gang zu bringen, kam ich auf den Einfall, ihr in unseren Zwischenakten alle Skandalgeschichten zu erzählen, die mir durch den Kopf gingen; und um sie anziehender zu machen und die Aufmerksamkeit der Kleinen noch mehr zu fesseln, setzte ich sie alle

auf Rechnung ihrer Mama und verbrämte sie, sehr vergnügt, mit Lastern und Lächerlichkeiten.

Nicht ohne Grund hatte ich diese Wahl getroffen; sie ermutigte meine schüchterne Schülerin besser als jede andere, und zugleich flößte ich ihr die tiefste Verachtung für ihre Mutter ein. Ich habe seit langem bemerkt, daß, wenn dies Mittel nicht immer notwendig ist, um ein junges Mädchen zu verführen, es doch unerläßlich und oft sogar das wirksamste ist, wenn man sie verderben will. Denn eine, die ihre Mutter nicht achtet, wird sich auch selbst nicht achten; diese moralische Wahrheit halte ich für so nützlich, daß ich sehr froh war, ein Beispiel zur Stütze der Regel zu liefern.

Indessen Ihr Mündel, das an die Moral nicht dachte, erstickte jeden Augenblick vor Lachen; und schließlich wäre sie einmal fast ausgeplatzt. Ich machte ihr ohne Mühe weis, sie habe einen „gräßlichen Lärm" angestellt. Ich heuchelte einen großen Schrecken, in den sie ohne weiteres auch verfiel. Damit sie ihn besser im Gedächtnis behielte, ließ ich es nicht wieder zum Vergnügen kommen und verließ sie drei Stunden früher als gewöhnlich. Drum kamen wir auch beim Abschied überein, schon am Tage drauf wollten wir uns in meinem Zimmer zusammenfinden.

Dort habe ich sie schon zweimal empfangen; und in der kurzen Zeit ist die Schülerin fast so gelehrt geworden wie der Meister. Ja, wahrhaftig, ich habe ihr alles beigebracht, sogar die Gefälligkeiten! Nur die Vorsichtsmaßregeln habe ich ausgenommen.

Daß ich so die ganze Nacht beschäftigt bin, hat den Vorteil für mich, daß ich einen großen Teil des Tages schlafe; und da die jetzige Schloßgesellschaft für mich nichts Anziehendes hat, erscheine ich kaum eine Stunde am Tage im Salon. Von heute ab esse ich sogar auf meinem Zimmer und denke, es nur noch zu verlassen, um kurze Spaziergänge zu machen. Diese Wunderlichkeiten gehen auf Rechnung meines Befindens. Ich habe erklärt, ich wisse nicht aus noch ein vor Nervenzufällen, auch habe ich mitgeteilt, ich fiebere ein wenig. Das kostet mich nichts weiter, als daß ich mit langsamer, schwacher Stimme spreche. Wegen meines veränderten Aussehens verlassen Sie sich auf Ihr Mündel.

Meine Muße fülle ich mit Nachsinnen aus über Mittel und Wege, bei meiner Undankbaren das Verlorene wieder einzuholen, und auch mit der Abfassung einer Art von Katechismus der Ausschweifung für den Gebrauch meiner Schülerin. Ich unterhalte mich damit, alles darin nur mit dem technischen Ausdruck zu nennen, und lache im voraus über das interessante Gespräch zwischen ihr und Gercourt, zu dem das den Stoff liefern muß, in ihrer Hochzeitsnacht. Nichts ist komischer als die Naivität, mit der sie das wenige ihr von dieser Sprache Bekannte schon anwendet! Sie kann sich nicht denken, daß man sich auch anders ausdrücken kann. Das Kind ist wirklich verführerisch. Dieser Gegensatz der naiven Unschuld zu der Ausdrucksweise der Schamlosigkeit bleibt nicht ohne Wirkung; und ich weiß nicht, warum, aber mir sagen nur noch Sonderbarkeiten zu.

Vielleicht gebe ich mich diesem Abenteuer hier zu sehr hin, da ich Zeit und Gesundheit daran setze; aber ich hoffe, außer daß meine geheuchelte Krankheit mich vor der Langenweile des Salons rettet, wird sie mir auch von einigem Nutzen bei meiner strengen Betschwester sein können, deren tigerartige Tugend sich doch mit sanfter Empfindsamkeit verbindet! Ich zweifle nicht daran, daß sie von dem großen Ereignis schon unterrichtet ist, und möchte sehr gern wissen, was sie dazu denkt; um so mehr als sie, darauf wette ich, nicht verfehlen wird, sich selbst die Ehre zuzuschreiben. Ich werde mein Befinden nach dem Eindruck regeln, den es auf sie macht.

Nun sind Sie, schöne Freundin, in meinen Geschäften auf dem laufenden, so gut wie ich selbst. Ich wünschte, ich könnte Ihnen bald interessantere Nachrichten melden; und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich bei dem Vergnügen, das ich mir davon verspreche, die von Ihnen zu erwartende Belohnung sehr hoch veranschlage.

Auf Schloß . . ., den 11. Oktober 17.**

*

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Ich glaube, Sie davon in Kenntnis setzen zu müssen, Vicomte, daß man in Paris anfängt, sich mit Ihnen zu beschäftigen; daß

man hier Ihre Abwesenheit bemerkt und schon ihre Ursache errät. Gestern war ich bei einem sehr besuchten Souper; dort ward bestimmt versichert, Sie würden von einer romantischen, unglücklichen Liebe im Dorfe festgehalten. Sogleich malte sich Freude auf den Gesichtern aller, die Sie um Ihre Erfolge beneiden, und aller Frauen, die Sie vernachlässigt haben. Wollen Sie mir glauben, so lassen Sie diese gefährlichen Gerüchte sich nicht befestigen, sondern zerstören Sie sie auf der Stelle durch Ihr Erscheinen.

Bedenken Sie: wenn Sie die Vorstellung, daß Ihnen nicht zu widerstehen ist, einmal in die Brüche gehen lassen, werden Sie bald die Erfahrung machen, daß man Ihnen tatsächlich leichter widersteht; daß auch Ihre Rivalen die Achtung vor Ihnen verlieren und es wagen werden, den Kampf mit Ihnen aufzunehmen: denn wer von ihnen hält sich nicht für stärker als die Tugend? Bedenken Sie vor allem, daß in der Menge der Frauen, die Sie ins Gerede gebracht haben, alle die, die Sie nicht gehabt haben, es versuchen werden, dem Publikum seinen Irrtum zu nehmen, während die anderen Anstrengungen machen werden, es zu täuschen. Kurz, Sie müssen darauf gefaßt sein, vielleicht ebensosehr unter Ihrem Wert eingeschätzt zu werden, wie Sie bis jetzt überschätzt wurden.

Kehren Sie also zurück, Vicomte, und opfern Sie nicht Ihren Ruf einer knabenhaften Laune. Sie haben aus der kleinen Volanges alles gemacht, was wir wollten; und was Ihre Präsidentin angeht, die werden Sie sich augenscheinlich nicht aus einer Entfernung von zehn Meilen leisten können. Glauben Sie, sie wird Sie holen? Vielleicht denkt sie schon nicht mehr an Sie, oder nur noch, um sich zu beglückwünschen, daß sie Sie gedemütigt hat. Hier können Sie wenigstens Gelegenheit finden, mit Glanz wieder aufzutauchen, und Sie haben es nötig; und sollten Sie sich auf Ihr lächerliches Abenteuer versteifen, sehe ich nicht ein, daß Ihre Rückkehr etwas schaden könnte — im Gegenteil...

Ich weiß nicht, warum mir Belleroche unausstehlich geworden ist. Ich gebe zu, daß er gut gewachsen ist und ein ganz schönes Gesicht hat; aber, alles in allem, ist er wirklich nur ein Hand-

werker der Liebe. Genug, der Augenblick ist da, wir müssen uns trennen.

Ich versuche schon seit vierzehn Tagen und habe abwechselnd Kälte, Launen, Verstimmtheit, Streit angewendet; aber der zähe Mensch läßt nicht so leicht locker; also muß man einen gewaltsameren Ausweg wählen. Infolgedessen nehme ich ihn mit auf mein Landgut. Wir reisen übermorgen. Es werden nur ein paar unbeteiligte, wenig hellsehende Personen mit uns sein, und wir werden dort fast ebensoviel Freiheit haben, als wären wir allein. Dort werde ich ihn dermaßen mit Liebe und Zärtlichkeiten überhäufen, wir werden dort so sehr einzig füreinander leben, daß ich jede Wette eingehe, er wird mehr als ich das Ende der Reise herbeiwünschen, unter der er sich solch ein Glück denkt; und wenn bei der Rückkehr ich ihn nicht mehr langweile als er mich, dann sollen Sie sagen dürfen, ich verstehe nicht mehr als Sie.

Der Vorwand für diese Art von Weltflucht ist, daß ich mich ernsthaft mit meinem großen Prozeß befassen will, in dem wirklich zu Anfang des Winters endlich das Urteil gefällt werden soll. Ich bin froh drüber, denn es ist wahrhaftig unangenehm, sein ganzes Vermögen so in der Luft schweben zu haben. Ich bin zwar nicht in Unruhe wegen des Ausgangs. Erstens habe ich recht; alle meine Advokaten versichern mir's; und hätte ich's nicht, ich müßte doch sehr ungeschickt sein, wenn ich einen Prozeß nicht zu gewinnen verstände, in dem ich zu Gegnern nur kleine Minderjährige und ihren alten Vormund habe! Da man jedoch in einer so wichtigen Sache nichts versäumen darf, werde ich tatsächlich zwei Advokaten bei mir haben. Kommt Ihnen die Reise nicht lustig vor? Indessen, wenn sie mich meinen Prozeß gewinnen und Belleroche verlieren läßt, will ich meine Zeit nicht bereuen.

Jetzt, Vicomte, erraten Sie den Nachfolger. Na schön, ich weiß doch, Sie erraten nie etwas. Also, es ist Danceny. Sie sind erstaunt, nicht? Denn schließlich bin ich noch nicht bis zur Kindererziehung gesunken! Aber dieser verdient, daß man mit ihm eine Ausnahme macht; er hat von der Jugend nur den Reiz, nicht den Leichtsinn.

Seine große Zurückhaltung im Gesellschaftskreise ist sehr geeignet, alle Verdachtsgründe aus dem Wege zu räumen, und man findet ihn darum nur liebenswürdiger, wenn er unter vier Augen vertraulich wird. Zwar habe ich Unterhaltungen unter vier Augen für eigene Rechnung noch nicht mit ihm gehabt, ich bin nur erst seine Vertraute; aber unter dem Schleier der Freundschaft glaube ich ihm ein sehr lebhaftes Wohlgefallen an mir anzusehen und fühle, daß auch ich an ihm sehr viel zu finden anfange. Es wäre wirklich schade, wenn so viel Geist und Zartgefühl geopfert würden und in Dummheit versänken bei der kleinen albernen Volanges! Ich glaube, es ist Selbsttäuschung, daß er sie zu lieben glaubt: sie verdient ihn doch bei weitem nicht! Ich bin zwar nicht eifersüchtig auf sie; aber es ist ja Mord, und davor will ich Danceny retten. Ich bitte Sie also, Vicomte, dafür zu sorgen, daß er sich „seiner Cécile" (wie er sie aus schlechter Gewohnheit noch nennt) nicht nähern kann. Eine erste Liebe hat immer mehr Macht, als man glaubt, und ich wäre in keiner Hinsicht ruhig, wenn er sie jetzt wiedersähe, besonders in meiner Abwesenheit. Bei meiner Rückkehr nehme ich alles auf mich und stehe dafür ein.

Ich habe wohl daran gedacht, den jungen Mann mit mir zu nehmen, habe aber das Gelüste meiner gewohnten Vorsicht zum Opfer gebracht; und dann wäre ich bange gewesen, daß er etwas zwischen Belleroche und mir bemerkt hätte, und ich wäre in Verzweiflung, wenn er im geringsten ahnte, was vorgeht. Wenigstens seiner Phantasie will ich mich rein und fleckenlos bieten, so, wie ich sein müßte, um seiner wahrhaft würdig zu sein.

Paris, den 15. Oktober 17**.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

Es ist unbegreiflich, schöne Freundin, wie eine Trennung es leicht und rasch zustande bringt, daß man sich nicht mehr versteht. Solange ich bei Ihnen war, hatten wir immer nur eine Meinung, eine Art zu sehen; und weil ich Sie seit nahezu drei Monaten nicht mehr sehe, stimmen wir über nichts mehr überein.

Wer von uns beiden hat unrecht? Sicher würden Sie nicht mit der Antwort zögern; ich aber, besonnener oder höflicher, will nicht entscheiden. Ich will nur auf Ihren Brief antworten und in dem Bericht über mein Verhalten fortfahren.

Zuerst danke ich Ihnen für die Nachricht wegen der über mich umlaufenden Gerüchte; doch beunruhige ich mich über sie noch nicht. Ich glaube gewiß zu sein, daß ich es in der Hand habe, sie bald zum Schweigen zu bringen. Seien Sie ruhig: ich werde in der Welt nur berühmter wieder erscheinen als je, und Ihrer immer würdiger.

Ich hoffe, man wird mir selbst das Abenteuer mit der kleinen Volanges immerhin anrechnen, wenn Sie auch wenig Wert darauf legen: — Ist es denn nichts, in einem Abend ein junges Mädchen ihrem geliebten Anbeter wegzunehmen, sie dann, soviel man will, zu gebrauchen, wie sein eigen Hab und Gut und ohne das geringste Hindernis; von ihr zu erreichen, was man nicht einmal von allen den Mädchen zu verlangen wagt, deren Handwerk es ist; und das, ohne sie im geringsten ihrer zärtlichen Liebe abspenstig zu machen, ohne sie unbeständig oder nur treulos zu machen? Denn tatsächlich, ich beschäftige nicht einmal ihren Kopf! Dergestalt, daß, wenn meine Laune vorbei ist, ich sie wieder in die Arme ihres Liebhabers legen werde, sozusagen ohne daß sie etwas gemerkt hat. Ist denn das eine gewöhnliche Sache? Und dann, glauben Sie mir, wenn sie mir aus den Händen ist, werden die Anfangsgründe, die ich ihr gegeben habe, sich darum nicht weniger entwickeln; und ich sage vorher, die schüchterne Schülerin wird bald einen Aufschwung nehmen, geeignet, ihrem Lehrer Ehre zu machen.

Will man jedoch lieber die heroische Gattung, werde ich die Präsidentin vorzeigen, dies oft angeführte Muster aller Tugenden; die selbst von unseren größten Wüstlingen geachtet wird! Kurz, eine Frau, daß man nicht einmal mehr auf den Gedanken kam, sie anzugreifen! Ich werde sie vorzeigen, sage ich, wie sie ihre Pflichten und ihre Tugend vergißt, ihren Ruf und zwei Jahre Ehrbarkeit opfert, um hinter dem Glück, mir zu gefallen, herzulaufen, sich zu berauschen mit dem, mich zu lieben; wie sie

für so viele Opfer sich hinlänglich entschädigt erachtet durch ein Wort, durch einen Blick, die sie noch dazu nicht immer erhält. Ich werde mehr tun, ich werde sie verlassen; und entweder kenne ich diese Frau nicht, oder ich habe keinen Nachfolger. Sie wird dem Trostbedürfnis widerstehen, der Gewohnheit des Vergnügens, sogar der Rachsucht. Kurz, sie wird nur für mich gelebt haben; und mag ihre Laufbahn kurz oder lang sein, ich allein werde sie geöffnet und geschlossen haben. Bin ich erst zu diesem Triumph gelangt, werde ich zu meinen Rivalen sagen: „Seht mein Werk und sucht dafür im Jahrhundert ein zweites Beispiel!" ...

So sind Sie also auf dem Land, das langweilig ist wie das Gefühl und traurig wie die Treue! Und der arme Belleroche! Sie begnügen sich nicht damit, ihm das Wasser des Vergessens zu trinken zu geben: Sie foltern ihn damit! Wie bekommt es ihm? Erträgt er dies heftige Mittel wider die Liebe gut? Ich gäbe viel dafür, wenn er sich darum nur noch fester an Sie anschlösse; ich bin gespannt, zu sehen, zur Anwendung welches wirksameren Heilmittels Sie gelangen würden. Ich beklage Sie wahrhaftig, daß Sie genötigt waren, zu diesem zu greifen. Ich habe nur einmal in meinem Leben aus praktischen Gründen geliebt...

Was Ihren Beweggrund anlangt, so finde ich ihn, ehrlich gesagt, so lächerlich wie selten etwas; und Sie hatten recht, wenn Sie glaubten, ich würde den Nachfolger nicht erraten. Wie! Für Danceny geben Sie sich all die Mühe! Ei was, liebe Freundin, lassen Sie ihn „seine tugendhafte Cécile" anbeten und geben Sie sich keine Blöße durch solche Kinderspiele. Lassen Sie die Schulknaben sich bei Bonnen heranbilden oder mit Pensionsmädchen „kleine unschuldige Spiele" spielen. Wie wollen denn Sie einen Neuling auf sich nehmen, der weder von Ihnen Besitz zu ergreifen, noch Sie zu verlassen verstehen wird, und bei dem alles Sie tun müssen? Ich sage es Ihnen im Ernst, ich mißbillige diese Wahl; und mag sie noch so geheim bleiben, wenigstens in meinen Augen und in Ihrem Gewissen würden Sie dadurch sinken.

Sie finden, sagen Sie, allmählich zu viel Geschmack an ihm:

— was denn, Sie irren sich sicher, und ich glaube sogar den Grund Ihres Irrtums gefunden zu haben. Dieser schöne Überdruß an Belleroche ist Ihnen in einer Zeit der Hungersnot gekommen, und da Paris Ihnen keine Auswahl bot, haben Ihre stets zu lebhaften Gedanken sich auf den ersten Gegenstand geworfen, dem Sie begegnet sind. Aber bedenken Sie, daß Sie bei Ihrer Rückkehr werden unter tausend wählen können; und schließlich, wenn Sie die Untätigkeit fürchten, in die Sie leicht verfallen könnten, wenn Sie es aufschieben, biete ich mich Ihnen an, um Ihre Muße auszufüllen.

Von jetzt bis zu Ihrer Ankunft werden meine großen Angelegenheiten auf eine oder die andere Weise beendet sein; und sicher werden weder sie, noch die Präsidentin selbst mich dann so sehr in Anspruch nehmen, daß ich mich nicht Ihnen, soviel Sie nur wünschen, widmen könnte. Vielleicht habe ich bis dahin das kleine Mädchen schon wieder in die Hände ihres bescheidenen Liebhabers gelegt. Ohne zuzugeben, daß das kein „fesselnder" Genuß ist, habe ich mich, dem Plan zuliebe, daß sie ihr Leben lang von mir eine höhere Vorstellung bewahren soll als von allen andern Männern, bei ihr auf einen Ton gestimmt, den ich nicht lange ohne Schädigung meiner Gesundheit aushalten könnte; und schon in diesem Augenblick hänge ich an ihr nur noch mit dem Interesse, das man seinen Familienangelegenheiten schuldet...

Sie verstehen mich nicht?... Die Sache ist die, daß ich einen zweiten Zeitabschnitt abwarte, der meine Hoffnung bestätigt und mir die Gewißheit gibt, daß ich mit meinen Plänen vollen Erfolg gehabt habe. Ja, schöne Freundin, ich habe schon ein erstes Anzeichen, daß der Gatte meiner Schülerin nicht Gefahr laufen wird, ohne Nachkommenschaft zu sterben, und daß das Haupt des Hauses Gercourt in Zukunft nur ein jüngerer Sohn des Hauses Valmont sein wird. Aber lassen Sie mich nach meiner Laune dies Abenteuer beenden, das ich nur auf Ihre Bitte unternommen habe. Bedenken Sie, wenn Sie Danceny flatterhaft machen, nehmen Sie der Geschichte all ihren Reiz. Erwägen Sie schließlich, daß ich, mit meinem Anerbieten, ihn bei

Ihnen zu vertreten, scheint mir, einiges Recht auf Bevorzugung habe.

Ich zähle darauf so sehr, daß ich mich nicht gescheut habe, Ihren Absichten entgegen, selbst dazu beizutragen, daß die Leidenschaft des zurückhaltenden Liebhabers für den ersten und würdigen Gegenstand seiner Wahl noch zunimmt. Als ich also gestern unser Mündel dabei traf, wie sie an ihn schrieb, habe ich sie zuerst in dieser süßen Beschäftigung durch eine andere, noch süßere gestört, und dann habe ich ihren Brief zu sehen verlangt; und da ich ihn kalt und gezwungen fand, habe ich ihr zu fühlen gegeben, so werde sie ihren Liebhaber nicht trösten, und habe sie bestimmt, einen anderen unter meinem Diktat zu schreiben, worin ich, unter möglich treuer Nachahmung ihres kleinen Geschwätzes, versucht habe, die Liebe des jungen Mannes mit einer gewisseren Hoffnung zu nähren. Die kleine Person war ganz entzückt, sagte sie, daß sie nun auf einmal so gut schreibe; und von jetzt ab werde ich mit ihrem Briefwechsel betraut sein. Was habe ich für diesen Danceny nicht alles getan! Ich bin gleichzeitig sein Freund, sein Vertrauter, sein Rival und seine Geliebte gewesen! Noch dazu leiste ich ihm in diesem Augenblick den Dienst, ihn vor Ihren gefährlichen Banden zu bewahren. Ja, zweifellos gefährlich; denn Sie besitzen und Sie verlieren, heißt, einen Augenblick Glück mit einer Ewigkeit Sehnsucht erkaufen.

Adieu, schöne Freundin, seien Sie tapfer und erledigen Sie Belleroche so rasch, wie Sie können. Lassen Sie Danceny laufen und bereiten Sie sich vor, die köstlichen Freuden unserer ersten Bekanntschaft wieder zu erleben und mir wiederzugeben.

Nachschrift. Ich beglückwünsche Sie zu dem in Ihrem großen Prozeß bevorstehenden Urteilsspruch. Ich bin sehr erfreut, daß dies glückliche Ereignis unter meiner Regierung eintritt.

Aus Schloß . . ., den 17. Oktober 17.**

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

So ist sie denn besiegt, diese hochmütige Frau, die zu glauben gewagt hatte, sie würde mir widerstehen können! Ja, Freundin,

sie gehört mir, ganz mir, und seit gestern hat sie mir nichts mehr zu gewähren.

Ich bin von meinem Glück noch zu voll, um es bewerten zu können; aber ich erstaune über den unbekannten Reiz, den ich empfunden habe. Sollte es denn wahr sein, daß Tugend den Wert einer Frau sogar noch im Augenblick ihrer Schwäche erhöht? Aber verweisen wir diesen kindischen Gedanken zu den Ammenmärchen. Begegnet man nicht fast überall beim ersten Siege einem mehr oder weniger gut geheuchelten Widerstand? Und habe ich irgendwo den Reiz gefunden, von dem ich spreche? Der der Liebe ist es aber doch auch nicht; denn schließlich, wenn ich bei dieser erstaunlichen Frau manchmal Augenblicke der Schwäche gehabt habe, die dieser kleinmütigen Leidenschaft ähnlich sahen, habe ich sie stets zu überwinden und zu meinen Grundsätzen zurückzukehren verstanden. Wenn auch der gestrige Auftritt mich, wie ich glaube, etwas weiter fortgerissen haben sollte, als ich beabsichtigte, wenn ich einen Augenblick lang die Verwirrung und die Trunkenheit, die ich erregte, geteilt haben sollte, wäre dieser vorübergehende Selbstbetrug jetzt doch zerstreut; und dennoch besteht derselbe Reiz fort. Ich würde sogar, ich gestehe es, ein ziemliches Vergnügen darin finden, wenn ich mich ihm überließe; nur daß er mir einige Unruhe verursacht. Soll ich mich denn in meinen Jahren, wie ein Schüler, von einem unfreiwilligen, unbekannten Gefühl meistern lassen? Nein; vor allem muß ich es bekämpfen und ihm auf den Grund kommen.

In der Menge der Frauen, bei denen ich bis heute Rolle und Funktionen eines Liebhabers gehabt habe, war ich noch keiner begegnet, die nicht wenigstens ebensoviel Lust, sich zu ergeben, gehabt hätte, als ich, sie dazu zu bringen. Ich hatte mich sogar gewöhnt, die spröde zu nennen, die nur den halben Weg machten, im Gegensatz zu so vielen anderen, deren herausfordernde Abwehr immer nur unvollkommen verdeckt, daß die erste Anregung von ihnen ausgegangen ist.

Hier habe ich im Gegenteil von vornherein eine ungünstige Meinung gefunden, die sich seither auf die Ratschläge und Zuträgereien einer gehässigen, doch scharfsichtigen Frau gründete;

eine natürliche, äußerst entwickelte Schüchternheit, bestärkt durch eine wohlunterrichtete Schamhaftigkeit; einen Tugendeifer, den die Religion lenkte, und der schon zwei siegreiche Jahre hinter sich hatte; endlich höchst tatkräftige Schritte, von diesen verschiedenen Beweggründen eingegeben und alle mit dem einzigen Zweck, sich meinen Verfolgungen zu entziehen.

Es ist also nicht, wie bei meinen übrigen Abenteuern, bloß eine mehr oder weniger günstige Kapitulation, die man wohl benutzt, aber auf die man schwerlich stolz ist; es ist ein vollständiger Sieg, erkauft durch einen mühsamen Feldzug und entschieden durch geschickte Manöver. Es ist also nicht überraschend, daß dieser Erfolg, den ich mir allein zu verdanken habe, dadurch für mich im Wert steigt; und der Überschuß an Vergnügen, den ich während meines Triumphes empfand, und den ich noch verspüre, ist nur die Süßigkeit des Ruhmbewußtseins. Ich habe eine Vorliebe für diesen Gesichtspunkt, der mich vor der Demütigung bewahrt, denken zu müssen, ich könnte in irgendeiner Weise von der Sklavin selbst abhängen, die ich mir unterworfen habe; daß ich nicht in mir selbst die Fülle meines Glücks habe; und daß die Fähigkeit, es mich in seiner ganzen Kraft genießen zu lassen, der oder der Frau, unter Ausschluß jeder anderen, vorbehalten wäre...

Es war sechs Uhr abends, als ich bei der schönen Nonne ankam, denn seit ihrer Rückkehr war ihre Tür aller Welt verschlossen geblieben. Sie versuchte aufzustehen, als ich gemeldet ward, aber ihre zitternden Knie erlaubten ihr nicht, auf den Füßen zu bleiben; sie setzte sich sogleich wieder hin. Wie der Diener, der mich eingelassen hatte, im Zimmer irgend etwas zu tun hatte, schien sie ungeduldig zu werden. Wir sagten uns inzwischen die üblichen Komplimente. Um aber nichts zu verlieren von einer Zeit, von der jeder Augenblick kostbar war, untersuchte ich sorgfältig die Örtlichkeit; und gleich damals bezeichnete ich mit dem Auge den Schauplatz meines Sieges. Ich hätte keinen bequemeren wählen können, denn im selben Zimmer befand sich eine Ottomane. Aber ich bemerkte, daß ihr gegenüber ein Bildnis des Gatten hing, und ich besorgte, aufrichtig gestanden, daß bei

einer so eigentümlichen Frau ein einziger Blick, den der Zufall nach dieser Seite lenkte, in einem Moment das Werk so vieler Bemühungen zerstören möchte. Endlich blieben wir allein, und ich ging zu dem eigentlichen Gegenstand über.

Nachdem ich in wenigen Worten auseinandergesetzt hatte, der Pater Anselm müsse sie von den Beweggründen meines Besuchs unterrichtet haben, beklagte ich mich über die strenge Behandlung, die ich erfahren hätte; und besonderen Nachdruck legte ich auf die Verachtung, die man mir bezeigt habe. Dagegen verteidigte man sich, wie ich es erwartete; und wie Sie wohl auch erwarteten, gründete ich den Beweis auf das Mißtrauen und den Schrecken, den ich eingeflößt hätte, auf die aufsehenerregende Flucht, die darauf gefolgt sei, die Weigerung, auf meine Briefe zu antworten, sie auch nur anzunehmen, usw. usw. Da man eine Rechtfertigung begann, die sehr leicht gewesen wäre, glaubte ich, sie unterbrechen zu müssen; und um für diese grobe Art und Weise Verzeihung zu erhalten, deckte ich sie sogleich mit einer Schmeichelei zu. — „Wenn so viele Reize“, begann ich nochmals, „auf mein Herz einen so tiefen Eindruck gemacht haben, haben so viele Tugenden nicht weniger Eindruck auf meine Seele gemacht. Der Wunsch, diesen Tugenden mich zu nähern, hat mich wohl verführt, so daß ich es wagte, mich dessen für würdig zu halten. Ich werfe Ihnen nicht vor, es anders aufgefaßt zu haben, sondern strafe mich für meinen Irrtum.“ Da man ein verlegenes Schweigen bewahrte, fuhr ich fort: „Ich hatte den Wunsch, gnädige Frau, mich entweder in Ihren Augen zu rechtfertigen oder Verzeihung von Ihnen zu erlangen für das Unrecht, das Sie bei mir vermuten: damit ich wenigstens mit einiger Ruhe ein Leben enden kann, das mir nichts mehr wert ist, seit Sie es abgelehnt haben, es zu verschönen.“

Hier versuchte man nun doch zu antworten. „Meine Pflicht gestattete mir nicht“ — aber es war zu schwer, die von der Pflicht erheischte Lüge zu beenden, darum ward der Satz nicht fertig gesprochen. Ich begann also wieder, im zärtlichsten Ton: „Also ist es wahr, mich haben Sie geflohen?“ — „Die Abreise war notwendig.“ — „Und daß Sie mich aus Ihrer Nähe verbannen?“ —

„Es muß sein.“ – „Und auf immer?“ – „Das ist meine Pflicht.“ – Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß während dieses kurzen Dialogs die Stimme der zärtlichen Spröden halb erstickt war und ihre Augen sich nicht bis zu mir erhoben.

Ich hielt dafür, die stockende Szene müsse etwas belebt werden; so erhob ich mich mit Zeichen des Ärgers. „Ihre Festigkeit“, sagte ich, „gibt mir die meinige wieder. Nun denn, ja, gnädige Frau, wir werden getrennt werden – getrennt mehr sogar, als Sie denken; und Sie können sich dann in Muße zu Ihrem Werke Glück wünschen.“ Ein wenig überrascht durch diesen vorwurfsvollen Ton, wollte sie entgegnen. „Der Entschluß, den Sie gefaßt haben –,“ sagte sie „– ist nur durch meine Verzweiflung bewirkt“, rief ich mit Leidenschaft. „Sie wollten, ich sollte unglücklich sein; ich werde Ihnen beweisen, daß Ihnen das sogar über Ihre Wünsche hinaus gelungen ist.“ – „Ich wünsche Ihr Glück“, erwiderte sie. Und der Klang ihrer Stimme begann eine genügend starke Erregung anzuzeigen. Drum stürzte ich mich ihr auch zu Füßen und rief in dem dramatischen Ton, die Sie an mir kennen: – „Ach! Grausame! Kann es für mich ein Glück geben, das Sie nicht teilen? Wo soll ich's denn finden, fern von Ihnen? Ach, nie! Nie!“ – Ich gestehe, als ich mich bis zu dem Grade hingab, hatte ich stark auf die Unterstützung der Tränen gerechnet. Mag ich nun aber schlecht dafür gestimmt gewesen sein, oder war es vielleicht bloß die Wirkung der peinlichen, fortgesetzten Aufmerksamkeit, die ich an alles wendete, es war mir unmöglich, zu weinen.

Zum Glück erinnerte ich mich, daß zur Unterwerfung einer Frau jedes Mittel gut sei, und daß es genüge, sie durch eine starke Gemütsbewegung zu erschüttern, damit ein tiefer und günstiger Eindruck davon zurückbleibe. Ich ersetzte also die Empfindsamkeit, an der es gerade gebrach, durch Schrecken, und zu dem Zweck änderte ich nur meinen Tonfall, behielt aber meine Stellung bei. „Ja,“ fuhr ich fort, „ich schwöre es zu Ihren Füßen, Sie besitzen oder sterben –.“ Wie ich diese letzten Worte aussprach, trafen sich unsere Blicke. Ich weiß nicht, was das schüchterne Geschöpf in den meinigen sah oder zu sehen glaubte; aber sie

sprang entsetzt auf und entriß sich meinen Armen, die ich um sie gelegt hatte. Allerdings tat ich auch nichts, um sie zurückzuhalten; denn ich hatte mehrmals bemerkt, daß zu rasch herbeigeführte Verzweiflungsszenen in Lächerlichkeit verfielen, sobald sie sich in die Länge zogen oder nur einen wirklich tragischen Ausweg ließen, den benutzen zu wollen mir sehr fern lag. Indessen, während sie sich mir entzog, fügte ich mit leiser und trauriger Stimme, doch so, daß sie es verstehen konnte, hinzu: „Nun denn, Tod!"

Darauf erhob ich mich wieder; und in einem kurzen Schweigen warf ich wie zufällig auf sie meine wilden Blicke, die, wenn sie auch verstört aussahen, doch sehr scharf und beobachtend waren. Ihre unsichere Haltung, ihr hörbares Atmen, die Zusammenziehung aller ihrer Muskeln, ihre zitternden, halb erhobenen Arme, alles bewies mir hinlänglich, daß die Wirkung die war, die ich hatte hervorbringen wollen. Da aber in der Liebe ein Abschluß nur aus größter Nähe möglich ist und wir in dem Augenblick ziemlich weit voneinander entfernt waren, mußte ich vor allem wieder herankommen. In dieser Absicht ging ich sobald als möglich zu einer scheinbaren Ruhe über, geeignet, die Wirkungen des wild erregten Gemütszustandes zu beruhigen, ohne seinen Eindruck abzuschwächen.

Mein Übergang war: „Ich bin recht unglücklich. Ich wollte für Ihr Glück leben, und habe es gestört. Ich weihe mich ganz Ihrer Ruhe, und störe sie auch wieder." — Darauf, mit erzwungen ruhiger Miene: „Um Vergebung, gnädige Frau, ich bin an die Stürme der Leidenschaften wenig gewöhnt und verstehe ihr Toben schlecht zu unterdrücken. Habe ich unrecht getan, daß ich mich ihnen überließ, bedenken Sie doch, daß es das letztemal ist. Ach, beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich, ich beschwöre Sie!" Und während dieser langen Rede kam ich unmerklich näher. — „Wenn Sie wollen, daß ich mich beruhige," antwortete die scheue Schöne, „seien Sie doch selbst ruhiger." — „Nun denn, ja, ich verspreche es," sagte ich, und leiser setzte ich hinzu: „Wenn es auch eine große Anstrengung ist, wenigstens wird sie nicht lange dauern. Aber," begann ich sofort wieder, ganz wirr, „ich bin gekommen, nicht wahr, um Ihnen Ihre Briefe zurückzugeben?

Ich bitte, haben Sie die Gnade, sie wieder an sich zu nehmen. Dies schmerzliche Opfer habe ich noch zu bringen; lassen Sie mir nichts, das meinen Mut schwächen könnte.“ Und indes ich das wertvolle Paket aus der Tasche zog: „Da ist es, das trügerische Unterpfand Ihrer Freundschaftsversicherungen! Es knüpfte mich ans Leben, nehmen Sie's zurück. Geben Sie somit selbst das Zeichen, das mich auf immer von Ihnen scheidet!“

Hier gab die furchtsame Liebende ihrer zärtlichen Besorgnis ganz und gar nach. „Aber Herr von Valmont, was haben Sie, und was wollen Sie sagen? Ist Ihr heutiger Schritt nicht freiwillig? Ist er nicht die Frucht Ihrer eigenen Überlegungen? Und haben Sie nicht infolge dieser Überlegungen selbst mein pflichtgemäßes Verhalten gebilligt?“ — „Nun denn,“ setzte ich wieder ein, „dies Verhalten hat das meinige bestimmt.“ — „Welches denn?“ — „Das einzige, das, trenne ich mich von Ihnen, meinen Leiden ein Ziel setzen kann.“ — „Aber welches, antworten Sie!“ An dieser Stelle umschlang ich sie heftig, ohne daß sie sich irgendwie wehrte. Aus diesem Vergessen der Wohlanständigkeit schloß ich, wie stark und mächtig ihre Erregung sein müsse, und wagte Begeisterung: „Anbetungswürdige Frau, Sie ahnen nicht, was Sie für eine Liebe einflößen. Sie werden nie erfahren, bis zu welchem Grade Sie angebetet wurden, und wieviel teurer dies Gefühl mir war als mein Dasein! Möchten alle Ihre Tage beglückt und friedlich sein, möchte all das Glück sie verschönen, das Sie mir geraubt haben! Belohnen Sie diesen aufrichtigen Wunsch wenigstens mit einer Regung des Bedauerns, mit einer Träne; und glauben Sie mir, das letzte meiner Opfer wird meinem Herzen nicht das schwerste sein. Leben Sie wohl!“

Während ich so sprach, fühlte ich ihr Herz heftig pochen; ich beobachtete ihre erregte Miene; vor allem sah ich die Tränen sie ersticken und doch nur selten und mühsam fließen. Da erst stellte ich mich, als ginge ich; sie hielt mich denn auch mit aller Kraft fest. „Nein, hören Sie mich an“, sagte sie lebhaft. — „Lassen Sie mich“, erwiderte ich. — „Sie sollen mich anhören, ich will es.“ — „Ich muß Sie fliehen, ich muß.“ — „Nein!“ rief sie. Bei diesem letzten Worte stürzte sie sich oder vielmehr sank ohnmächtig in

meine Arme. Da ich noch Zweifel hegte an einem so glücklichen Erfolg, heuchelte ich großen Schrecken; aber mitten drin führte oder trug ich sie zu dem von vornherein zum Felde meines Ruhms bestimmten Ort; und tatsächlich kam sie erst wieder zu sich, als sie schon unterworfen und ihrem glücklichen Sieger ausgeliefert war.

Bis dahin, schöne Freundin, werden Sie, glaube ich, eine Reinheit der Methode bei mir finden, die Ihnen Vergnügen machen wird; und Sie werden sehen, daß ich in nichts von den wahren Grundsätzen dieses Krieges abgewichen bin, von dem wir oft bemerkt haben, wie ähnlich er dem andern ist. Beurteilen Sie mich also wie Turenne oder Friedrich. Ich habe den Feind, der's nur hinzögern wollte, zum Kampf gezwungen; habe mir, durch weise Manöver, die Wahl des Terrains und die der Aufstellung gesichert; habe den Feind in Sicherheit zu wiegen verstanden, um ihn in seinem Zufluchtsort leichter zu erreichen; habe ihm sodann Schrecken einzujagen verstanden, bevor es zum Kampf kam; habe nichts zufällig angeordnet, sondern alles in der Erwägung eines großen Vorteils im Falle des Erfolges und mit der Gewißheit von Auswegen im Falle einer Niederlage; und schließlich habe ich es erst zum Vorgehen kommen lassen, als mir ein Rückzug sicher war, durch den ich alles vorher Eroberte decken und halten konnte. Das ist, glaube ich, alles, was sich tun läßt; aber jetzt fürchte ich erschlafft zu sein, wie Hannibal in den Wonnen Capuas.

Ich war wohl darauf gefaßt, daß ein so großes Ereignis nicht ohne die üblichen Tränen und die gebräuchliche Verzweiflung vorübergehen werde, und wenn ich anfangs ein wenig Verwirrung und eine Art Sammlung bemerkte, schrieb ich eine wie die andere dem Zustand der Spröden zu. Drum bekümmerte ich mich nicht um diese leichten Verschiedenheiten, die ich für rein lokal hielt, und folgte einfach dem allgemeinen Weg der Tröstungen, fest überzeugt, daß, wie es gewöhnlich geht, der Kitzel dem Gefühl zu Hilfe kommen werde, und daß eine einzige Handlung mehr nützen werde als alle Reden, die ich jedoch nicht unterließ. Aber ich stieß auf einen wahrhaft erschreckenden Widerstand, erschreckend nicht so sehr durch seine Übertriebenheit, als durch die Gestalt, unter der er sich zeigte.

Stellen Sie sich eine Frau vor, die in unbeweglicher Starrheit dasitzt und mit unveränderlicher Miene; die aussieht, als dächte sie nicht, hörte nicht zu, verstände nicht; deren starre Augen ziemlich anhaltend Tränen fließen lassen, aber Tränen, die ohne jede Anstrengung fließen. So war Frau von Tourvel während meiner Reden. Versuchte ich aber, durch eine Liebkosung oder auch nur die unschuldigste Gebärde ihre Aufmerksamkeit auf mich zurückzulenken, dann folgten auf diese scheinbare Gefühllosigkeit sogleich Schrecken, Ersticken, Zuckungen, Schluchzen und in Zwischenräumen ein paar Ausrufe, doch ohne ein deutliches Wort.

Diese Anfälle kehrten mehrmals wieder, und zwar immer stärker; der letzte war sogar so heftig, daß er mich gänzlich entmutigte und ich einen Augenblick fürchtete, ich hätte einen unnützen Sieg davongetragen. Ich wandte mich zu den üblichen Gemeinplätzen, und darunter befand sich folgender: „Und Sie sind in Verzweiflung, weil Sie mich glücklich gemacht haben?“ — Bei diesem Wort wandte die anbetungswürdige Frau sich mir zu, und ihr Gesicht hatte, obwohl noch etwas verwirrt, doch schon seinen himmlischen Ausdruck wieder angenommen. „Ihr Glück!“ sagte sie. Sie erraten meine Antwort. „Sie sind also glücklich?“ Ich verdoppelte meine Beteuerungen. „Und glücklich durch mich!“ Ich fügte Lobpreisungen und zärtliche Wendungen hinzu. Während ich sprach, wurden alle ihre Glieder biegsam; sie sank weich in ihren Sessel zurück, überließ mir die Hand, die ich zu nehmen gewagt hatte, und sagte: „Ich fühle, daß dieser Gedanke mich tröstet und meinen Gram lindert.“

Sie können sich denken, als ich dergestalt wieder auf den rechten Weg gebracht war, verließ ich ihn nicht wieder. Es war wirklich der rechte, und vielleicht der einzige. So fand ich denn auch bei einem zweiten Versuch anfangs einigen Widerstand, und was vorhergegangen war, machte mich umsichtig; nachdem ich aber diese selbe Vorstellung meines Glücks zu Hilfe gerufen hatte, spürte ich bald die günstigsten Wirkungen. „Sie haben recht,“ sagte das zärtliche Wesen, „ich kann mein Dasein nur noch insofern ertragen, als es dazu dienen wird, Sie zu beglücken. Dem widme ich mich ganz und gar; von diesem Augenblick an bin ich die Ihre, und Sie

sollen von meiner Seite weder Weigerungen erfahren noch Klagen hören.“ Mit dieser — naiven oder erhabenen — Unschuld überlieferte sie mir ihre Person und ihre Reize und vermehrte sie mein Glück, indem sie es teilte. Der Rausch war vollständig auf beiden Seiten, und zum erstenmal überlebte der meinige das Vergnügen. Ich glitt aus ihren Armen nur, um ihr zu Füßen zu sinken, um ihr ewige Liebe zu schwören; und, es muß alles gestanden werden, ich dachte, was ich sagte. Kurz, noch nachdem wir uns getrennt hatten, verließ der Gedanke an sie mich nicht, und es brauchte einige Mühe, bis ich mich davon abbrachte.

Oh, warum sind Sie nicht hier, um doch den Reiz der Tat auszugleichen durch den der Belohnung! Aber durch Warten verliere ich nicht, wie? Und hoffentlich kann ich die glückliche Anordnung der Dinge, die ich Ihnen in meinem letzten Brief vorschlug, als unter uns abgemacht betrachten. Sie sehen, ich halte Wort, und meine Sachen werden, wie ich Ihnen versprach, hinlänglich vorgerückt sein, so daß ich Ihnen einen Teil meiner Zeit widmen kann. Schicken Sie also Ihren schwerfälligen Belleroche eilends weg, lassen Sie Ihren süßlichen Danceny links liegen und geben Sie sich nur mit mir ab. Was tun Sie denn überhaupt so lange dort auf dem Lande, daß Sie mir nicht einmal antworten? Wissen Sie, daß ich Sie gern ausschelten möchte? Aber das Glück macht zur Milde geneigt. Und dann vergesse ich nicht: jetzt, da ich mich wieder unter die Zahl Ihrer Anbeter einreihe, muß ich mich von neuem Ihren kleinen Launen unterwerfen. Denken Sie indessen daran, daß der neue Liebhaber nichts von den alten Rechten des Freundes verlieren will.

Adieu wie ehedem... J a, a d i e u, m e i n E n g e l! I c h s e n d e D i r a l l e K ü s s e d e r L i e b e.

Paris, den 29. Oktober 17**.

*

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Wenn ich Ihren Brief vom 19. nicht beantwortet habe, Vicomte, unterließ ich es nicht aus Zeitmangel, sondern einfach, weil er mich verstimmt hat und ich ihn sinnlos fand. Ich glaubte also, das beste sei, ihn in Vergessenheit geraten zu lassen; da Sie aber

auf ihn zurückkommen, da Sie bei den Gedanken, die er enthält, zu beharren scheinen und mein Schweigen als Zustimmung auffassen, muß ich Ihnen deutlich meine Meinung sagen.

Vielleicht habe ich manchmal den Anspruch erhoben, in meiner Person einen ganzen Serail zu vertreten; nie aber hat es mir zugesagt, in einem mitzuwirken. Ich glaubte, das wüßten Sie. Jetzt wenigstens, wo Sie daran nicht mehr zweifeln können, werden Sie sich leicht denken können, wie lächerlich Ihr Vorschlag mir hat vorkommen müssen. Wer, ich — ich sollte eine Neigung, noch dazu eine neue, opfern, um mich mit Ihnen abzugeben? Und wie mich abzugeben? Indem ich als gehorsame Sklavin diene, bis an mir die Reihe ist für die erhabene Gunst „Eurer Hoheit". Wenn Sie z. B. eine augenblickliche Ablenkung brauchen von dem „unbekannten Zauber", den „die anbetungswürdige, die himmlische" Frau von Tourvel allein Sie hat kosten lassen, oder wenn Sie bange sind, bei der „fesselnden Cécile" den hohen Begriff zu gefährden, den Sie gern bei ihr erhalten möchten: dann steigen Sie herab bis zu mir und holen sich zwar weniger lebhafte, aber ungefährliche Freuden; und Ihre kostbaren Gunstbezeigungen genügen, obwohl etwas selten, zu meinem Glück.

Gewiß, Sie haben eine reichlich hohe Meinung von sich selbst; aber sicher ist meine Bescheidenheit nicht so ausgesprochen; denn wie ich mich auch prüfen mag, so weit kann ich mich nicht gesunken finden. Vielleicht ist es ein Fehler von mir; aber ich mache Sie darauf aufmerksam, ich habe noch viele andere.

Vor allem habe ich den, daß ich glaube, der „Schüler", der „süßliche" Danceny, der sich einzig mit mir beschäftigt, mir, ohne sich's als Verdienst anzurechnen, eine erste Leidenschaft opfert, noch bevor sie befriedigt ist, kurz mich liebt, wie man in seinem Alter liebt — der könne, trotz seinen zwanzig Jahren, wirksamer als Sie für mein Glück und für mein Vergnügen tätig sein. Ich möchte mir sogar erlauben, hinzuzusetzen, daß, sollte es mir einfallen, ihm einen Gehilfen zu geben, wären nicht Sie es, wenigstens im Augenblick nicht.

Und aus was für Gründen, werden Sie fragen. Nun, erstens könnte sehr wohl gar keiner da sein; denn wenn ich Sie aus Laune

vorziehen würde, kann ich Sie aus Laune auch verwerfen. Ich bin aber doch, aus Höflichkeit, geneigt, Ihnen meinen Willen zu begründen. Mir scheint, Sie hätten mir zuviel zu opfern; und anstatt Ihnen dafür die Erkenntlichkeit zu erweisen, die Sie unfehlbar erwarten würden, wäre ich fähig, zu glauben, daß Sie mir noch welche schulden! Sie sehen wohl, wir sind durch unsere Denkungsart so weit voneinander entfernt, daß wir uns auf keine Weise nahe kommen können; und ich werde, fürchte ich, viel Zeit, sehr viel nötig haben, um anderer Meinung zu werden. Wenn ich mich gebessert habe, verspreche ich Ihnen, Sie zu benachrichtigen. Bis dahin, glauben Sie mir, richten Sie sich anders ein und behalten Sie Ihre Küsse, Sie können sie soviel besser anbringen!...

„Adieu wie ehemals", sagen Sie? Ehemals machten Sie doch, scheint mir, etwas mehr Aufhebens von mir. Sie bestimmten mich nicht durchaus für dritte Rollen. Und besonders hatten Sie die Güte, zu warten, bis ich ja gesagt hatte, bevor Sie meiner Zustimmung sicher waren. Genehmigen Sie also, daß ich, anstatt Ihnen auch adieu wie ehemals zu sagen, Ihnen adieu wie jetzt sage.

Ihre Dienerin, Herr Vicomte.

Aus Schloß . . ., den 31. Oktober 17**.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

Wie geht es denn zu, schöne Freundin, daß ich keine Antwort von Ihnen bekomme? Mein voriger Brief schien mir doch eine zu verdienen; und seit drei Tagen, die ich sie schon haben müßte, warte ich noch drauf! Ich bin mindestens ärgerlich; so werde ich Ihnen denn von meinen großen Angelegenheiten gar nichts sagen.

Daß die Versöhnung ihre volle Wirkung geübt hat; daß statt Vorwürfe und Mißtrauen, sie nur neue Zärtlichkeiten gezeitigt hat; daß jetzt ich die Entschuldigungen und Genugtuungen entgegennehme, die meiner in Verdacht geratenen Unschuld gebühren — davon sage ich Ihnen kein Wort, und wäre nicht der unvorhergesehene Vorfall der vergangenen Nacht, würde ich Ihnen überhaupt nicht schreiben. Aber da dieses Ihr Mündel angeht, und sie selbst wahrscheinlich nicht in der Lage sein wird, Sie davon zu

unterrichten, wenigstens auf einige Zeit hinaus nicht, übernehme ich dies.

Aus Gründen, die Sie erraten oder nicht erraten werden, beschäftigte Frau von Tourvel mich seit ein paar Tagen nicht mehr; und da diese Gründe bei der kleinen Volanges nicht in Betracht kamen, war ich bei ihr um so fleißiger. Dank dem gefälligen Türhüter hatte ich kein Hindernis zu überwinden; und Ihr Mündel und ich führten ein bequemes, regelmäßiges Leben. Doch Gewohnheit bringt Nachlässigkeit mit sich. Die ersten Tage konnten wir nie genug Vorsichtsmaßregeln ergreifen zu unserer Sicherheit; noch hinter Riegeln zitterten wir. Gestern hat eine unglaubliche Zerstreutheit den Unglücksfall veranlaßt, den ich Ihnen berichten will; und wenn ich meinesteils mit der Furcht davongekommen bin, kommt er dem kleinen Mädchen teurer zu stehen.

Wir schliefen nicht, lagen aber in der Ruhe und Hingebung, die auf die Lust folgen, als wir plötzlich die Zimmertür sich öffnen hörten. Sogleich stürzte ich mich auf meinen Degen, ebensowohl zu meiner eigenen Verteidigung als zu der unseres gemeinsamen Mündels. Ich trete vor und sehe niemand; aber die Tür stand wirklich offen. Da wir Licht hatten, ging ich auf die Suche, fand aber keine lebende Seele. Da fiel mir ein, daß wir die gewohnten Vorsichtsmaßregeln vergessen hatten. Die nur angelehnte oder schlecht geschlossene Tür war ohne Zweifel von selbst wieder aufgegangen.

Wie ich wieder zu meiner furchtsamen Gefährtin ging, um sie zu beruhigen, fand ich sie nicht im Bett. Sie war in den Raum zwischen Bett und Wand gefallen oder hatte sich dahin gerettet; kurz, sie lag dort bewußtlos hingestreckt und ohne weitere Regung als ziemlich starken Zuckungen. Stellen Sie sich meine Verlegenheit vor! Es gelang mir gleichwohl, sie wieder ins Bett zu legen und sie sogar zu sich zu bringen. Aber beim Sturz hatte sie sich verwundet und fühlte bald die Wirkung.

Kreuzschmerzen, heftige Koliken und noch weniger zweideutige Anzeichen klärten mich bald über ihren Zustand auf. Um aber sie darüber zu belehren, mußte ich ihr zuerst den erklären, in dem sie vorher war; denn sie ahnte ihn gar nicht. Vielleicht hat nie eine, bis zu ihr, sich so viel Unschuld bewahrt und dabei so brav alles

getan, was nötig ist, um sie loszuwerden! Oh, die verliert die Zeit nicht mit Nachdenken!

Viel Zeit dagegen verlor sie mit Jammern, und ich fühlte, daß ein Entschluß gefaßt werden mußte. Also kam ich mit ihr überein, ich wolle auf der Stelle zum Arzt und zum Chirurgen des Hauses gehen, sie benachrichtigen, daß sie geholt werden würden, und ihnen dabei unter dem Siegel des Geheimnisses alles anvertrauen. Sie ihrerseits sollte ihrer Kammerjungfer klingeln, ihr die Sache gestehen oder nicht gestehen, wie sie wollte, jedoch nach Hilfe schicken und vor allem verbieten, daß Frau von Volanges geweckt werde; die natürliche zarte Aufmerksamkeit einer Tochter, die ihre Mutter zu beunruhigen fürchtet.

Ich habe meine zwei Wege und meine zwei Beichten, so rasch ich konnte, erledigt, und von dort bin ich nach Hause zurückgekehrt und noch nicht wieder ausgegangen. Aber der Chirurg, den ich anderweitig schon kannte, ist mittags gekommen und hat mir über den Zustand der Kranken berichtet. Ich hatte mich nicht geirrt; aber er hofft, wenn kein Unglücksfall eintritt, wird man im Hause nichts merken. Die Kammerjungfer ist eingeweiht; der Arzt hat der Krankheit einen Namen gegeben; und die Geschichte wird beigelegt werden wie tausend andere, falls es uns nicht künftig nützen kann, daß davon geredet wird.

Besteht denn aber noch ein gemeinsames Interesse zwischen Ihnen und mir? Ihr Schweigen könnte mich daran zweifeln lassen; ich würde es überhaupt nicht mehr glauben, wenn die Begierde mich nicht alle erfindlichen Mittel aufsuchen ließe, die Hoffnung zu erhalten.

Adieu, schöne Freundin; ich umarme Sie, ungeachtet meines Grolls.

Paris, den 21. November 17.**

*

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Mein Gott, Vicomte, wie sind Sie lästig mit Ihrer Hartnäckigkeit! Was kümmert Sie mein Schweigen? Glauben Sie, ich schweige aus Mangel an Gründen zu meiner Verteidigung? Ach, wollte Gott! Doch nein, es ist nur, weil es mich Überwindung kostet, sie Ihnen zu sagen.

Sprechen Sie die Wahrheit: täuschen Sie sich selbst etwas vor, oder suchen Sie mich zu hintergehen? Der Unterschied zwischen Ihren Reden und Ihren Handlungen läßt mir nur diese Wahl. Wie ist's nun in Wahrheit? Was soll ich Ihnen sagen, während ich selbst nicht weiß, was denken...

Was ich aber gesagt habe, was ich gedacht habe und noch denke, ist, daß Sie darum Ihre Präsidentin dennoch lieben; zwar nicht sehr rein und nicht sehr zärtlich, aber so, wie Sie lieben können; mit einer Art Liebe, daß Sie z. B. an einer Frau Reize oder gute Eigenschaften finden, die sie nicht hat; daß Sie ihr einen eigenen Rang anweisen und alle andern ihr unterordnen; daß Sie sogar dann noch an ihr hängen, wenn Sie sie beschimpfen; kurz, mit einer Art Liebe, wie ich mir denken kann, daß ein Sultan sie für seine Favoritin fühlt, ohne daß sie ihn abhält, ihr oft eine einfache Odaliske vorzuziehen. Mein Vergleich scheint mir um so treffender, als Sie, wie er, nie weder der Geliebte noch der Freund einer Frau sind, sondern immer ihr Tyrann oder ihr Sklave.

Alles, was ich tun kann, ist, daß ich Ihnen eine Geschichte erzähle. Vielleicht werden Sie keine Zeit haben, sie zu lesen oder genügend aufzumerken, daß Sie sie recht verstehen? Das steht bei Ihnen. Schlimmstenfalls ist nur eine Geschichte verloren gegangen.

Ein Herr meiner Bekanntschaft hatte sich, wie Sie, an eine Frau verloren, die ihm wenig Ehre machte. Inzwischen war er wohl so gescheit, zu fühlen, daß früher oder später dies Abenteuer ihm schaden werde. Aber obwohl er darüber errötete, hatte er nicht den Mut, zu brechen. Seine Verlegenheit war um so größer, als er seinen Freunden gegenüber geprahlt hatte, er sei gänzlich frei, und als ihm nicht unbekannt war, daß man immer lächerlicher wird, je mehr man sich verteidigt. So verbrachte er sein Leben, machte immerfort Dummheiten und sagte nachher immerfort: „Es ist nicht meine Schuld.“ Dieser Mann hatte eine Freundin, die einen Augenblick versucht war, ihn in diesem Zustand von Trunkenheit dem Publikum auszuliefern und so seine Lächerlichkeit unauslöschlich zu machen. Da sie aber doch mehr großmütig als boshaft war, oder vielleicht noch aus einem andern Grund, wollte sie ein letztes Mittel ausprobieren, um für alle

Fälle sagen zu können wie ihr Freund: „Es ist nicht meine Schuld.“ So ließ sie ihm denn ohne weitere Bemerkung folgenden Brief zukommen, als Heilmittel, dessen Gebrauch ihm gegen seine Krankheit helfen könne:

„Alles wird langweilig, mein Engel, das ist ein Naturgesetz; es ist nicht meine Schuld.

Wenn mich also ein Abenteuer heute langweilt, das mich seit vier tödlichen Monaten ganz und gar in Anspruch genommen hat, ist es nicht meine Schuld.

Wenn ich zum Beispiel gerade ebensoviel Liebe gehabt habe als Du Tugend, und das will gewiß viel sagen, dann ist nicht zu verwundern, daß eins zur selben Zeit zu Ende ist wie das andere. Es ist nicht meine Schuld.

Daraus folgt, daß ich Dich seit einiger Zeit betrogen habe; aber Deine unbarmherzige Zärtlichkeit zwang mich gewissermaßen dazu! Es ist nicht meine Schuld.

Heute verlangt eine Frau, die ich bis zur Bewußtlosigkeit liebe, ich solle Dich ihr opfern. Es ist nicht meine Schuld.

Ich sehe ein, daß dies eine gute Gelegenheit ist, über Eidbruch zu schreien; aber wenn die Natur den Männern keine Beständigkeit verliehen hat, während sie den Frauen Hartnäckigkeit gab, ist es nicht meine Schuld.

Glaube mir, wähle Dir einen anderen Geliebten, wie ich mir eine andere Geliebte ausgesucht habe. Dieser Rat ist gut, sehr gut; wenn Du ihn schlecht findest, ist es nicht meine Schuld.

Lebe wohl, mein Engel, ich habe Dich mit Vergnügen genommen, ich verlasse Dich ohne Reue; vielleicht komme ich noch wieder zu Dir. Das ist der Lauf der Welt. Es ist nicht meine Schuld.“

Ihnen zu sagen, Vicomte, was dieser letzte Versuch für eine Wirkung gehabt hat, und was daraus gefolgt ist, dafür ist nicht der Augenblick; aber ich verspreche, daß ich es Ihnen in meinem nächsten Brief sagen will. Darin werden Sie auch mein Ultimatum finden über die Vertragserneuerung, die Sie mir vorschlagen. Bis dahin sage ich Ihnen einfach adieu.

Mir fällt ein: besten Dank für die Einzelheiten über die kleine Volanges. Es ist ein Artikel für die Klatschzeitung, bis nach

der Hochzeit aufzuheben. Inzwischen spreche ich Ihnen mein Beileid aus zu dem Verlust Ihrer Nachkommenschaft. Guten Abend, Vicomte.

Aus Schloß . . ., den 24. November 17**.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

Bei Gott, schöne Freundin, ich weiß nicht, habe ich Ihren Brief und die Geschichte darin und das miteinbegriffene kleine Briefmodell falsch gelesen oder falsch verstanden. Das eine kann ich Ihnen sagen, daß ich das letztere originell und geeignet gefunden habe, Effekt zu machen. Drum habe ich es einfach abgeschrieben und es, ebenfalls ganz einfach, der himmlischen Präsidentin übersandt. Ich habe keinen Augenblick verloren, denn das zärtliche Schreiben ist gleich gestern abend abgegangen. Dies habe ich vorgezogen, weil ich ihr erstens versprochen hatte, daß ich ihr gestern schreiben wollte; und dann dachte ich auch, die Nacht würde ihr nicht zu lang sein, um sich zu sammeln und nachzudenken über „das große Ereignis" — sollten Sie mir auch zum zweitenmal den Ausdruck vorwerfen.

Ich hoffte, heute morgen die Antwort meiner Vielgeliebten an Sie weitersenden zu können; aber es ist nahe an Mittag, und noch habe ich nichts bekommen. Ich werde bis fünf Uhr warten; und wenn ich dann noch keine Nachrichten habe, werde ich sie mir selbst holen; denn in solchen Fällen ist zumal der erste Schritt schwer.

Jetzt bin ich, wie Sie sich denken können, sehr begierig auf das Ende der Geschichte von dem Ihnen bekannten Herrn, der unter so heftigem Verdacht stand, er könne eine Frau nötigenfalls nicht aufgeben. Ist er nun nicht gebessert? Und hat seine großmütige Freundin ihn nicht in Gnaden aufgenommen?

Ebensosehr verlangt mich nach Ihrem „Ultimatum", wie Sie so staatsmännisch sagen! Ich bin besonders neugierig, ob Sie auch in diesem letzten Schritt noch Liebe finden. Ach wohl, es ist welche drin, viel sogar! Aber zu wem? Indessen ich will mich auf nichts berufen und erwarte alles von Ihrer Güte.

Adieu, bezaubernde Freundin; ich werde diesen Brief erst

um zwei Uhr zusiegeln, in der Hoffnung, daß ich dann die ersehnte Antwort beifügen kann.

(2 Uhr nachmittags.) Noch immer nichts, die Zeit drängt sehr, ich kann kein Wort mehr hinzusetzen. Aber werden Sie auch diesmal noch die zärtlichsten Küsse der Liebe zurückweisen?

Paris, den 27. November 17**.

*

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Im Ernst, Vicomte, Sie haben die Präsidentin verlassen? Sie haben ihr den Brief zugeschickt, den ich Ihnen für sie aufgesetzt hatte? Sie sind wirklich küssenswert und haben meine Erwartung übertroffen! Ich will gern gestehen, daß dieser Triumph mir mehr schmeichelt als alle, die ich bisher etwa davongetragen habe. Sie werden vielleicht finden, daß ich die Frau recht hoch anschlage, die ich noch kürzlich so wenig hochschätzte. Aber keineswegs. Die Sache ist aber die, daß ich nicht über die Frau einen Vorteil errungen habe, sondern über Sie. Das ist das Komische, und es ist wirklich köstlich.

Ja, Vicomte, Sie liebten Frau von Tourvel sehr und lieben sie sogar noch. Sie lieben sie wahnsinnig; weil ich Sie aber zum Spaß damit beschämte, haben Sie sie tapfer zum Opfer gebracht. Lieber hätten Sie tausend geopfert, als einen Spott ertragen. Wohin doch unsere Eitelkeit uns bringt! Der Weise hat sehr recht, wenn er sagt, daß sie die Feindin des Glücks ist.

Wo wären Sie jetzt, wenn ich Ihnen nur hätte einen Streich spielen wollen? Aber ich bin unfähig, zu betrügen; Sie wissen es wohl; und sollten Sie mich auch meinerseits zur Verzweiflung und ins Kloster treiben, ich übernehme die Gefahr und übergebe mich meinem Sieger.

Indessen, wenn ich kapituliere, ist es eigentlich bloße Schwäche; denn wenn ich wollte, wie viele Kniffe ständen mir noch zur Verfügung gegen Sie! Und vielleicht würden Sie's verdienen? So bewundere ich zum Beispiel, mit welcher Feinheit oder Ungeschicklichkeit Sie mir in aller Sanftmut vorschlagen, ich solle Sie mit Ihrer Präsidentin wiederanknüpfen lassen. Es würde Ihnen gut passen, nicht wahr, das Verdienst, daß Sie die Be-

ziehungen abgebrochen haben, und trotzdem noch die Freuden des Genusses zu haben?

Es ist schade, daß Sie, bei so viel Talent zum Plänemachen, so wenig Talent zur Ausführung haben, und daß Sie durch einen einzigen unbedachten Schritt sich selbst ein unübersteigliches Hindernis hingewälzt haben vor das, was Sie am meisten wünschen.

Wie! Sie hatten die Absicht, wiederanzuknüpfen, und waren imstande, meinen Brief zu schreiben! Sie haben mich wohl meinerseits für sehr ungeschickt gehalten! O, glauben Sie mir, Vicomte, wenn eine Frau nach dem Herzen einer andern stößt, verfehlt sie es selten, und die Wunde ist unheilbar. Indes ich nach dieser stieß, oder vielmehr Ihren Stoß lenkte, vergaß ich nicht, daß diese Frau meine Rivalin war, daß Sie sie einen Augenblick mir vorgezogen und mich schließlich doch niedriger gestellt hatten als sie. Wenn ich mich in meiner Rache geirrt habe, bin ich bereit, die Strafe auf mich zu nehmen. Somit heiße ich's gut, daß Sie alle Mittel versuchen; ich fordere Sie sogar dazu auf und verspreche Ihnen, über Ihren Erfolg nicht böse zu sein, wenn Sie einen haben. Ich bin in dem Punkte so ruhig, daß ich mich nicht mehr damit befassen will. Sprechen wir von etwas anderm.

Zum Beispiel von dem Befinden der kleinen Volanges. Sie werden mir, wenn ich zurückkomme, bestimmte Nachrichten darüber geben, nicht wahr? Es wird mich sehr freuen. Danach bleibt es dann Ihrem Urteil überlassen, ob Sie das kleine Mädchen lieber ihrem Liebhaber wiederzustellen oder es versuchen wollen, zum zweitenmal der Gründer einer neuen Linie der Valmont unter dem Namen Gercourt zu werden. Dieser Gedanke schien mir ganz spaßig, und wenn ich Ihnen die Wahl lasse, bitte ich Sie doch, sich nicht endgültig zu entscheiden, ohne daß wir's zusammen besprochen haben. Das heißt nicht, Sie lange hinhalten; denn ich werde unverzüglich in Paris sein. Bestimmt kann ich Ihnen den Tag nicht sagen; aber Sie zweifeln doch nicht, daß, sobald ich anlange, Sie der erste sind, der es erfährt.

Adieu, Vicomte; trotz unserer Streitigkeiten, meiner Bosheit und meiner Vorwürfe liebe ich Sie immer noch sehr und schicke mich an, es Ihnen zu beweisen. Auf Wiedersehen, Freund.

Aus Schloß . . ., den 29. November 17**.

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

Ohne Zweifel, Marquise, halten Sie mich nicht für so wenig weltkundig, daß Sie dächten, ich hätte mich täuschen lassen über das Tete-a-tete, in dem ich Sie heute abend vorgefunden habe, und des „erstaunlichen Zufalls", der Danceny zu Ihnen geführt hatte! Ihre geübte Physiognomie hat es zwar wunderbar verstanden, den Ausdruck der Ruhe und Heiterkeit anzunehmen, und Sie haben sich auch durch keine der Wendungen verraten, die eine Frau sich vor Verwirrung oder Reue manchmal entfahren läßt. Ich gebe sogar zu, daß Ihre gelehrigen Blicke Sie vorzüglich bedient haben, und hätten Sie nur ebensoviel Glauben wie Verständnis bei mir erlangen können, dann hätte ich allerdings nicht den entferntesten Argwohn behalten und keinen Augenblick an dem außerordentlichen Ärger gezweifelt, den Ihnen der „lästige Dritte" verursachte. Um aber solche großen Talente nicht umsonst zu entfalten, um damit den Erfolg zu haben, den Sie sich davon versprachen, kurz, um die Täuschung, auf die Sie aus waren, wirklich hervorzubringen, mußten Sie zuvor doch Ihren Lehrling von Liebhaber sorgfältiger ausbilden.

Da sie einmal damit anfangen, junge Leute zu erziehen, lehren Sie Ihre Schüler, nicht zu erröten und beim kleinsten Scherz die Fassung zu verlieren; nicht mit Bezug auf eine einzige Frau dieselben Dinge so lebhaft zu leugnen, die er hinsichtlich aller andern so sanft verteidigt. Lehren Sie sie ferner die Kunst, das Lob ihrer Geliebten anzuhören, ohne daß sie sich verpflichtet fühlen, dafür zu danken. Und wenn Sie ihnen erlauben, Sie in Gesellschaft anzusehen, dann mögen sie wenigstens erst lernen, den so leicht erkennbaren Blick des Besitzers zu maskieren, den sie so ungeschickt mit dem Blick der Liebe verwechseln. Dann können Sie sie bei Ihren öffentlichen Übungen vorführen, ohne

daß ihre Leistungen ihrer klugen Lehrerin Schande machen; und ich selbst werde mich glücklich fühlen, wenn ich an Ihrem Ruhm mitwirken kann, und verspreche Ihnen, die Programme dieses neuen Lyzeums auszuarbeiten und zu verbreiten.

Bis dahin aber muß ich gestehen, ich wundere mich, daß Sie sich darauf verlegt haben, gerade mich wie einen Schüler zu behandeln. O, wie bald hätte ich mich an jeder andern Frau gerächt! Was für ein Vergnügen ich mir daraus machen wollte! Und wie bequem es jedes andere übertreffen würde, das sie mir entziehen wollte! Ja, wirklich nur bei Ihnen will ich vielleicht eine Genugtuung der Rache vorziehen. Und glauben Sie nicht, ich werde vom geringsten Zweifel, von der mindesten Ungewißheit zurückgehalten. Ich weiß alles.

Sie sind seit vier Tagen in Paris; jeden Tag war Danceny bei Ihnen, und Sie haben nur ihn allein gesehen. Sogar noch heute war Ihre Tür geschlossen; und damit Ihr Schweizer mich hinderte, bis zu Ihnen zu dringen, hat ihm nur eine der Ihrigen ebenbürtige Dreistigkeit gefehlt. Indessen sollte ich nicht zweifeln, schrieben Sie mir, daß ich als erster Ihre Ankunft erfahren würde, diese Ankunft, deren Tag Sie mir noch nicht sagen konnten, während Sie mir am Vorabend Ihrer Abreise schrieben. Wollen Sie diese Tatsachen leugnen oder es versuchen, sich zu entschuldigen? Eines ist so unmöglich wie das andere; und doch halte ich noch an mich! Da können Sie Ihre Macht erkennen. Aber glauben Sie mir, begnügen Sie sich damit, sie erprobt zu haben, und mißbrauchen Sie sie nicht länger. Wir kennen uns alle beide, Marquise; dies Wort sollte Ihnen genügen.

Sie sind morgen den ganzen Tag aus, haben Sie mir gesagt? Wunderschön, wenn Sie wirklich aus sind; und Sie können sich denken, daß ich es erfahren werde. Aber schließlich, am Abend kommen Sie nach Hause; und zu unserer schwierigen Versöhnung werden wir bis zum nächsten Morgen nur eben genug Zeit haben. Lassen Sie mich doch wissen, ob Ihre Wohnung oder „das kleine Haus“ der Schauplatz unserer zahlreichen beiderseitigen Sühnopfer sein soll. Vor allem keinen Danceny mehr! Ihr eigensinniger Kopf hatte sich mit dem Gedanken an ihn angefüllt, und ich darf

bei diesem Wahnsinn Ihrer Phantasie von Eifersucht absehen. Bedenken Sie aber, daß von diesem Augenblick ab, was nur eine Grille war, zur ausgesprochenen Bevorzugung werden würde. Ich glaube mich zu dieser Demütigung nicht geschaffen und erwarte nicht, sie von Ihnen zu erdulden.

Ich hoffe sogar, daß dies Opfer Ihnen gar keins scheinen wird. Wenn es Sie aber auch etwas kostet, so dünkt mich, daß ich Ihnen ein recht schönes Beispiel gegeben habe! Eine gefühlvolle, schöne Frau, die nur für mich lebte, die in diesem selben Augenblick vielleicht stirbt vor Liebe und Schmerz, ist vielleicht so viel wert wie ein junger Lehrling, dem, wenn Sie wollen, ein hübsches Gesicht und auch Geist nicht abgeht, der aber noch keine Weltkenntnis und keine Festigkeit hat.

Adieu, Marquise, ich rede Ihnen nicht von den Gefühlen, die ich für Sie hege. Alles, was ich in diesem Augenblick tun kann, ist, mein Herz nicht zu erforschen. Ich erwarte Ihre Antwort. Bedenken Sie dabei, bedenken Sie wohl, daß, je leichter Sie's haben, die mir zugefügte Beleidigung bei mir in Vergessenheit zu bringen, mit desto unverwischlicheren Zügen würde eine Weigerung Ihrerseits, ein bloßer Aufschub, sie in mein Herz graben.

Paris, den 3. Dezember 17, abends.**

*

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Nehmen Sie sich doch in acht, Vicomte, und schonen Sie etwas mehr meine äußerst entwickelte Schüchternheit! Wie soll ich den niederdrückenden Gedanken ertragen, mir Ihre Empörung zuzuziehen, und vor allem, wie soll ich der Furcht vor Ihrer Rache nicht erliegen? Um so mehr, als, wie Sie wissen, wenn Sie mir einen schlimmen Streich spielen, es mir unmöglich wäre, Ihnen auch einen zu spielen. Ich könnte reden, wie ich wollte, Ihr Dasein wäre darum noch ebenso glänzend und noch ebenso friedlich. Was hätten Sie eigentlich zu fürchten? Daß Sie abreisen müßten, wenn man Ihnen Zeit dazu ließe. Aber lebt es sich nicht im Ausland wie hier? Und vorausgesetzt, daß der französische Hof Sie an dem, wo Sie sich niederlassen würden, in Ruhe ließe, wäre

es alles in allem für Sie nur ein Wechsel im Schauplatz Ihrer Triumphe. Nachdem ich so versucht habe, Ihnen mit diesen moralischen Betrachtungen wieder kaltes Blut zu machen, wenden wir uns wieder zu unseren Angelegenheiten.

Wissen Sie, Vicomte, warum ich mich nicht wieder verheiratet habe? Sicher nicht aus Mangel an vorteilhaften Partien, sondern einzig, damit mir über mein Tun und Lassen niemand etwas zu sagen hat. Ich wäre zwar überhaupt nicht bange gewesen, daß ich nicht mehr tun könnte, was ich wollte, denn schließlich hätte ich es doch immer getan; aber es wäre mir lästig gewesen, daß jemand auch nur das Recht gehabt hätte, sich darüber zu beschweren. Endlich darum nicht, weil ich nur zum Vergnügen betrügen wollte und nicht aus Not. Und nun schreiben Sie mir einen Brief, wie nur je ein Ehemann ihn schreiben könnte! Sie sprechen darin nur von Unrecht auf meiner Seite und von Gnade auf Ihrer! Wie kann man denn gegen jemand strafbar sein, dem man gar nichts schuldet? Ich kann es nicht fassen!

Sehen wir zu, worum handelt es sich so dringend? Sie haben Danceny bei mir vorgefunden, und das hat Ihnen mißfallen? Sehr schön; aber was konnten Sie daraus schließen? Entweder, daß es Zufall war, wie ich Ihnen sagte, oder mein Wille, wie ich nicht sagte. Im ersten Fall ist Ihr Brief ungerecht; im zweiten ist er lächerlich: dann war's mal der Mühe wert, zu schreiben! Aber Sie sind eifersüchtig, und Eifersucht kennt keine Vernunft. Nun denn, ich will Vernunft für Sie mit haben.

Entweder haben Sie einen Rivalen, oder Sie haben keinen. Wenn Sie einen haben, müssen Sie gefallen, damit Sie ihm vorgezogen werden; wenn Sie keinen haben, müssen Sie auch wieder gefallen, damit Sie keinen bekommen. Auf alle Fälle haben Sie sich ganz gleich zu verhalten: wozu wollen Sie sich also quälen? Wozu vor allem mich selbst quälen! Haben Sie denn nicht mehr das Bewußtsein, daß Sie der Liebenswürdigste sind? Und sind Sie Ihrer Erfolge nicht mehr sicher? Ei was, Vicomte, Sie tun sich unrecht. Aber darum handelt es sich nicht; es handelt sich darum, daß Sie sich nicht einbilden sollen, es läge Ihnen soviel dran. Es verlangt Sie nicht so sehr nach meinen Freundlichkeiten;

Sie wollen nur Ihre Macht mißbrauchen. Pfui, Sie sind undankbar. Das ist wohl gar Gefühl, glaube ich! Und wenn ich noch etwas fortführe, könnte dieser Brief sehr zärtlich werden; aber Sie verdienen es nicht...

Auf Ihren Drohbrief kann ich also nichts weiter antworten, als daß er weder die Gabe, mir zu gefallen, gehabt hat, noch die Macht, mich einzuschüchtern, und daß ich für den Augenblick so wenig als irgend denkbar dazu geneigt bin, Ihnen Ihr Verlangen zu gewähren.

Die Wahrheit ist: wenn ich Sie so, wie Sie sich heute zeigen, annehmen wollte, dann würde ich eine wirkliche Untreue gegen Sie begehen. Denn das hieße nicht, mit meinem früheren Liebhaber wiederanknüpfen; das hieße einen neuen nehmen, und zwar einen, der nicht entfernt soviel wert ist wie der andere. Ich habe den ersten nicht genügend vergessen, daß ich solchen Irrtum begehen könnte. Der Valmont, den ich liebte, war bezaubernd. Ich will sogar gern zugeben, daß ich nie einen liebenswürdigeren Mann getroffen habe. Ach bitte, Vicomte, wenn Sie ihn wiederfinden, bringen Sie ihn mir; der wird immer wohl aufgenommen werden.

Kündigen Sie ihm indessen an, daß es keinesfalls für heute oder morgen wäre. Sein Doppelgänger hat ihm ein bißchen geschadet; und wenn ich mich zu sehr beeilte, würde ich fürchten, mich zu irren. Oder habe ich vielleicht gar für diese zwei Tage Danceny mein Wort gegeben? Und Ihr Brief hat mich gelehrt, daß Sie keinen Spaß verstehen, wenn man sein Wort nicht hält. Sie sehen also, Sie müssen warten.

Aber was liegt Ihnen daran? Sie werden sich immer noch gut rächen an Ihrem Rivalen. Er wird Ihrer Geliebten nichts Ärgeres antun als Sie seiner. Und ist nicht schließlich eine Frau so viel wert wie die andere? Das ist Ihr Grundsatz. Die sogar, „die zärtlich und gefühlvoll wäre, die nur für Sie lebte und endlich an Liebe und Gram stürbe," würde dennoch der ersten Laune geopfert werden, der Furcht, daß man Sie einen Augenblick necken könnte; — und Sie wollen, daß andere sich Zwang antun? O, das ist nicht gerecht!

Adieu, Vicomte, kommen Sie doch liebenswürdig wieder. Mir wäre wahrhaftig nichts lieber, als wenn ich Sie bezaubernd finden könnte; und sobald ich dessen gewiß bin, verpflichte ich mich, es Ihnen zu beweisen. Ich bin wirklich zu gut.

Paris, den 4. Dezember 17.**

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.

Ich antworte unverzüglich auf Ihren Brief und will trachten, mich klar auszudrücken, was bei Ihnen nicht leicht ist, wenn Sie einmal entschlossen sind, nicht verstehen zu wollen.

Langer Reden brauchte es nicht, um festzustellen, daß, da jeder von uns genug in Händen hat, um den anderen zugrunde zu richten, wir gleich sehr daran interessiert sind, uns gegenseitig zu schonen. Davon ist jetzt auch gar nicht die Rede. Aber zwischen dem gewalttätigen Entschluß, sich zugrunde zu richten, und dem gewiß besseren, vereint zu bleiben, wie wir's waren, und noch einiger zu werden dadurch, daß wir unser früheres Verhältnis wiederaufnehmen, — zwischen diesen beiden Stellungnahmen, sage ich, gibt es tausend andere. Es war also nicht lächerlich, Ihnen zu sagen, und es ist also nicht lächerlich, Ihnen zu wiederholen, daß ich von diesem selben Tage an entweder Ihr Liebhaber bin oder Ihr Feind.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß diese Wahl Ihnen lästig ist, daß Sie lieber Ausflüchte machen möchten; und es ist mir nicht unbekannt, daß es Ihnen niemals angenehm war, so zwischen ein Ja und ein Nein gestellt zu sein. Sie müssen aber auch fühlen, daß ich Sie aus diesem engen Kreis nicht herauslassen kann, ohne Gefahr, daß Sie mich täuschen; und Sie haben sich vorher sagen müssen, daß ich das nicht dulden würde. Jetzt ist es an Ihnen, zu entscheiden. Ich kann Ihnen die Wahl lassen, nicht aber im ungewissen bleiben.

Ich sage Ihnen nur im voraus, daß Sie mich mit Ihren guten oder schlechten Vernunftgründen nicht irreführen werden; daß Sie mich ebensowenig mit den paar Schmeicheleien verführen werden, womit Sie Ihre Weigerungen aufzuputzen gesucht haben;

und daß nun endlich der Augenblick da ist, wo es offen sein heißt. Ich tue nichts lieber, als Ihnen mit gutem Beispiel vorangehn, und ich erkläre mit Vergnügen, daß ich Frieden und Einigkeit vorziehe. Muß aber eins wie das andere gebrochen werden, dann glaube ich, dazu das Recht und die Mittel zu haben.

Ich füge also hinzu, daß das geringste Hindernis, das von Ihnen ausgeht, meinerseits als regelrechte Kriegserklärung angesehen werden wird. Sie sehen, die Antwort, die ich von Ihnen verlange, erfordert keine langen noch schönen Sätze. Zwei Worte genügen.

Paris, den 4. Dezember 17**.

*

Antwort der Marquise von Merteuil, unten auf ebendiesen Brief geschrieben.

Also gut: Krieg!

*

Der Vicomte von Valmont an den Ritter Danceny.

Ich war zweimal bei Ihnen, lieber Ritter; aber seit Sie die Rolle des Liebenden mit der des Weiberhelden vertauscht haben, sind Sie, versteht sich, nicht mehr zu finden. Ihr Kammerdiener hat mir indessen versichert, daß Sie heute abend nach Hause kommen würden, daß er Befehl habe, Sie zu erwarten. Ich aber, der ich von allem unterrichtet bin, habe sehr wohl begriffen, daß Sie nur auf einen Augenblick heimkehren würden, um sich für die Gelegenheit umzuziehen, und daß Sie alsbald Ihren Siegeslauf wiederaufnehmen würden. Vortrefflich, ich kann Ihnen Beifall nicht versagen; aber vielleicht werden Sie für heute abend versucht sein, die Richtung dieses Siegeslaufs zu ändern. Sie kennen erst die Hälfte Ihrer Geschäfte; ich muß Sie über die andere aufklären, dann können Sie entscheiden. Nehmen Sie sich also die Zeit zum Lesen meines Briefes. Damit sollen Sie von Ihren Vergnügungen nicht abgelenkt werden, da er ja im Gegenteil nur den Zweck hat, Ihnen zwischen mehreren die Wahl zu lassen...

Sie haben für heute nacht ein Stelldichein, nicht wahr? Mit einer bezaubernden Frau, die Sie anbeten? Denn welche Frau

betet man in Ihrem Alter nicht an, wenigstens die ersten acht Tage! Der Ort der Handlung soll Ihr Vergnügen noch steigern. Ein kleines, wonniges Haus, das „nur für Sie eingerichtet wurde“, soll die Lust verschönen mit dem Zauber der Freiheit und dem des Geheimnisses. Alles ist abgemacht, man erwartet Sie, und Sie brennen darauf, hinzugehen! So, das wissen wir alle zwei, obwohl Sie mir nichts gesagt haben. Jetzt kommt das, was Sie nicht wissen, und was ich Ihnen sagen muß.

Seit ich wieder in Paris bin, sann ich auf Mittel, Sie dem Fräulein von Volanges näher zu bringen. Ich hatte es Ihnen versprochen; und noch das letztemal, da ich Ihnen davon sprach, durfte ich aus Ihren Antworten, ich könnte sagen aus Ihrer Leidenschaft, schließen, daß ich damit auf Ihr Glück sann. Ich konnte das recht schwere Unternehmen allein nicht zu gutem Ende führen; aber nachdem ich die Wege geebnet hatte, überließ ich das übrige dem Eifer Ihrer jungen Geliebten. Sie hat in Ihrer Liebe Hilfsquellen gefunden, die meiner Erfahrung abgingen; kurz, Ihr Unglück will, daß es ihr gelungen ist. Seit zwei Tagen, hat sie mir heute abend gesagt, sind alle Hindernisse überwunden, und Ihr Glück hängt nur noch von Ihnen ab.

Seit zwei Tagen schmeichelte sie sich auch, Ihnen dies selbst zu melden, und obwohl ihre Mama nicht da war, wären Sie empfangen worden. Aber Sie haben sich nicht einmal an der Tür gezeigt. Und um Ihnen alles zu sagen, ob es nun Laune ist oder Vernunft, aber die kleine Person schien mir diesen Mangel an Eifer bei Ihnen etwas übelzunehmen. Endlich hat sie es dann möglich gemacht, daß auch ich bis zu ihr gelangen konnte, und hat mir das Versprechen abgenommen, Ihnen sobald als tunlich den hier beigefügten Brief zu übergeben. Nach Ihrem Eifer dabei möchte ich wetten, daß es sich darin um ein Stelldichein für heute abend handelt. Jedenfalls habe ich auf Ehre und Freundschaft versprochen, daß Sie das zärtliche Schreiben im Lauf des Tages haben sollten, und kann und will mein Wort nicht brechen.

Wie also, junger Mann, wollen Sie nun Ihr Verhalten einrichten? Sie sind zwischen Gefallsucht und Liebe gestellt, zwischen Vergnügen und Glück: was werden Sie wählen? Spräche ich zu dem

Danceny von vor drei Monaten oder nur zu dem von vor acht Tagen, dann wäre ich seines Herzens und damit auch dessen, was er tun würde, ganz sicher. Wird aber der Danceny von heute, um den die Frauen sich reißen, der Abenteuer verfolgt und, wie üblich, ein bißchen ruchlos geworden ist, — wird der ein sehr schüchternes junges Mädchen, das nur seine Schönheit, seine Unschuld und seine Liebe für sich hat, den Reizen einer vollkommen „erfahrenen" Frau vorziehen? Mir, lieber Freund, scheint es, daß selbst bei Ihren neuen Grundsätzen, die doch immerhin auch die meinigen sind, die Umstände mich zu der jungen Liebenden bewegen würden. Erstens ist es eine mehr, und dann das Neue, und auch weil Sie fürchten müssen, die Frucht Ihrer Mühen zu verlieren, wenn Sie es versäumen, sie zu pflücken. Denn schließlich, hier hätten Sie wirklich eine Gelegenheit verpaßt, und nicht immer kehrt sie wieder, besonders wenn es sich um eine erste Schwäche handelt. Oft ist in solchem Fall nur ein Augenblick der Verstimmung nötig, ein eifersüchtiger Verdacht, weniger noch, um den schönsten Sieg zu verhindern. Die ertrinkende Tugend klammert sich manchmal an einen Strohhalm; ist sie aber erst entwischt, dann steht sie auf ihrer Hut und läßt sich nicht leicht wieder beikommen.

Was setzen Sie dagegen drüben aufs Spiel? Nicht einmal Abbruch der Beziehungen; höchstens einen kleinen Zwist, bei dem man mit ein paar Aufmerksamkeiten das Vergnügen einer Wiederversöhnung erkauft. Was bleibt einer Frau, die sich schon ergeben hat, weiter übrig, als Nachsicht? Was hätte sie von der Strenge? Den Verlust ihrer Freuden, ohne Gewinn für ihren Ruhm.

Wenn Sie, wie ich vermute, sich für die Liebe entscheiden, die mir auch die Vernunft für sich zu haben scheint, so gebietet, glaube ich, die Vorsicht, daß Sie sich bei dem versäumten Stelldichein nicht entschuldigen lassen. Lassen Sie einfach auf sich warten; wenn Sie sich mit einem Grund herauswagen, kommt man vielleicht in Versuchung, ihn auf seine Echtheit zu prüfen. Die Frauen sind neugierig und hartnäckig; alles kann herauskommen. Ich bin, wie Sie wissen, gerade jetzt selbst ein Beispiel

dafür. Lassen Sie aber die Hoffnung bestehen, die ja von Eitelkeit unterstützt werden wird, so wird man sie erst lange nach der zu Erkundigungen geeigneten Stunde aufgeben. Dann können Sie sich morgen das unübersteigliche Hindernis aussuchen, das Sie abgehalten hat. Sie sind krank gewesen, tot, wenn es sein muß, oder sonst irgend etwas, worüber Sie gleich verzweifelt sind, und alles wird beigelegt werden.

Wofür Sie sich im übrigen entscheiden, ich bitte Sie nur, mich es wissen zu lassen; und da ich nicht dabei interessiert bin, werde ich alles, was Sie tun, recht finden. Adieu, lieber Freund.

Hinzufügen will ich noch, daß es mir um Frau von Tourvel leid tut. Die Trennung von ihr bringt mich zur Verzweiflung. Denn ich würde die Hälfte meines Lebens geben für das Glück, ihr die andere weihen zu dürfen. Ach, glauben Sie mir, glücklich ist man nur durch Liebe!

Paris, den 5. Dezember 17.**

*

Der Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil.
(Bei ihrem Erwachen.)

Nun, Marquise, wie sind Ihnen die Freuden der vergangenen Nacht bekommen? Sind Sie nicht ein bißchen müde? Geben Sie nur zu, daß Danceny ein reizender Mensch ist! Er verrichtet Wunder, dieser Junge! Das haben Sie nicht von ihm erwartet, wie? Alles was recht ist, solch ein Rivale verdiente wirklich, daß Sie mich ihm opferten. Im Ernst, er ist voll guter Eigenschaften! Aber vor allem: wieviel Liebe, Beständigkeit, Gewissenhaftigkeit! Ach, wenn Sie je so von ihm geliebt werden wie seine Cécile, dann brauchen Sie keine Mitbewerberinnen zu fürchten: diese Nacht hat er's Ihnen bewiesen. Vielleicht kann durch heftige Koketterie eine andere Frau ihn Ihnen einen Augenblick wegnehmen. Ein junger Mensch versteht sich solchem herausfordernden Locken nicht recht zu entziehen. Aber ein einziges Wort der Geliebten genügt, wie Sie sehen, um diese Täuschung zu zerstreuen. Somit fehlt Ihnen bloß, daß Sie die Geliebte sind, dann sind Sie vollkommen glücklich.

Sicher werden Sie sich darüber nicht täuschen. Sie haben ein zu richtiges Gefühl, als daß dies zu fürchten wäre. Indessen hat meine aufrichtige, von Ihnen anerkannte Freundschaft mir den Wunsch eingegeben, einmal die Probe von heute nacht anzustellen. Sie ist das Werk meines Eifers. Es ist gut gegangen: aber keinen Dank; es ist nicht der Mühe wert, nichts war leichter als das.

Was hat es mich eigentlich gekostet? Ein leichtes Opfer und einige wenige Geschicklichkeit. Ich habe darein gewilligt, mit dem jungen Mann die Gunst seiner Geliebten zu teilen; aber schließlich hatte er wirklich ebensoviel Recht auf sie wie ich, und mir lag so wenig an ihr! Der Brief, den das junge Wesen ihm geschrieben hat — ich und kein anderer habe ihn ihr diktiert; aber nur um Zeit bei ihr zu gewinnen, weil wir sie besser zusammen anwenden konnten. Der, den ich beigelegt habe, o, das war nichts, fast nichts: ein paar freundschaftliche Bemerkungen, um die Wahl des jungen Liebhabers zu lenken. Aber zur Ehre der Wahrheit muß ich sagen, sie waren unnötig; er ist keinen Augenbiick unschlüssig gewesen.

Und dann will er auch, in seiner Unschuld, heute zu Ihnen und Ihnen alles erzählen; und die Erzählung wird Ihnen gewiß viel Vergnügen machen! Er wird zu Ihnen sagen: „Lesen Sie in meinem Herzen"; er läßt mich das wissen; und Sie sehen wohl, das bringt alles wieder in Ordnung. Ich hoffe, wenn Sie dann darin lesen, was er möchte, lesen Sie vielleicht auch, daß so junge Liebhaber ihre Gefahren haben; und ferner, daß es besser ist, mich zum Freund zu haben als zum Feind.

Adieu, Marquise, auf Wiedersehen!

Paris, den 6. Dezember 17**.

*

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Ich liebe nicht, daß man ein übles Verfahren mit einem schlechten Scherz krönt; das ist nicht meine Art und nicht mein Geschmack. Wenn ich mich über jemand zu beschweren habe, spotte ich seiner nicht; ich tue was Besseres, ich räche mich. So zufrieden Sie in diesem Augenblick sein mögen, vergessen Sie nicht, es wäre nicht

das erstemal, daß Sie sich im voraus und ganz allein gefreut hätten, in der Hoffnung auf einen Triumph, der Ihnen gerade in dem Augenblick entwischt wäre, da Sie sich zu ihm Glück wünschten. Adieu.

Paris, den 6. Dezember 17**

*

Der Ritter Danceny an den Vicomte von Valmont.

Mein Herr! Ich bin von Ihrer Handlungsweise gegen mich unterrichtet. — Ich weiß auch, daß Sie noch nicht zufrieden sind, mich in unwürdiger Weise zum besten zu halten, sondern sich auch nicht scheuen, damit zu prahlen, sich etwas darauf einzubilden. — Ich habe den von Ihrer Hand niedergeschriebenen Beweis Ihres Verrats gesehen. Ich gestehe, daß es mir das Herz zerrissen hat, und daß ich einige Scham empfinde, weil ich selbst so sehr mitgeholfen habe zu dem abscheulichen Mißbrauch, den Sie mit meinem blinden Vertrauen getrieben haben. Doch beneide ich Sie nicht um diesen schimpflichen Vorteil; nur bin ich neugierig, ob Sie ihn bei jeder Gelegenheit über mich erhalten werden. Ich werde dies erfahren, wenn Sie, wie ich hoffe, sich gefälligst morgen zwischen acht und neun Uhr früh am Tor des Gehölzes von Vincennes, im Dorf Saint-Mandé einfinden wollen. Ich werde Sorge tragen, daß für die Aufklärungen, die ich von Ihnen noch erhalten muß, alles Nötige zur Stelle ist.

Ritter Danceny.

Paris, den 6. Dezember 17**, abends.

Deutschland.



Die Schaukel
Nach dem Gemälde von Jean Honoré Fragonard

Rheinsberg — Potsdam Sanssouci.

DER KRONPRINZ AN VOLTAIRE. Berlin, 8. August 1736.

Mein Herr! Obwohl ich nicht das Vergnügen habe, Sie persönlich zu kennen, sind Sie mir doch durch Ihre Werke nicht weniger bekannt. Diese sind, wenn man es so ausdrücken darf, Schätze des Geistes, Schriften, die mit so viel Geschmack, Feinheit und Kunst gearbeitet sind, daß ihre Schönheiten jedesmal, wenn man sie wieder liest, neu erscheinen. Ich glaube, in ihnen den Charakter ihres genialen Verfassers erkannt zu haben, der unserer Zeit und dem menschlichen Geiste Ehre macht. Die großen Männer unserer Zeit werden Ihnen, und Ihnen allein, eines Tages dafür zu danken haben, daß Sie, wenn der Streit aufs neue ausbrechen sollte, ob ihnen oder den Alten der Vorzug gebührt, die Wagschale zu ihren Gunsten zum Sinken bringen werden.

Sie fügen zu der Eigenschaft eines ausgezeichneten Dichters eine Fülle anderer Kenntnisse hinzu, die zwar in der Tat einige Verwandtschaft mit der Poesie haben, aber ihr doch nur durch Ihre Feder verbunden wurden. Niemals hat ein Dichter metaphysische Gedanken in Rhythmen gebracht; diese Ehre war Ihnen als dem ersten vorbehalten...

Die Milde und Unterstützung, die Sie allen denen erweisen, welche sich den Künsten und Wissenschaften widmen, lassen mich hoffen, daß Sie mich nicht aus der Zahl derer ausschließen werden, welche Sie Ihrer Unterweisungen für würdig halten. So nenne ich den brieflichen Verkehr mit Ihnen, der jedem denkenden Wesen nur vorteilhaft sein kann. Ich wage sogar zu behaupten, ohne dem Verdienste eines anderen Abbruch zu tun, daß es auf der ganzen Welt nicht einen Menschen gibt, dessen Lehrer Sie nicht sein könnten...

Wenn mein Schicksal mir nicht die Gunst erweist, Sie zu besitzen, so hoffe ich doch wenigstens, eines Tages den, den ich so sehr aus der Ferne bewundere, zu sehen.

VOLTAIRE AN DEN KRONPRINZEN.

Leyden, Dezember 1736.

Monseigneur,

ich habe Freudentränen vergossen, als ich Ihren Brief las, mit dem Eure Königliche Hoheit mich ehren wollten. Ich erkenne darin einen Fürsten, der sicherlich die Liebe des Menschengeschlechts sein wird. Ich bin auf jede Weise erstaunt: Sie denken wie Trajan, Sie schreiben wie Plinius und Sie sprechen Französisch wie unsere besten Schriftsteller... Ich will Ihnen nicht schmeicheln, Monseigneur; das würde ein Verbrechen sein, es würde so sein, als wenn ein Gifthauch eine Blume träfe. Dazu bin ich nicht imstande. Mein ergriffenes Herz spricht zu Eurer Königlichen Hoheit... Unaufschiebbare Verpflichtungen und Umstände, deren Herr ich nicht bin, hindern mich, persönlich die Huldigungen, die ich Ihnen schulde, zu Ihren Füßen niederzulegen. Vielleicht kommt aber eine Zeit, zu der ich glücklicher sein werde.

DER KRONPRINZ AN DEN SÄCHSISCHEN GESANDTEN VON SUHM.

Rheinsberg, 23. Oktober 1736.

Ich erhalte soeben zwei Briefe von Ihnen, mit denen Sie mir eine Freude bereitet haben. .... Ich glaube, daß Sie nicht böse sein werden, wenn ich Ihnen zwei Worte über unsern ländlichen Zeitvertreib sage; denn mit Personen, die uns teuer sind, geht man gern auf die kleinsten Einzelheiten ein. Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei Klassen geteilt, deren erste die nützlichen und deren zweite die angenehmen umfaßt. Unter die Zahl der nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Aufführung von Tragödien und Komödien, die Maskeraden und die Gastmähler, die wir geben. Die ernsten Beschäftigungen haben indessen stets den Vorzug vor den anderen, und ich darf sagen, daß wir von den Vergnügungen nur einen vernünftigen Gebrauch machen,

indem wir sie nur dazu benutzen, dem Geist Erholung zu verschaffen und das mürrische Wesen des allzu strengen philosophischen Ernstes zu mildern, der sich nicht leicht die Stirn von den Grazien entrunzeln läßt.

Unsere unglückliche Lage als Menschen führt uns auf einem sehr engen Wege, an dessen beiden Seiten es zwei Abgründe gibt, die man Mißbräuche nennt. Es gibt ein Übermaß von Weisheit und ein Übermaß von Torheit; das Lächerliche ist bei beiden ungefähr gleich; und um dem Irrenhaus zu entgehen, muß man darauf bedacht sein, in gleicher Weise beide Extreme zu vermeiden, indem man Scherz mit Ernst und heitere Freude mit strenger Tugend verbindet. Sie, der Sie an einem glänzenden Hofe leben, an dem der gute Geschmack herrscht, haben es nicht nötig, Gegengifte zu nehmen, die wir nehmen müssen ...

DER KRONPRINZ AN VOLTAIRE.

Remusberg, 7. April 1737.

Mein Herr, selbst Ihre Art, zu siegeln, beweist mir die verpflichtende Aufmerksamkeit, die Sie gegen mich haben. Sie sprechen in einem außerordentlich schmeichelhaften Tone mit mir, überhäufen mich mit Lobsprüchen, geben mir Beinamen, die nur großen Männern zukommen, und ich erliege der Last dieses Lobes.

Mein Reich würde sehr klein sein, mein Herr, wenn es nur Untertanen von Ihrem Verdienste haben sollte. Sind Könige nötig, um Philosophen zu beherrschen? Ignoranten, um gelehrte Männer zu führen? mit einem Worte: Leute, beherrscht von ihren Leidenschaften, um die, die sie zu Untertanen haben, nicht durch Furcht vor Bestrafungen, nicht durch kindische Besorgnis vor der Hölle und den Teufeln, sondern durch Liebe zur Tugend von Lastern abzuhalten?

Ihre Führerin, Ihre Fürstin ist die Vernunft, und Heinrich der Große[1]) ist Ihr Schutzheiliger. Fremder Beistand würde überflüssig für Sie sein. Wenn ich Ihnen indes die Wirkung meiner Gesinnungen gegen Sie im Verhältnisse zu meiner Stellung in der

---

[1]) Heinrich IV. von Navarra.

Welt zeigen könnte, so würden Sie an mir einen Heiligen haben, der sich nie vergeblich anrufen ließe; ich gebe Ihnen sogleich eine kleine Probe hiervon. Es kommt mir so vor, als wünschten Sie mein Porträt zu besitzen. Sie wollen es: augenblicklich habe ich es bestellt.

Um Ihnen zu zeigen, wie sehr die Künste bei uns geehrt werden, muß ich Ihnen sagen, mein Herr, daß man eine jede bei uns zu veredeln sucht. Das Porträt ist von einem meiner Kammerherren, namens Knobelsdorff, der, außerdem daß er den Pinsel führen kann, noch mehr Talente besitzt. Er weiß, daß er für Sie arbeitet, und daß Sie ein Kenner sind; dieser Sporn war hinreichend, damit er sich selbst zu übertreffen suchte. Einer meiner vertrauten Freunde, der Baron von Keyserlingk, oder Cäsarion, wird Ihnen mein Bildnis bringen. Gegen Ende des nächsten Monats ist er in Cirey. Sie werden dann selbst beurteilen können, ob er nicht die Achtung jedes Ehrenmannes verdient. Seien Sie so gütig, mein Herr, sich ihm anzuvertrauen. Er hat den Auftrag, über die Pucelle, die Philosophie Newtons, die Geschichte Ludwigs XIV. und über alles in Sie zu dringen, was sich Ihnen abpressen läßt . . .

Wodurch hat mein Regiment Ihre Neugierde erregen können? Ich wünschte, es wäre durch seine Tapferkeit bekannt und nicht durch seine Schönheit. Ein Regiment muß sich nicht durch eitlen Pomp, durch Pracht und äußern Glanz auszeichnen. Die Truppen, mit denen sich Alexander Griechenland unterwarf und den größten Teil von Asien eroberte, waren ganz anders beschaffen. Ihr einziger Schmuck war das Eisen. Sie waren durch lange und mühselige Gewohnheit zu beschwerlichen Arbeiten abgehärtet und wußten Hunger, Durst und alle Leiden zu ertragen, die ein langer Krieg mit sich führt. Eine scharfe und strenge Disziplin vereinigte sie auf das innigste, ließ sie alle gemeinschaftlich zu einem Zwecke wirken und machte sie geeignet, die größten Pläne ihrer Feldherrn geschwind und kraftvoll auszuführen.

Was die ältesten Zeiten der römischen Geschichte angeht, so sehe ich mich genötigt, ihre Glaubwürdigkeit zu verteidigen, und zwar aus einem Grunde, der Sie überraschen wird. Um ihn Ihnen zu

erklären, muß ich auf Einzelheiten eingehen, die ich indes so kurz als möglich behandeln will.

Vor einigen Jahren hat man im Vatikan eine Handschrift gefunden, in der die Geschichte des Romulus und Remus ganz anders als auf die gewöhnliche Art erzählt wird. Sie versichert nämlich, Remus sei den Verfolgungen seines Bruders entgangen, habe sich, um vor dessen wütender Eifersucht in Sicherheit zu kommen, nach den nördlichen Provinzen von Deutschland in die Gegend der Elbe geflüchtet, hier an einem großen See eine Stadt angelegt, der er seinen Namen gab, und sei dann nach seinem Tode auf einer Insel begraben worden, die sich aus dem Wasser erhebe und mitten in dem See eine Art von Berg bilde.

Vor vier Jahren schickte der Papst zwei Mönche hierher, die den Ort, den Remus gegründet hat, nach der Beschreibung, die ich Ihnen soeben gemacht habe, entdecken sollten. Sie glaubten, es müsse Remusberg oder der Berg Remus sein. Die guten Mönche ließen auf der Insel und auf allen Seiten graben, um die Asche des Remus zu entdecken. Mag sie nun entweder nicht sorgfältig genug aufbewahrt oder von der alles zerstörenden Zeit mit der Erde vermischt worden sein; genug, so viel ist gewiß, daß sie nichts fanden.

Einer anderen Tradition zufolge, die aber um nichts verbürgter ist als diese, hat man vor hundert Jahren, als der Grund zu dem Schlosse gelegt wurde, zwei Steine gefunden, worauf die Geschichte von dem Geierflug eingehauen war. Obgleich die Figuren stark zerstört waren, so hat sich doch einiges davon unterscheiden lassen. Unsere gotischen Ahnen waren leider sehr unwissend, bekümmerten sich wenig um Altertümer, vernachlässigten diese schätzbaren historischen Monumente und ließen uns folglich in gänzlichem Dunkel über die Wahrheit oder Unwahrheit eines so wichtigen Umstandes.

Vor noch nicht drei Monaten fand man, als im Garten gegraben wurde, eine Urne und römische Münzen, aber sie waren so alt, daß man kaum noch das Gepräge erkennen konnte. Ich schickte sie Herrn la Croze, und er war der Meinung, sie könnten wohl siebzehn- oder achtzehnhundert Jahre alt sein ...

AUS EINEM BRIEF DES FREIHERRN VON BIELEFELD, DER AUF EINER REISE DURCH RHEINSBERG KAM.

Rheinsberg, den 30. Oktober 1739.

... Alle, die auf dem Schlosse wohnen, genießen sowohl bei ihren häuslichen Beschäftigungen wie bei ihren Vergnügungen die ungezwungenste Freiheit. Sie sehen den Kronprinzen und dessen Gemahlin nur bei Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Konzert, oder bei andern Festen, an denen sie teilnehmen können. Die Zeit, die dem denkenden Menschen so kostbar, dem oberflächlichen so lang vorkommt, wird hier nicht mit Schlafen bis an den Mittag, nicht mit Frühstücken, nicht mit Besänftigung und leerer Vertröstung der Gläubiger, nicht mit wichtigen und geheimnisvollen Konferenzen mit Schneider und Putzmacherin, nicht mit Toilettemachen noch mit unnützem Geschwätz im Vorzimmer zugebracht. Jeder denkt, liest, malt, zeichnet, schreibt, spielt ein Instrument, ergötzt oder beschäftigt sich in seinem Zimmer mit etwas Nützlichem bis zur Tafel. Alsdann kleidet man sich sauber, doch ohne Pracht und Verschwendung, an und begibt sich in den Speisesaal.

Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verraten den Mann von Geist. Er bemüht sich jetzt, die gefährlichen politischen Träume des Machiavell zu widerlegen. Sein Gespräch bei Tafel ist unvergleichlich; er spricht viel und gut. Es scheint, als wäre ihm kein Gegenstand fremd oder zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Sein Witz gleicht dem nie verlöschenden Feuer der Vesta. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle anderer zutage zu fördern, indem er Gelegenheit, ein sinnreiches Wort anzubringen, gibt. Er scherzt und neckt oft, doch ohne Bitterkeit, und ohne eine witzige Erwiderung übel aufzunehmen. Glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß mich der Nimbus blendet, der den Kronprinzen umgibt. Nein, ich schwöre es Ihnen, selbst wenn er ein schlichter Privatmann wäre, würde ich mit Vergnügen meilenweit zu Fuß gehen, wenn mir seine Gesellschaft dadurch zuteil würde ...

Die Abende sind der Musik gewidmet. Der Prinz hält in seinem Salon Konzert, wozu man eingeladen sein muß. Eine solche Ein-

ladung ist immer eine besondere Gnadenbezeigung. Der Prinz spielt gewöhnlich die Flöte. Er behandelt das Instrument mit höchster Vollkommenheit; sein Ansatz sowie seine Fingergeläufigkeit und sein Vortrag sind einzig. Er hat mehrere Sonaten selbst gesetzt...

Er tanzt schön, mit Leichtigkeit und Grazie, und ist ein Freund jedes vernünftigen Vergnügens, mit Ausnahme der Jagd, die in seinen Augen geist- und zeittötend und, wie er sagt, nicht viel nützlicher als das Ausfegen eines Kamins ist.

Ungefähr vor vierzehn Tagen war der Kronprinz bei der Tafel außerordentlich lustig. Seine Fröhlichkeit steckte die ganze Tischgesellschaft an. Einige Gläser Champagner setzten unsern Witz in Bewegung... Der Prinz sagte beim Aufstehen, er sei fest entschlossen, dies kleine Bacchusfest an ebendem Platz, wo wir mittags aufgehört hätten, abends bei Tafel fortzusetzen. Gegen Abend wurde ich zum Konzert gerufen. Beim Schluß sagte der Prinz zu mir: „Vertreiben Sie sich jetzt die Zeit bei der Prinzessin; sobald sie ihr Spiel beendigt hat, wollen wir uns zur Tafel setzen und nicht eher aufstehen, bis die Wachslichter erlöschen und der Champagner den Kopf ein wenig illuminiert hat." Ich nahm diese Drohung für einen Scherz... Allein wir hatten uns kaum zur Tafel gesetzt, als der Prinz den Anfang machte, viele wichtige Gesundheiten, eine nach der andern, auszubringen, auf die man notwendig Bescheid tun mußte. Auf dieses erste Scharmützel folgte eine ganze Attacke scherzhafter und sinnreicher Einfälle sowohl von seiten des Prinzen als von einigen andern Anwesenden; die Fröhlichkeit ward allgemein, und selbst die Damen nahmen daran teil... Indessen empfand die übrige Gesellschaft so gut wie ich die Wirkung dieses Nektars, der an diesem Feste wie Wasser floß. Eine von den fremden Damen, die schwanger war, verspürte eine gleiche Ungemächlichkeit wie wir und stand hastig von der Tafel auf, um sich einige Augenblicke in ihr Zimmer zu begeben. Wir fanden diese heroische Handlung bewundernswürdig. Der Wein macht zärtlich. Die Dame wurde bei ihrer Rückkehr mit Schmeicheleien und Lobeserhebungen überhäuft. Niemals hat eine Frau bei ähnlicher Verrichtung so viel Beifall erhalten. Endlich,

sei es nun aus Zufall oder aus Vorsatz, zerbrach die königliche Prinzessin ein Glas. Dies war gleichsam die Losung für unsere ungestüme Freude und schien uns ein großes und der Nachahmung würdiges Beispiel zu sein. Im Augenblick flogen die Gläser in alle Ecken des Saals, und alles Kristall, Porzellan, Schalen, Spiegel, Leuchter, Geschirr u. dgl. wurden in tausend Stücke zerschlagen. Mitten in dieser gänzlichen Verwüstung bezeigte sich der Prinz wie bei Horaz der gesetzte Mann, der beim Untergang des ganzen Weltgebäudes die Trümmer mit einem ruhigen und heitern Auge betrachtet. Allein, da die Freude sich in einen Tumult verwandelte, entzog er sich dem Handgemenge und begab sich mit Hilfe seiner Pagen zurück in sein Zimmer. Die Prinzessin verschwand in demselben Augenblick.

DER KÖNIG AN DEN BARON VON PÖLLNITZ.

Berlin, 24. Juli 1744.

Um auf Ihren Brief vom 11. d. M., angefüllt mit den Zeichen Ihrer Reue, zu antworten, muß ich der Ansicht Ausdruck geben, daß Sie wohl selbst zugestehen werden, daß Ihr Benehmen mir gegenüber lächerlich und haltlos gewesen ist, ja selbst unwürdig. Nachdem Sie meine Güte und meinen Schutz wiederholt genossen hatten, nachdem ich Ihnen außer anderen Wohltaten Geschenke im Werte von sechstausend Talern gemacht hatte, um Sie aus dem Abgrunde Ihrer Schulden herauszureißen, haben Sie sich leichtsinnig, ohne Sinn und Verstand und mit einer fast beispiellosen Unklugheit aus meinen Diensten entfernt.

Eine so außerordentliche Undankbarkeit sollte mich hindern, einem Mann Gnade zu erweisen, der genugsam zu erkennen gegeben hat, daß sein angeblicher Verstand niemals mit Geradsinn, Treue und Erkenntlichkeit verbunden ist; dabei fällt mir ein gewisser Brief ein, den ich in den Papieren meines verstorbenen Vaters ruhmwürdigen Andenkens gefunden habe, und worin sich folgender Schlußsatz findet: „Mein Gott, wann werden Sie endlich vernünftig werden!“

Aus all diesem darf man schließen, daß ich, wenn ich nach den gewöhnlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Vernunft handeln

will, Sie völlig aufgeben und den traurigen Folgen Ihrer Torheit überlassen müßte. Da ich jedoch in Erwägung nehmen will, daß Ihnen die Natur trotz Ihres Geistes das Urteil versagt hat, das nötig ist, um ein tadelloses Leben zu führen, und Ihnen dieses Urteil auch vielleicht niemals gewähren wird, so habe ich beschlossen, Sie noch einmal zu Gnaden anzunehmen und alles, was Sie gesündigt haben, zu verzeihen und zu vergessen, jedoch unter der Voraussetzung, daß Sie sich aufrichtig folgenden Bedingungen unterwerfen:

Erstens lasse ich in ganz Berlin bekanntmachen, daß niemand sich untersteht, Ihnen irgend etwas, weder an Geld, noch an Waren zu borgen, und zwar bei einer Strafe von hundert Dukaten.

Zweitens verbiete ich Ihnen absolut, das Haus irgendeines fremden Gesandten zu betreten oder mit ihnen in andern Häusern zu verkehren oder ihnen Berichte über Tisch- oder andere Gespräche zuzustellen.

Drittens haben Sie, sooft Sie zu meiner Tafel zugelassen werden, Sorge dafür zu tragen, daß Sie nicht, wenn die anderen Gäste aufgeräumt sind, die Miene eines betrogenen Ehemannes annehmen, sondern sich vielmehr bemühen werden, dazu beizutragen, die heitere Stimmung zu erhalten und zu steigern.

Das ist das Wichtigste, was ich Ihnen vorschreiben muß. Sind Sie vernünftig genug, auf diese Bedingungen eingehen zu können und zu wollen, so bin ich bereit, Ihnen völliges Verzeihen und Vergessen Ihrer Fehler zuzugestehen.

(Eigenhändig:) Wenn Sie lieber Schweinen als großen Fürsten dienen wollen, wie Sie gesagt haben, so wird es Ihnen nicht an Stellung fehlen. Sie werden schon in Westfalen Beschäftigung finden und brauchen mich nicht.

Sie sind wirklich ein erbärmlicher Mensch; wenn ich Sie aus dem Elend ziehe, in welches Sie Ihre Narrheit und Ihre Unverschämtheiten gestürzt haben, so tue ich es nur aus Mitleid, denn Ihr Benehmen verdiente, daß man Sie für immer in vier Mauern einsperrte.

*

Pöllnitz, der damals gerade Protestant war, bat den König um eine größere Unterstützung. „Ja, wie soll ich Ihm bei meinen erschöpften Kassen helfen? Wäre Er noch Katholik, so könnte ich Ihm eine eben offene Pfründe verleihen." — Rasch nahm Pöllnitz einen seiner vielen Konfessionswechsel vor und bat dann um die Pfründe. „Wie schade, daß ich Seinen frommen Eifer nicht belohnen kann, da die Pfründe unterdessen vergeben ist; doch da fällt mir eben ein, daß ich eine Rabbinerstelle zu besetzen habe; wenn Er Jude werden will, so soll Ihm diese nicht entgehen."

DER KÖNIG AN DEN PRINZEN AUGUST WILHELM.

Potsdam, 15. Juli 1746.

Mein teuerster Bruder, Sie wissen, daß ich Sie liebe und mich immer auf das lebhafteste freue, wenn ich Sie sehe. Ich war glücklich darüber, dieses Vergnügen in Oranienburg und Remusberg zu haben; ich hätte auch keinen weiteren Genuß gebraucht, selbst wenn, mein lieber Bruder, Ihr Geschmack und Ihre Prachtliebe uns nicht alle mögliche andre Genüsse verschafft hätten. Ich wünsche dringend, daß die gestrige und heutige Hitze nicht unbequem für die Königin wird. Gestern, nach ihrer Abreise, hatten wir ein ländliches Souper auf der Brücke in Remusberg, wobei wir den Verlust der guten Gesellschaft bedauerten, die diesen süßen Zufluchtsort soeben verlassen hatte.

Heute habe ich in Ruppin und Nauen Station gemacht und an Plätzen, wo ich an die glücklichen Streiche und Verirrungen meiner Jugend erinnert wurde. Bei meiner Rückkehr auf diesen Schauplatz meiner tollen Vergnügungen sah ich, wie sich all die alten Bürger untereinander ins Ohr flüsterten: „Unser guter König ist doch sicherlich der größte Narrenmeister in seinen Staaten; wir, und unsere Fenster noch mehr, kennen ihn und wissen, was er wert ist. Endlich kann man doch, Gott sei Dank, ganze Fensterscheiben behalten, seitdem der Narr hier ausgerückt ist, um der Königin von Ungarn die Fenster einzuwerfen." Sie können sich denken, wie schwer meine Eigenliebe durch diese schöne Lobrede erniedrigt worden ist. Doch befolgte ich das Beispiel der klugen

Pudel: ich schüttelte mich und ging ab. Ich sagte mir, daß ein Prophet nirgends weniger gegolten hat als in seinem Vaterlande. Deshalb nehmen sich auch die Katholiken so sehr in acht, ihre Frommen heilig zu sprechen, bevor die Genossen ihrer Ausschweifungen, ihre Mätressen, ihre Pagen und ihre Klosterbrüder, tot und ordentlich begraben sind. Statt eines kurzen Briefes schreibe ich Ihnen einen sehr langen; aber ich bin zu träge, ihn abzukürzen, und bitte Sie, mir die Langeweile wegen der Zärtlichkeit und aller Gefühle zu verzeihen, mit denen ich bin usw.

VOLTAIRE AN DEN HERZOG VON RICHELIEU.

Sommer 1750.

... Ich komme in Potsdam an, die großen blauen Augen des Königs, sein holdseliges Lächeln, seine Sirenenstimme, seine fünf Schlachten, sein ausgesprochenes Gefallen an der Zurückgezogenheit und an der Arbeit, an Versen und an Prosa, endlich Freundlichkeiten, um den Kopf schwindeln zu lassen, eine entzückende Unterhaltungsgabe, Freiheit, im Verkehr volles Vergessen der Majestät, die Aufmerksamkeit, die schon von seiten eines Privatmannes bestricken würde, das alles hat mir den Verstand verrückt: ich ergebe mich ihm aus Leidenschaft, aus Verblendung, und ohne zu vernünfteln...

VOLTAIRE AN D'ARGENTAL.

Potsdam, Ende Juli 1750.

... Endlich bin ich an diesem ehemals gar wilden Orte, der jetzt durch die Künste nicht minder verschönt, als durch den Ruhm geadelt ist. 150 000 siegreiche Soldaten, keine Prokuratoren, Oper und Schauspiel, Philosophie und Poesie, ein Held, der zugleich Philosoph und Dichter ist, Größe und Anmut, Grenadiere und Musen, Kriegstrompeten und Geigen, platonische Gastmahle und Gesellschaft und Freiheit. Wer sollte es glauben? Und doch ist alles ganz wahr.

VOLTAIRE AN SEINE NICHTE.

Oktober 1750.

... Mein Geschäft ist, nichts zu tun. Ich genieße meiner Muße. Eine Stunde des Tages widme ich dem König, um seine Werke

in Prosa und Versen ein wenig abzurunden; ich bin sein Grammatiker, nicht sein Kammerherr. Den Rest des Tages habe ich für mich, und der Abend schließt mit einem angenehmen Souper.

DER KÖNIG AN VOLTAIRE.

Potsdam, 24. Februar 1751.

Ich bin sehr froh gewesen, Sie bei mir aufnehmen zu können; ich schätzte Ihren Geist, Ihre Gaben und Ihre Kenntnisse und durfte annehmen, daß ein Mann von Ihrem Alter, ermüdet, mit Literaten zu streiten und sich dem Sturm auszusetzen, hierher komme, um sich gleichsam in einen ruhigen Hafen zu flüchten. Aber zuerst verlangten Sie in einzigartiger Weise von mir, ich solle Fréron[1]) nicht damit beauftragen, mir Neuigkeiten zu schreiben; ich war schwach oder gefällig genug, Ihre Bitte zu gewähren, obschon es Ihnenn icht zukam, darüber zu entscheiden, wen ich in meinen Dienst nehmen sollte...

Sie haben den russischen Gesandten besucht und sich mit ihm über Fragen unterhalten, in die Sie sich nicht zu mischen haben, und zwar in einer Weise, die den Glauben erweckte, als hätte ich Ihnen Aufträge erteilt... Außerdem haben Sie die niederträchtigste Geschichte von der Welt mit dem Juden gehabt. In der ganzen Stadt haben Sie den ärgerlichsten Lärm darüber verursacht.

Die Sache mit den sächsischen Steuerscheinen ist so bekannt in Sachsen, daß ich die bittersten Beschwerden darüber entgegennehmen mußte. Bis zu Ihrer Ankunft habe ich in meinem Hause Frieden gehabt und muß Ihnen mitteilen, daß Sie sehr an die falsche Adresse gekommen sind, wenn Sie die Leidenschaft haben, Ränke und Intrigen zu spinnen. Ich liebe friedliebende und ruhige Menschen, die in ihrem Benehmen ohne die heftigen Leidenschaften der Tragödie auskommen. Können Sie sich dazu entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich mich lebhaft freuen, Sie zu sehen, überlassen Sie sich aber wiederum allen Ihren ungezügelten Leidenschaften, und wollen Sie von neuem mit der

---

[1]) Gegner Voltaires.

ganzen Welt Streit anfangen, so wird es mir nicht angenehm sein, Sie hierherkommen zu sehen: Sie können dann ebensogut in Berlin bleiben.

*

1753.

Der König hat sein Konsistorium gehalten, darin ist debattiert worden, ob Ihr Fall todeswürdig oder verzeihlich sei. Offenherzig gestanden haben sämtliche Doktoren dafür gestimmt, daß er außerordentlich todeswürdig und als solcher schon durch wiederholten Rückfall gekennzeichnet sei. Trotzdem glaubt Seine Majestät, durch die Fülle der Gnade Beelzebubs, die auf ihm ruht, Sie, wenn auch nicht vollständig, so doch wenigstens zum Teil absolvieren zu können. In Wahrheit sollte dies eigentlich nur auf irgendeinen Ihnen auferlegten Akt der Reue und Buße hin geschehen; da jedoch in Satans Reich viel auf das Genie gegeben wird, so glaube ich, daß man Ihnen zugunsten Ihrer Geistesgaben die Fehler verzeihen kann, die Ihrem Herzen in irgendeiner Weise unrecht tun. Das sind die Worte des Oberpriesters, die ich sorgfältig aufgezeichnet habe. Eigentlich sind sie eine Prophezeiung.

*

16. März 1753.

Es war nicht nötig, daß Sie eine Badereise nach Plombières, von der Sie behaupten, Sie hätten sie nötig, zum Vorwande nahmen, um mich um Ihren Abschied zu bitten. Sie können meinen Dienst verlassen, wann Sie wollen; ehe Sie jedoch abreisen, wollen Sie mir Ihre Anstellungsurkunde, den Kammerherrnschlüssel, das Kreuz und den Ihnen anvertrauten Band Gedichte zurücksenden lassen. Ich wünschte, meine Werke allein wären Ihren und Königs Pfeilen ausgesetzt gewesen. Ich opfere sie mit Vergnügen allen, die ihren eignen Ruf dadurch zu erhöhen glauben, daß sie den andrer Leute herabsetzen. Ich bin weder so töricht noch so eitel wie gewisse Schriftsteller. Literarische Ränke scheinen mir eine Schmach für die Literatur zu sein. Darum achte ich Ehrenmänner, die sich damit beschäftigen, nicht weniger hoch. Nur die Cliquenhäupter sind in meinen Augen verächtlich.

Damit bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme.

DER KÖNIG AN DEN MINISTER EARL MARISCHAL IN PARIS.

April 1753.

Mylord, seit einiger Zeit kamen allerhand Szenen zwischen Voltaire und Maupertuis vor. Da ich wünsche, daß man bei Ihnen die Wahrheit darüber erfährt, so will ich Ihnen einige Einzelheiten mitteilen, damit Sie sie gelegentlich in Paris verbreiten können.

Voltaire hatte Lust bekommen, Präsident unserer Akademie zu werden. Das beste Mittel, um dies zu erreichen, schien ihm, Maupertuis lächerlich zu machen. Zu diesem Zwecke nahm er in einem literarischen Streite, den König mit Maupertuis hatte, Königs Partei und griff Maupertuis heftig an. Um die Möglichkeit zu haben, seine Streitschriften hier drucken zu lassen, erbat er sich von mir die Erlaubnis, seine Verteidigung Lord Bolingbrokes zu veröffentlichen. Diese Erlaubnis benutzte er dazu, den Verleger zu betrügen und durch ihn seinen Akakia zu drucken, die schändlichste Satire gegen Maupertuis.

Ich erfuhr die Sache und ließ ihn kommen. Er mußte seine Gaunerei eingestehen. Ich drohte, ihn hinauswerfen zu lassen, wenn er nicht erstens die gesamte Auflage des Akakia herausgäbe und zweitens ein Schriftstück unterzeichne, in dem er versprach, künftighin weder Fürsten noch Privatleute anzugreifen, sondern in Ruhe und Frieden zu leben. Das mußte er sich denn gefallen lassen.

Kaum komme ich in diesem Winter in Berlin an, so erfahre ich, daß Akakia verkauft wird. Darauf ließ ich das Buch durch Henkershand verbrennen und Voltaire seinen Kammerherrnschlüssel und seinen Orden abfordern. Durch seine dringenden Bitten ließ ich mich erweichen und verlangte nur von ihm, daß er in der Zeitung alle seine nichtswürdigen Schmähschriften widerrufen sollte, was er denn auch tun mußte.

Darauf kam Voltaire wieder hierher und erbat sich die Erlaubnis, nach Plombières zu gehen. Ich gewährte sie ihm. Aber schon im Begriffe abzureisen, ließ er wieder Schmähschriften gegen mich los.

Jetzt ist er in Leipzig, wo er ebenfalls Satiren drucken läßt. Ich habe vollständig mit ihm gebrochen. Er wird nicht wieder herkommen.

Da er ein boshafter Narr und imstande ist, nach Frankreich zurückgekehrt, allerhand Verleumdungen und Schändlichkeiten über Maupertuis und über mein Land zu verbreiten, so bitte ich Sie, ihm soviel als möglich entgegenzuarbeiten.

Besonders wollen Sie seiner Nichte, Frau Denis, die von mir unterzeichnete Berufungsurkunde ihres Oheims abfordern. Sie muß sie herausgeben. Sie können überall sagen, daß ich mich gezwungen gesehen habe, den Menschen wegzuschicken, da er sich durch seine Gaunereien, Schurkenstreiche und seine Bosheit bei aller Welt verhaßt machte.

Kommt er nach Frankreich, so müssen Sie ihm ein Buch abfordern, das ich ihm gegeben habe, sowie alle Briefe. Ferner wollen Sie sich an die Minister wenden, um zu verhindern, daß er weitere Unverschämtheiten drucken läßt.

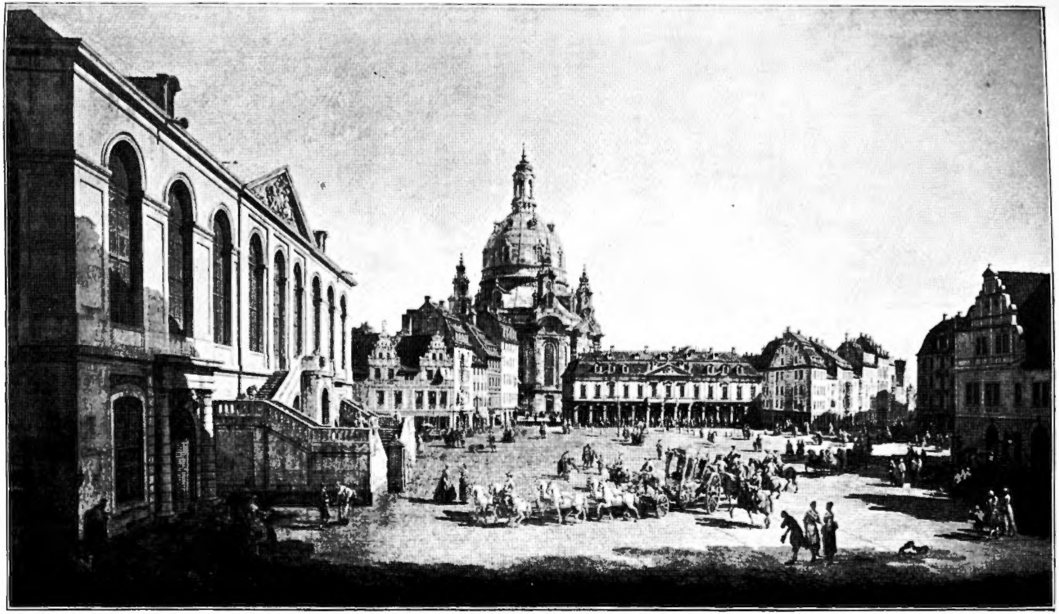
Es tut mir leid, Mylord, daß ich Ihnen so lächerliche Aufträge geben muß, aber ich bin schwer genug dafür bestraft, daß ich gütig gegen einen Narren gewesen bin, von dem nun herauskommt, daß er der boshafteste und undankbarste Mensch auf Erden ist. Die Mühe, die Sie sich in dieser Angelegenheit geben, wird die Freundschaft und Achtung, die ich für Sie hege, noch vermehren. Leben Sie wohl.

DER KÖNIG AN DEN MARQUIS D'ARGENS.

Walstatt, 18. August 1761.

Ich schreibe Ihnen, mein lieber Marquis, mitten zwischen der russischen und der österreichischen Armee. Indessen braucht man bis jetzt noch nichts zu fürchten. Ich glaube, daß unsere Sachen in wenigen Tagen zu einer Entscheidung kommen werden. In diesem kritischen Augenblick werden wir das Glück am nötigsten haben; denn es handelt sich um Ereignisse, an denen die Klugheit nicht so viel Anteil hat, als zu wünschen wäre, und bei denen man den Klugen umkommen und den Dummen Erfolg haben sieht; aber still davon! Sie sehen unsere Staatskunst verwirrt, und Sie gestehen es zu. Mich setzt es nicht in Erstaunen, denn es gibt da droben etwas, das unserer Weisheit spottet. Alles, was wahrscheinlich erscheint, ist oft das am wenigsten Wahre. Hoffnung,

Ehrgeiz, Haß, Eigennutz sind Leidenschaften, die die Menschen so verschiedenartig umbilden, daß das, was dem einen gut dünkt, dem andern sehr schlecht erscheint. Daher kommt es, Marquis, daß es für die Menschen unmöglich ist, in die Zukunft einzudringen; davon sprechen, heißt raten. Lieber würde ich die Rätsel raten, welche die Sphinx den Thebanern aufgab. Gewiß kann man in einigen Fällen die Folgen aus den Ursachen lesen; aber wenn man richtig denkt und annimmt, daß alle die, mit denen unser Geist sich beschäftigt, ebenso denken, so täuscht man sich sehr. Herr von Turenne sagte, daß er lieber einen geschickten General zum Gegner habe als einen unfähigen, aus dem Grunde, weil er sich nicht täusche, indem er Vermutungen darüber anstelle, was ein geschickter Führer tun würde, sich aber immer irre in den Plänen eines Generals, der ohne Grundsätze handelt. Nach alledem fassen Sie Geduld; weder Sie noch ich werden die Vernunft gegen die Angriffe der Dummheit schützen. Lassen wir die Dinge gehen, wie sie gehen, lachen wir über die Torheiten, die begangen werden, ohne in Zorn zu geraten, und denken wir, daß die Toren hienieden dazu da sind, um uns ein wenig zu belustigen. Bedenken Sie, daß ich diesen Brief mitten durch die feindlichen Lager hindurchgehen lasse, und urteilen Sie danach, wie schwer es ist, den Briefverkehr zu unterhalten. Die Russen haben sich an Greueln, die ihre Kosaken verübt haben, überboten; es könnte Busiris und Phalaris rühren, wie unmenschlich sie waren. Ich erdulde Beschimpfungen und Barbareien, die sozusagen unter meinen Augen begangen werden; aber ich habe gelernt, zu leiden, ohne ungeduldig zu werden. Demnach wird nichts das Innerste meiner Seele ändern, ich werde meinen geraden Weg gehen und nur tun, was ich für nützlich und ehrenvoll halte. Solche Lehren gibt uns die Reife des Alters, während es unmöglich ist, den allzu feurigen Geist der Jugend unter sie zu beugen. Ich fürchte, Sie mit meinen traurigen und ernsten Betrachtungen zu langweilen. Ich gestehe, daß Sie dieses trübe Geschwätz entbehren könnten; aber schließlich werde ich es nicht ausstreichen, und da es einmal geschrieben ist, mag es so bleiben. Adieu, mein lieber Marquis; ich werde Ihnen schreiben, aber ich weiß nicht, wann, und ich weiß nicht, von



Der Neumarkt zu Dresden 1750
Nach dem Gemälde von Bernardo Belotto gen. Canaletto

wo. In diesen Verhältnissen müssen Sie die unerschütterliche Stirn eines Philosophen und den Gleichmut der Stoiker zeigen. Die spekulative Philosophie taugt nur dazu, unsere Neugierde zu nähren; die aber, welche sich an das praktische Handeln anschließt, ist die einzig nützliche. Ich empfehle sie Ihnen, indem ich Sie inzwischen bitte, eine Mißgeburt von einem militärischen Philosophen, der Sie sehr liebt, nicht zu vergessen.

FRIEDRICH VON HAGEDORN, DER TAG DER FREUDE (1740).

Ergebet euch mit freiem Herzen
Der jugendlichen Fröhlichkeit;
Verschiebet nicht das süße Scherzen,
Ihr Freunde, bis ihr älter seid.
Euch lockt die Regung holder Triebe;
Dies soll ein Tag der Wollust sein:
Auf! ladet hier den Gott der Liebe,
Auf! ladet hier die Freuden ein.

Umkränzt mit Rosen eure Scheitel
(Noch stehen euch die Rosen gut)
Und nennet kein Vergnügen eitel,
Dem Wein und Liebe Vorschub tut.
Was kann das Totenreich gestatten?
Nein! lebend muß man fröhlich sein.
Dort herzen wir nur kalte Schatten:
Dort trinkt man Wasser und nicht Wein.

Seht! Phyllis kommt: O, neues Glücke!
Auf! Liebe, zeige deine Kunst,
Bereichre hier die schönsten Blicke
Mit Sehnsucht und mit Gegengunst.
O, Phyllis! glaube meiner Lehre:
Kein Herz muß unempfindlich sein.
Die Sprödigkeit bringt etwas Ehre;
Doch kann die Liebe mehr erfreun.

Die Macht gereizter Zärtlichkeiten,
Der Liebe schmeichelnde Gewalt,
Die werden doch dein Herz erbeuten;
Und du ergibst dich nicht zu bald.
Wir wollen heute dir vor allen
Die Lieder und die Wünsche weihn.
O, könnten Küsse dir gefallen
Und deiner Lippen würdig sein!

Der Wein, den ich dir überreiche,
Ist nicht vom herben Alter schwer.
Doch, daß ich dich mit ihm vergleiche,
Sei jung und feurig, so wie er.
So kann man dich vollkommen nennen:
So darf die Jugend uns erfreun
Und ich der Liebe selbst bekennen:
Auf Phyllis' Küsse schmeckt der Wein.

Dresden.

AUS HERRN VON LOËNS KLEINEN SCHRIFTEN.

Der Hof zu Dresden.

Ich beschreibe hier den prächtigsten und galantesten Hof von der Welt. Man muß mir das letzte Wort im Deutschen gelten lassen, denn es ist in Sachsen sehr üblich, und ich finde auch sonst keins in allen mir bekannten Sprachen, welches dasjenige besser ausdrücken sollte, was ich hier sagen will: Es bedeutet solches so viel als ein lebhaftes artiges Wesen, das gefällt, das rührt, das sich der Sinne bemächtigt und den Witz gebraucht, um desto empfindlicher wollüstig zu sein. Das sächsische Blut ist das schönste in Deutschland. Es ist feuriger, zärtlicher und verbuhlter als das seiner Nachbarn. Die Wollust macht die Einwohner dieses Landes sinnreich, angenehm, höflich und schmeichlerisch, aber zugleich auch wankelmütig, weichlich, plauderhaft und schwelgerisch.

Das Frauenzimmer, und darunter vorzüglich das meißnische, hat etwas überaus Holdseliges und Liebreizendes. Das sächsische Frauenzimmer übertrifft auch die Engländerinnen an Wuchs und Schönheit. Es hat die Freiheit der Französin und das Feuer der Italienerin. In dem schmeichelhaften und zärtlichen Wesen aber geht es allen vor. Es hat dem Ansehen nach etwas sehr Sittsames und Unschuldiges, es schlägt aber die Augen insgemein nur deswegen nieder, um mit einem geschärften Blick desto mehr Unheil anzurichten. So sehen die Menschen aus, welche zu unserer Zeit den Glanz des Dresdener Hofes ausmachen. Nie hat man eine solche zusammenhängende Pracht und eine solche stets fortschreitende Galanterie gesehen.

Bei Hof werden immer einige Lustbarkeiten angestellt: Sie bestehen entweder in allerhand artigen Schauspielen oder auch nach Zeit und Gelegenheit in verschiedenen Aufzügen, Ritterspielen, Kampfjagen, Tierhetzen, Schnepperschießen, Wirtschaften, Schäferspielen, Tänzen, Musik u. dgl.

Den 12. Mai gab die Gräfin Dänhoff dem König auf dessen Geburtstag ein Fest in ihrem Garten. Alle dazu eingeladenen jungen Damen erschienen als Schäferinnen, in weißen mit Blumen ausgeschmückten Kleidern, um dem König bei der Tafel aufzuwarten. Sie hatten Kränze auf den Häuptern und Stäbe in den Händen. Eine jede erhielt einen nach dem Los ihr zugefallenen Kavalier. Diesen Loszettel hatte jede an der Brust angeheftet. Der Anfang wurde durch ein französisches Lustspiel gemacht. Darauf begab sich die ganze Gesellschaft in ein aus Laubwerk gebautes großes Sommerhaus. Der ganze Garten war beleuchtet und hatte in den beiden Ecken zwei Kabinette. In jenem speiste der König mit den vornehmsten Herren und Damen und in dem anderen die übrigen Gäste. Die Musik ließ sich oben über dem Lustgebäude des Königs hören, doch so, daß man die Spielenden nicht sehen konnte. In der Vertiefung zeigte sich ein mit Lichtern erhelltes Grottenwerk, mit Wasserfällen und brennenden Sinnbildern. Alles gefiel mir bei diesem herrlichen Fest, nur zuletzt sah ich, daß die Menschen ihrer Lust nicht eher Schranken setzen können, als bis die Unlust dazukommt. Man trank stark, wo der König war. Die Damen, die Gesandten und diejenigen Herren, welche auf diesem Kampfplatz keine Helden waren, hatten sich davongemacht. Einige polnische Magnaten, denen hier die Deutschen wacker zugesetzt hatten, fanden sich übermannt. Sie wollten ausweichen und jene als Sieger hinterlassen, allein die Wache schützte vor, daß sie Befehl hätte, niemand den Ausgang zu verstatten. Einige darunter sahen so blaß aus wie der Tod. Ihre Köpfe wackelten auf ihren Schultern und ihre Füße traten ungewisse Tritte. Sie taumelten desungeachtet voller Ehrerbietung vor dem Könige herum. Ein polnischer Herr erweckte bei mir Mitleiden, das Wasser tropfte ihm durch die Unterkleider herunter. Er tat nicht anders, als ob er den Geist aufgeben wollte. Ein

anderer Polack wurde wild. Er schwur bei dem deutschen Teufel, daß, wenn man ihn nicht würde herauslassen, so würde er der Natur in des Königs Gegenwart ihren Lauf lassen müssen. Als man seinen Ernst sah, ließ man ihn gehen. Ist es möglich, daß man die Lust in der Welt soweit treiben kann? ... Hier gibt es immer Maskeraden, Helden und Liebesgeschichten, verirrte Ritter, Abenteuer, Wirtschaften, Jagden, Schützen- und Schäferspiele, Kriegs- und Friedensaufzüge, Zeremonien, Grimassen, schöne Raritäten; kurz, alles spielet: man sieht zu, man spielt mit, man wird selbst gespielt. *Ludendo ludimus.*

LUDWIG GLEIM, GESCHÄFTE.

Mir deucht, so oft ich schlafe,
Schlaf' ich bei lauter Mädchen;
Und immer, wenn ich träume,
Träum' ich von nichts als Mädchen;
Und wenn ich wieder wache,
Denk' ich an nichts als Mädchen;
Im Schlaf, im Traum, im Wachen,
Spiel' ich mit lauter Mädchen.

AUS *LA SAXE GALANTE.*

Dresden.

Fräulein von Königsmark und die Gräfin von Löwenhaupt (ihre Schwester) verreisten in Begleitung des schönsten Hofrauenzimmers in Amazonenkleidung einige Stunden nach dem Kurfürsten, der ihnen zu Gefallen die außerordentlichsten Lustbarkeiten anstellte. Als sie in den Wald bei Moritzburg fuhren, wurden sie einen prächtigen Palast gewahr. Da nun ihre Kutsche stillhielt, damit sie die Kostbarkeit dieses Gebäudes recht in Augenschein nehmen könnten, so sahen sie die Tür desselben mit einmal aufspringen. Diana, von ihren Nymphen umgeben, stellte sich vor ihre Augen. Sie redete Fräulein von Königsmark an, und indem sie auf den Namen Aurora anspielte, so lud sie dieselbe, eben als wenn sie diese Göttin wäre, ein, in ihren Palast zu kommen und die Ehrenbezeigungen der Waldgottheiten

anzunehmen. Nachdem diese Damen ausgestiegen, führte sie Diana in einen mit Gemälden geschmückten Saal, welche die vornehmsten Taten dieser Göttin vorstellten. Den Tod des zärtlichen Endymion, die Bestrafung des verwegenen Aktäon fand man daselbst mit unglaublicher Kunst gemalt. Diana befahl ihren Nymphen, Aurora und ihr Gefolge zu bewirten, und zugleich sah man aus der Erde eine mit den lieblichsten Speisen gedeckte Tafel hervorkommen. Als die Damen Platz genommen, erhob sich das Getöne der Hoboen, der Pfeifen und der Schalmeien. Der Gott Pan kam zu gleicher Zeit dazu und hatte ein Gefolge von Faunen und anderen Waldgöttern bei sich. Dies war der Kurfürst und die allerschönsten Mannespersonen seines Hofes. Diana, welche die Frau von B. vorstellte, lud den Pan ein, sich zu der schönen Aurora zu setzen. Ei, wieviel artige Sachen sagte ihr dieser Gott vor, wieviel Bemühung, sie zu bedienen, wieviel Sorgfalt, ihr zu gefallen und sie von seiner Liebe zu überzeugen, zeigte er nicht! Mehr als hundertmal sagten sie zueinander: „O, wie bist du so liebenswert, o, wie liebe ich dich, ich will dich ewig lieben.“

Als endlich das Gastgebot beendigt war, so hörte man ein großes Getöse der Hunde und Jagdhörner. Die Damen wußten nicht, was das war, und liefen also ganz bestürzt ans Fenster und sahen einen Hirsch vorbeirennen, den die Jäger verfolgten. Sogleich standen ganz fertige Pferde und offene Jagdwagen für diejenigen, die nicht reiten konnten, bereit. Der Hirsch, der nicht aus den aufgespannten Tüchern herauskonnte, ward gezwungen, sich in einen Weiher zu stürzen, der bei Moritzburg war. Die Hunde verfolgten ihn in demselben, und als das Frauenzimmer an das Ufer gekommen war, so fanden sie Gondeln, die sie auf eine mitten im Weiher gelegene Insel brachten. Sie kamen auf dieselbe, als der Hirsch starb, und sahen also die Hunde ihren verdienten Braten verzehren.

An einem Ende der Insel war ein prächtiges türkisches Zelt aufgeschlagen. Sie gingen hinein und fanden, daß seine inwendige Verzierung und Auskleidungen auch türkisch waren. Als sie deren Schönheit bewunderten, sahen sie vierundzwanzig junge Türken

zu ihnen kommen, welche unvergleichlich gekleidet waren und ihnen allerhand Erquickungen in silbernen Körben darboten. Einige Augenblicke hernach sah man alle hohen Bedienten des Serails aus einem anderen Zelte herauskommen. Mitten unter ihnen erschien der Großsultan, welcher von Edelsteinen blitzte; dies war der Kurfürst, der sich zu den Damen verfügte, und nachdem er Fräulein von Königsmark ein sehr kostbares Schnupftuch zugeworfen, so setzte er sich neben sie auf ein Sofa. Man gab den sämtlichen Frauenzimmern viereckige Kissen, und sobald sie sich gesetzt, so kamen verschiedene Tänzerinnen hinein, die sie einige Zeit mit ihren Sprüngen, Stellungen und türkischen Tänzen belustigten. Als sie endlich aufstanden, gab der Kurfürst Fräulein von Königsmark die Hand und führte sie in ihre Gondel. Der Kurfürst, Frau von Löwenhaupt und Fürstin von Fürstenberg gingen mit in dieselbe, das übrige Frauenzimmer nahmen die Kavaliers, die sich für sie schickten, in ihre Gondeln. Dergestalt fuhr man einige Zeit unter der vortrefflich übereinstimmenden Musik auf dem Wasser spazieren. Nachdem nun die Gesellschaft ausgestiegen war, setzte sich der Kurfürst mit Fräulein von Königsmark in eine offene Kutsche. Sie waren von den Janitscharen und den großen Bedienten des Serails umgeben. Das Frauenzimmer folgte in verschiedenen Kutschen, und solchergestalt kam man auf Schloß Moritzburg an.

Der Kurfürst führte Fräulein von Königsmark in das ihr bestimmte Zimmer, dessen Auszierung überaus prächtig war. Die Erfindung der Zieraten des Bettes war besonders unvergleichlich angegeben. Der Umhang desselben war von aurafarbenem Damast mit Silber gestickt. Darauf waren in verschiedenen Abteilungen die Liebe der Aurora und Titans abgeschildert. Einige Liebesgötter unterstützten die Vorhänge nach Art der Blumenkränze und schienen gleichsam Mohnköpfe, Rosen und Anemonen über dies vortreffliche Bett zu streuen. „Hier, Mademoiselle, sind Sie in der Tat die oberste Gebieterin,“ sprach der Kurfürst, „und aus dem Großsultan, den ich vorstellte, werde ich Dero Sklave.“ — „Ach,“ sagte Fräulein von Königsmark, „Sie mögen sich bei mir einfinden, unter welcherlei Umständen es Ihnen beliebt,

so sind Sie allezeit liebenswürdig in meinen Augen." Der Kurfürst küßte ihr hiermit die Hand und ließ sie allein, damit sie Zeit haben möge, sich anders anzukleiden und selbst desgleichen zu tun. Fräulein von Königsmark tat das Kleid an, das ihr der Kurfürst verehrt hatte, und niemals ist sie schöner in die Augen gefallen. Der Kurfürst seines Ortes kleidete sich mit aller Sorgfalt an, die eine Mannsperson anwenden kann, so einem Frauenzimmer zu gefallen sucht. Und sein Kleid war mit Diamanten und Perlen wie besät. Als er nun erfuhr, daß Fräulein von Königsmark angezogen war, so verfügte er sich zu ihr und bezeugte ein unendliches Wohlgefallen, daß sie sich solchergestalt geputzt hatte. Er führte sie darauf in die Komödie, wo Psyche mit ihren Annehmlichkeiten vorgestellt war.

Nach der Komödie speiste man zu Nacht. Fräulein von Königsmark fand, indem sie sich zu Tisch setzte, einen Strauß von Rubinen, Diamanten und Smaragden auf ihrem Teller, welches denn das Zeichen war, daß sie als die Königin des Balles zu halten sei, der nach der Tafel sollte gehalten werden. Sie eröffnete denselben wirklich mit dem Kurfürsten, und beide zogen jedermanns Blicke und Bewunderung auf sich, und man ward nicht müde, sie anzusehen. Alle Damen wünschten sich einen solchen Buhler, als der Kurfürst war, und eine jede Mannsperson verlangte eine solche Liebste, die Fräulein von Königsmark gleiche. Endlich war dieser Tag zum Vergnügen der beiden Verliebten geschlossen. Man sah sie aus dem Saal, wo der Ball gegeben ward, verschwinden, allein niemand tat, als ob er sie vermisse, weil man wohl bedenken konnte, daß sie allein sein wollten, und der Kurfürst genoß die süßesten Reizungen mit Fräulein von Königsmark, welche ihm die wesentlichsten Kennzeichen ihrer Liebe gab.

Auf das Fest folgten vierzehn Tage lang allerhand Spiele und Lustbarkeiten, man vergaß auch das Tanzen nicht, und Fräulein von Königsmark erschien jederzeit ungemein und unterschied sich von allen übrigen.

München-Nymphenburg.

AUS DEN MEMOIREN DES BARONS VON PÖLLNITZ.

Der bayrische Hof ist ohne Zweifel der galanteste und höflichste in ganz Deutschland. Wir haben dort augenblicklich täglich französische Komödie, Tanz und Spiel. Dreimal in der Woche gibt es Konzert. Alle Welt wohnt ihm maskiert bei; nach dem Konzert spielt und tanzt man. Diese öffentlichen Versammlungen, an denen der Kurfürst und der ganze Hof teilnimmt, sind eine große Einnahmequelle für die Kammerdiener des Kurfürsten; denn nicht nur, daß jeder am Eingang bezahlt, haben sie auch das Geld für die Karten und sind fast an allen Banken beteiligt: so daß sie fast das ganze Geld des Adels besitzen und sich kein Gewissen daraus machen, mit ihm aufzutreten. Außer diesen lärmenden Vergnügungen haben wir auch solche friedlicher Art, ich meine solche, die ein ruhiges Zusammensein ermöglichen. Dieses findet man hier mehr als in irgendeiner anderen Stadt Deutschlands, aber nicht so sehr unter den Bayern als unter den Fremden, die in kurfürstlichen Diensten sind. Die ersteren sind gewöhnlich stolz: eigentlich mehr, weil sie glauben, daß es vornehm ist, so zu sein, als aus Veranlagung. Sie werden sogar viel umgänglicher, wenn man ihnen zeigt, daß man über ihr vornehmes Wesen nicht erstaunt ist.

Nymphenburg ist von allen Schlössern des Kurfürsten dasjenige, in dem der Hof sich am meisten aufhält. Die Nähe eines Parkes, dessen Umkreis acht Meilen beträgt, der durch eine Menge schöner und langer Straßen durchschnitten wird, macht aus ihm gleichzeitig ein Lust- und ein Jagdschloß. Der Kurfürst hetzt dort den Hirsch. In dem kleinen Park, der an die Gärten anstößt, und in

den umliegenden Feldern gibt es Fasanen, Rebhühner und alle Sorten von Kleinwild im Überfluß. Wenn der Hof in Nymphenburg ist, empfängt die Kurfürstin dreimal in der Woche. Man spielt, und nach dem Spiel soupieren die Damen mit den kurfürstlichen Hoheiten, die manchmal auch die Kavaliere ihres Hofes zuziehen; die Fremden werden gewöhnlich alle eingeladen. Wer dem Spiel eine Spazierfahrt vorzieht, findet am Fuße der Freitreppe auf der Gartenseite stets offene Kaleschen, die mit zwei Pferden bespannt sind; ein Herr kutschiert, zwei Damen sitzen im Fond, ein anderer Herr nimmt den Rücksitz ein. Wer eine Wasserfahrt machen will, findet saubere und schön vergoldete Gondeln auf dem Kanal zu seiner Verfügung. So fehlt es an nichts, und man hat alle Freuden an diesem verzauberten Ort.

FRIEDRICH VON HAGEDORN, DAS GESELLSCHAFTLICHE (1729).

Ihr Freunde, zecht bei freudenvollen Chören!
Auf! stimmt ein freies Scherzlied an;
Trink' ich so viel, so trink' ich, euch zu ehren,
Und daß ich heller singen kann.

Ihr Freunde! zecht, wie unsre Väter zechten:
Sie waren alt und klug genung,
Und manchen Zank, bei dem wir Söhne rechten,
Ertränkten sie im Reihentrunk.

Sie taten mehr: Saß nur an ihrer Seite
Ein Kind voll holder Freundlichkeit:
So gab dem Wein ein Schmätzchen das Geleite,
So ward ein Glas dem Kuß geweiht.

Wie trostlos war der Zeiten erste Jugend,
Als Thyrsis einer Phyllis sang
Und zum Geseufz von Leidenschaft und Tugend
Mit ihr nur schwaches Wasser trank.

Die Nüchternheit, die Einfalt blöder Liebe,
Verlängerten der Schäfer Müh':

Wir trinken Wein, befeuern unsre Triebe
Und küssen mutiger als sie.

Lockt uns kein Laub in ungewisse Schatten,
So baut man Dach und Zimmer an,
Die manchem Kuß mehr Sicherheit verstatten,
Als Forst und Busch ihm leisten kann.

Der süße Reiz der ewig jungen Freude
Wird stets durch Lieb' und Wein vermehrt.
Wenn ich den Scherz und den Tokaier meide,
So sagt! Bin ich der Jugend wert?

Doch soll man nicht den ersten Schäfern gleichen?
O, freilich, ja! Folgt ihrer Pflicht:
Des Abends Lust, der Nächte Freundschaftszeichen
Verriet ein rechter Schäfer nicht.

Würzburg.

AUS DEN MEMOIREN DES BARONS VON PÖLLNITZ.

In demselben Schlosse (Würzburg) sind zwei Sehenswürdigkeiten: das Zeughaus und der Keller; das eine ist mit allem gefüllt, was Mars und Bellona zur Zerstörung der Menschheit erfunden haben; und der andere mit allem, was eine Armee von Trunkenbolden beglücken kann. Sollten Sie jemals hierherkommen und die Neugierde Sie treiben, diese Niederlagen des Mars und des Bacchus zu sehen, so rate ich Ihnen, mit dem Arsenal zu beginnen, besonders, falls Sie von einem Kavalier dieses Hofes begleitet werden: denn diese sonst sehr höflichen Herren sind der Meinung, daß jeder Fremde es ihnen schuldig ist, in diesem Keller mindestens seinen Verstand zu verlieren. Ich spreche aus Erfahrung. Es ist drei Tage her, daß es mir einfiel, dem Bischof zu sagen, daß ich das Schloß besichtigen wolle. Um mir eine Ehre zu erweisen, beauftragte dieser Prinz einen seiner Kammerjunker, mich dahin zu führen. Dieser edle Kavalier fürchtete offenbar, daß ich mich allein mit ihm langweilen könnte, und machte die Gesellschaft vierköpfig; er wählte zwei Trinker, die selbst Silen nicht als seine Kinder verleugnet hätte. Ich kannte die vortrefflichen Tugenden dieser Herren nicht: ich gab mich in ihre Hände, ohne die geringste Ahnung von meinem Unglück zu haben. Sie zeigten mir alles, Wohnräume, Zeughaus, Befestigungen. Schließlich führten sie mich in den Keller, den ich illuminiert fand wie einen Katafalk, der zu meinem Leichenbegängnis dienen sollte. Es wurde mit Pomp begangen: die Gläser dienten als Glocken, an Stelle der Tränen wurde Wein vergossen: endlich, nachdem der Gottesdienst beendet war, trugen mich zwei Heiducken in den Wagen und von da in mein Bett: dies war meine Grabstätte: erst gestern bin ich

daraus auferstanden: aber ich weiß nicht, ob ich jetzt, wo ich an Sie schreibe, schon ganz ernüchtert bin. Es ist wahr, daß ich darüber nicht sehr traurig bin; denn seit ich hier bin, habe ich die löbliche Angewohnheit angenommen, mich täglich zweimal zu betrinken. Sie sehen, daß ich aus meinen Reisen ziemlich guten Vorteil ziehe, und daß ich überall, wo ich mich etwas aufhalte, die guten Manieren des Landes annehme. Ich bilde mir ein, daß Sie mich sehr zu meinem Vorteil verändert finden werden. Nichts bildet so sehr, wie das Reisen; urteilen Sie selbst nach dem Leben, das ich hier führe.

Ich stehe um 10 Uhr auf, noch sehr erhitzt von dem Wein, den ich am Abend vorher getrunken habe. Ich nehme sehr viel Tee, ziehe mich an und gehe, dem Bischof meine Aufwartung zu machen. Der Hofmarschall Baron von Pechtelsheim lädt mich ein, mit dem Prinzen zu speisen; er verspricht, ja schwört selbst manchmal, daß ich nicht trinken würde. Um zwölf setzt man sich zu Tisch. Der Bischof erweist mir die Ehre, zwei- oder dreimal auf meine Gesundheit zu trinken. Der Oberstallmeister, Baron von Zobel, und Baron von Pechtelsheim tun desgleichen; vierzehn Personen, welche bei Tische sind, muß man zutrinken. Ich bin überschwemmt, ehe ich nur gegessen habe. Man steht auf, ich begleite den Prinzen bis zur Türe seines Zimmers, er zieht sich zurück, und ich gedenke, desgleichen zu tun; da finde ich mich im Vorzimmer durch den Oberstallmeister und den Hofmarschall aufgehalten, welche mit Gläsern in der Hand das Wohl des Prinzen ausbringen und auf das ewige Gedeihen des hochlöblichen Kapitels von Würzburg trinken. Ich beteuere ihnen, daß ich der ergebenste Diener des Bischofs bin, und daß ich sehr viel Verehrung für das hochlöbliche Kapitel habe; aber daß ich, würde ich auf ihre Gesundheit trinken, der meinigen schaden würde, und flehe sie an, zu verzeihen, wenn ich ihnen nicht Genugtuung gebe. Vergebene Worte; ich muß auf diese beiden Gesundheiten trinken oder in den Ruf kommen, dem Prinzen und seinem Kapitel übelzuwollen. Ja, wenn damit die Aufgabe wenigstens beendet gewesen wäre! Aber Herr von Zobel, einer der unerschrockensten Trinker unseres Jahrhunderts, ergriff mich bei der Hand und sagte im Tone äußerster

Herzlichkeit: Sie sind unserem Prinzen zu sehr ergeben, um nicht auf das Wohl des erlauchten Hauses Hutten zu trinken. Nach diesen rührenden Worten leerte er ein großes Glas zum Zeugnis seines Eifers für das Blut seines Herrn. Ein dienstfertiger Heiduck bringt mir ein Glas und versichert mich, ganz erfüllt von dem Geiste, der an diesem Hofe herrscht, daß dieser Wein mir sicher keinen Schaden bringen könne, da es derselbe sei, den auch der Prinz trinke. Durch eine so richtige Schlußfolgerung beruhigt, trinke ich, wenige Augenblicke darauf wanke ich und kann nicht mehr weiter; um mir den Rest zu geben, naht sich Herr von Pechtelsheim, einer der besten Menschen unserer Zeit, aber gleichzeitig der kühnste Säufer, den ich kenne, und ruft mir lachend zu: Nun, mein lieber Baron, noch ein kleines Freundschaftsgläschen! Ich beschwöre ihn, mich freizugeben; er umarmt mich, küßt mich, nennt mich Herr Bruder. Keine Möglichkeit, solch zärtlichen Worten zu widerstreben!

Ich finde ein Mittel, um zu entfliehen, ich komme die Treppe hinunter, so gut es geht, falle in eine Sänfte, komme zu Hause an; meine Leute empfangen mich wie einen Leichnam und bringen mich zu Bett, indem sie mein Leichenbegängnis erwarten. Ich schlafe drei oder vier Stunden, wache wie durch ein Wunder auf, mache mich zurecht und gehe fort, um Besuche zu machen, oder ich erhalte solche bei mir: was ich auch tun mag, ob ich welche mache oder erhalte, ich befinde mich sehr bald wieder in einem Zustand, daß ich nicht allein gehen kann. Man ist hier niemals zu zweien allein, die Flasche muß als dritter immer zugegen sein. Ich bin versucht, zu glauben, daß die Bewohner dieser Stadt die Nachkommen des Silen sind, und daß dieser antike Trunkenbold ihnen als Erbteil die Gabe zu trinken hinterließ, so wie Sankt Hubert denen seiner Familie die Fähigkeit vererbte, von der Tollwut zu heilen.

Wien.

AUS HERRN VON LOENS KLEINEN SCHRIFTEN.

Die Lebensart in Wien ist lustig, frei, rauschend, schwelgerisch, dabei andächtig, ernsthaft und natürlich. Man ist wollüstig und verliebt, aber nicht bis zur Verzweiflung. Man lacht und scherzt, aber man zerbricht sich nicht den Kopf, um scharfsinnig und delikat zu sein. Man ißt und trinkt, man fastet und schwärmt; man betet und flucht, alles, wie es die Zeit und Gelegenheit mit sich bringt. Eine große Menge Volkes, die nahe beieinander, über- und nebeneinander wohnt, macht, daß man leicht bekannt wird. Man nimmt sich kleine Freiheiten; man wagt's. Mit einem Spaß kann man viel wieder gutmachen. Viele herumirrende Ritter, Romanhelden, Poeten und *Beaux esprits* gibt es unter den Östreichern nicht. Ihre Pracht ist mehr reich als gekünstelt: sie verabscheuen überhaupt alles das, was viele Mühe und Nachdenken verursacht. Sie verwenden deswegen insgemein mehr auf Hunde, Pferde und Kleider, als auf Bücher und Kunstsachen. Es gibt zwar unter ihnen auch kleine Putzmännerchen und *Petits maîtres*, wie in Frankreich, allein sie sind, mit weniger Witz, doch weit mehr erträglich. Man darf nur wacker mit ihnen lachen und ihnen Historien erzählen, die ebensowenig zu bedeuten haben wie ihre eigenen, so wird man ihre Freundschaft gewinnen.

Das Gewühl in Wien ist noch stärker als in Paris. Das macht, weil die Stadt nicht gar groß ist. Die stets mit Menschen, Pferden und Fuhren bedeckten Straßen setzen einen, der zu Fuß geht, öfters in Lebensgefahr, gerädert zu werden. Die Kutscher und Sesselträger schreien stets: Schauts auf! Schauts auf! und indem man dem einen ausweicht, stößt man auf den andern. Wer also in Wien den Hof und vornehme Leute besuchen will, der muß

sich notwendig der Kutschen bedienen. Man sieht hier Leute aus allen Orten und Enden der Welt: Ungarn, Husaren, Heiducken, Polacken, Moskowiten, Persianer, Türken, Mohren, Spanier, Italiener, Tiroler, Schweizer, kurz von allen europäischen Völkerschaften. Man sollte nur sagen, wo die Schneider alle wohnten, welche so vielerlei Leuten die Kleider verfertigten; denn dies ist gewiß, daß man an keinem Ort in der Welt mehr verschiedene Trachten und Kleidungsarten beobachtet...

Die Vorzimmer des Kaisers, insonderheit an den Hof- und Festtagen, sind gegen Mittag stets mit großen Herren und Gesandten angefüllt. Die Hohen werden hier niedrig, und die Fürsten, Grafen und Herren sind mit den geringsten Edelleuten, Offizieren, Schreibern und allerhand Menschen untermischt. An diesem einzigen Ort scheinen die Stände in der Welt einander gleich zu sein: denn sobald der Kaiser erscheint, so beugt sich alles mit gleicher Untertänigkeit vor dessen Majestät.

AUS DEN MEMOIREN DES BARONS VON PÖLLNITZ.

Die Frauen sind schön und häßlich, hier wie überall: das gilt für alle Länder. Im allgemeinen sind sie eher schön als hübsch; denn diese Schönheiten sind nicht belebt. Sie sind alle groß und wohlgebaut, schreiten gut, aber verneigen sich mit sehr wenig Grazie; man denkt, sie werden das Kreuz brechen, wenn sie sich verbeugen. Sie ziehen sich mehr prunk- als geschmackvoll an. Mit Ausnahme von zwei oder dreien schminken sie sich nicht; noch weniger brauchen sie Puder; selbst die Schönheitspflästerchen sind wenig gebraucht; mit einem Wort, sie haben nichts, was auf Koketterie schließen läßt. Sie gelten für aufrichtig, werden nicht sehr leicht vertraut, sind von Natur eitel; ziemlich kalt, wie all unsere deutschen Frauen, und neigen viel weniger zu Liebeleien als zu Spiel, Luxus und Prunk. Sehr träge, kümmern sie sich nicht mehr um die Angelegenheiten ihres Hauses, als wenn sie fremd darin wären. An Büchern kennen sie nur ihre Gebetbücher, sind sehr leichtgläubig und ergeben sich allen Äußerlichkeiten der Religion. Daher kommt es, daß ihre Konversation nicht immer sehr lebhaft ist, und wenn die Liebe nicht dazukommt, sprechen



Nymphenburg
Spiegelsaal in der Amalienburg

sie oft vom Regen oder vom guten Wetter. Sie sind zum mindesten ebenso voreingenommen für Wien, wie die Pariserinnen für Paris: außerhalb Wiens kein Heil. Aber all diese kleinen Fehler werden wieder gutgemacht durch eine außerordentliche Seelengröße und Großmut. Sie sind treffliche Freundinnen und beschützen den- oder diejenige, für die sie Interesse haben, mit Wärme. Wenn sie einmal lieben, so tun sie es aufrichtig, und weit entfernt, ihren Geliebten zu verderben, gibt es viele, die das Glück desjenigen, den sie liebten, gemacht haben. Man hat mir mit Bezug darauf erzählt, daß zur Zeit Kaiser Josephs (unter dessen Regierung die Liebesabenteuer mehr in der Mode waren als heute) eine Dame einen Kavalier liebte, dem sie Gutes tun wollte, ohne daß die Leute darüber reden konnten; sie geriet daher auf den Einfall, in einer Gesellschaft, in der ihr Geliebter beim Bassettespiel die Bank hielt, gegen ihn zu spielen; sie ließ markieren, ohne jemandem zu sagen, wie hoch sie spielte. Als sie ihren Gatten ins Zimmer treten sah, stand sie auf, nahm die Marken, welche gegen sie waren, warf sie zu Boden und sagte zu dem Bankhalter, laut genug, um von ihrem Manne verstanden zu werden: Mein Herr, ich schulde Ihnen vierzigtausend Gulden. Der Gatte war sehr erstaunt und fragte, was das bedeute. Ich habe die Dummheit begangen, sagte sie, indem sie auf den Bankhalter zeigte, an Herrn N.... vierzigtausend Gulden zu verlieren. Sie haben Grund genug, mich zu zanken, aber trotzdem muß meine Schuld bezahlt werden. Der Gatte schalt in der Tat sehr und sagte, daß er nicht bezahlen würde. Gut, antwortete die Frau, Sie wollen nicht zahlen, um so schlimmer für Sie; denn ich bin entschlossen, auf alle Fälle mich meiner Schuld zu entledigen. Der Gatte sah wohl, daß seine Frau diesen Entschluß gefaßt hatte, und daß, wenn er nicht in Geld bezahlen würde, es ihm noch etwas viel Wertvolleres kosten würde. Er wollte lieber Geld verlieren und brauchte diesen Entschluß nicht zu bereuen; denn die Dame war über sein Betragen so gerührt, daß sie von da an darauf verzichtete, ihren Geliebten zu sehen, und sich sehr weise betrug.

So viel habe ich Ihnen über den Charakter der Frauen zu sagen. Nun will ich Ihnen auch erzählen, wie sie ihre Zeit verbringen.

ist sie vom Appetit abhängig, und wenn einer an einer Unverdaulichkeit stirbt, nun, so hat er eben seine Strafe weg. Der Neid ist eine niedrige Leidenschaft, die sich niemals offen kundgibt; um die Neidischen noch anders zu bestrafen als durch das ätzende Gift, das sie ohnehin verzehrt, müßte ich zunächst meinen ganzen Hof auf die Folter spannen lassen. Die Faulheit wird schon durch die Langeweile bestraft. Etwas anderes aber ist es mit der Unenthaltsamkeit; diese kann meine keusche Seele nicht verzeihen, und ich erkläre ihr offen den Krieg. Mögen meine Untertanen alle hübschen Frauen hübsch finden, mögen die Frauen alles tun, um hübsch auszusehen, möge man sich unterhalten, soviel man will. Das kann ich nicht hindern; aber ich will nicht, daß man Begierden, von denen die Erhaltung des menschlichen Geschlechts abhängt, befriedigt, wenn man nicht in aller Form Rechtens verheiratet ist. Man wird daher alle jene Unglücklichen, die ihre Liebe und ihre von der Natur empfangenen Reize verkaufen, nach Temesvar schicken. Ich weiß wohl, man ist in diesem Punkte in Rom sehr milde; denn dort hat ja jede Eminenz ihre Geliebte, um ein größeres Verbrechen zu verhindern — das trotzdem doch nicht verhindert wird. Aber in Rom macht man dem Klima Zugeständnisse, die ich hier nicht zu gewähren brauche, weil hier Flasche und Pfeife alle anderen Genüsse ersetzen. (Die gekrönte Frau hätte hinzufügen können: und die Tafel, denn die Österreicher sind berühmt als gewaltige Fresser.) Auch häusliche Unordnungen werde ich nicht verschonen; sobald ich erfahre, daß eine Frau ihrem Gatten untreu ist, werde ich sie einfach einsperren lassen, mag man auch noch soviel behaupten, der Mann allein sei Herr über seine Frau; denn dieser Einwand ist nicht stichhaltig in meinen Staaten, wo die Ehemänner zu gleichgültig sind. Fanatische Ehemänner mögen meinetwegen schreien, soviel sie Lust haben, und mögen sich beklagen, daß ich sie entehre, indem ich ihre Frauen bestrafe; sie sind durch deren Untreue schon vorher entehrt."

„Aber, Madame, die Entehrung kann nur darin bestehen, daß sie bekannt wird; übrigens können Sie sich geirrt haben, obgleich Sie Kaiserin sind."

„Das weiß ich, doch schweigen Sie! Ich gestehe Ihnen nicht das Recht zu, mir zu widersprechen.“

Derartige Gründe müssen Maria Theresia bewogen haben. Aber obgleich ihr Entschluß nur aus Beweggründen der Tugend hervorgegangen war, entstanden daraus alle jene Niederträchtigkeiten, die die Henker von Keuschheitskommissären ungestraft in ihrem Namen begingen. Zu allen Stunden des Tages und in allen Straßen Wiens wurden alleingehende Mädchen, die oft nur ausgegangen waren, um sich in Ehren ihren Lebensunterhalt zu verdienen, verhaftet und ins Gefängnis geschleppt. Es war eine Gemeinheit; denn wie konnte man wissen, ob das Mädchen zu einem Mann ging, um sich trösten zu lassen, oder daß sie auf der Straße einen Tröster suchte? Das war doch nicht so einfach. Ein Spion — die Polizei bezahlte ganze Scharen von solchen — folgte ihnen von fern, und da diese Schurken keine Uniform trugen, konnte man sie nicht erkennen. Die Folge war, daß man gegen jeden unbekannten Menschen mißtrauisch war.

Wenn ein Mädchen in ein Haus eintrat, wartete der sie verfolgende Spion unten an der Tür, hielt sie an, sobald sie wieder herauskam, und nahm sie ins Verhör. Wenn das arme Ding ein verlegenes Gesicht machte, wenn sie nur einen Augenblick zögerte, eine Antwort zu geben, die den Spitzel befriedigte, brachte der Kerl sie ins Gefängnis, nachdem er zunächst ihr alles Geld und allen Schmuck abgenommen hatte; diese Wertgegenstände waren verloren, denn niemals gelang es, ihre Rückerstattung zu bewirken. Wien war in dieser Beziehung ein wahres Nest privilegierter Spitzbuben. Eines Tages drückte bei einem Straßenauflauf in der Leopoldstadt ein junges Mädchen mir eine goldene Uhr in die Hand, um sie dem Spion, der sie verfolgte und ins Gefängnis bringen wollte, zu entziehen. Ich kannte das arme Mädchen gar nicht, aber ich hatte das Glück, sie einen Monat später wiederzusehen. Sie war hübsch und hatte durch mehr als ein Opfer ihre Freiheit wiedererlangt. Ich freute mich sehr, ihr ihre Uhr wiedergeben zu können, und verlangte keinen Lohn für meine Ehrlichkeit, obgleich die Schöne der Mühe wert war. Um den Belästigungen zu entgehen, gab es für die Mädchen nur ein Mittel: sie mußten

gesenkten Kopfes und mit einem Rosenkranz in der Hand über die Straße gehen; denn alsdann durfte das ekelhafte Gezücht sich nicht erlauben, sie zu verhaften. Es wäre ja möglich gewesen, daß sie in die Kirche gehen wollten, und in diesem Falle hätte Maria Theresia den Keuschheitskommissär hängen lassen.

Diese Strenge machte für die Fremden den Aufenthalt in Wien sehr unangenehm; denn es war schwer, selbst ganz natürliche Bedürfnisse zu befriedigen. Ich war sehr überrascht, als ich eines Tages in einem Gäßchen an der Mauer stand, von einem Strolch in runder Perücke angefahren zu werden, der mir sagte, ich sollte mich anderswohin scheren, sonst würde er mich verhaften lassen. „Und warum, bitte?" — „Weil da links von Ihnen eine Frau ist, die Sie sehen könnte." Ich blickte auf und bemerkte im vierten Stock den Kopf einer Frau, die mit einem Fernrohr wohl hätte erkennen können, ob ich Christ oder Jude war. Ich gehorchte lachend und erzählte mein Erlebnis überall, aber niemand wunderte sich darüber, denn so etwas kam jeden Tag hundertmal vor.

Um die Wiener Bräuche kennen zu lernen, aß ich bald hier, bald dort. Als ich eines Tages mit Campioni zum Essen in den Gasthof zum Krebs ging, sah ich zu meiner großen Überraschung an der Gasttafel jenen Bepe il Cadetto sitzen, den ich während meiner Gefangenschaft beim spanischen Heer kennen gelernt, später in Venedig und dann noch in Lyon unter dem Namen Don Giuseppe Maratti wiedergesehen hatte. Campioni, der in Lyon sein Teilhaber gewesen war, umarmte ihn, sprach dann mit ihm abseits und sagte mir schließlich, der Herr habe seinen richtigen Namen wieder angenommen und heiße jetzt Graf Afflisio. Er sagte mir, nach dem Essen werde man eine Pharaobank auflegen, woran ich beteiligt sein solle; man bitte mich daher, nicht zu spielen. Ich erklärte mich einverstanden. Afflisio gewann, und ein gewisser Kapitän Beccaria warf ihm die Karten ins Gesicht — ein kleiner Scherz, woran der angebliche Graf bereits gewöhnt war, und der daher nicht weiter auffiel. Nach dem Spiel gingen wir in ein Kaffeehaus, wo ein gut aussehender Offizier mich aufmerksam ansah. Endlich lächelte er, doch in einer Weise, die durchaus nichts Beleidigendes hatte. „Mein Herr," fragte ich ihn

höflich, „über wen mögen Sie wohl lachen?" — „Über Sie, mein Herr. Ich sehe, Sie erinnern sich meiner nicht." — „Es ist mir so, als müßte ich bereits die Ehre gehabt haben, Sie irgendwo gesehen zu haben. Aber wo? Das kann ich nicht sagen." — „Vor neun Jahren, als ich auf Befehl des Fürsten Lobkowitz Sie ans Tor von Rimini brachte." — „Sie sind Baron Vais!" — „Ganz recht!"

Wir umarmten uns, er bot mir seine Freundschaft an und versprach, mir in Wien alle nur möglichen Vergnügungen zu verschaffen. Ich nahm dies natürlich an, und an demselben Abend stellte er mich einer Gräfin vor. Ich machte dort die Bekanntschaft der Grafen Rockendorf und Sarrotin und mehrerer adeliger junger Damen, die man nach der Etikette nur als Fräulein anreden darf, ebenso einer Baronin, die danach aussah, als ob sie ein lockeres Leben geführt hätte, die aber wohl noch gefallen konnte. Wir speisten zu Abend, und ich wurde dabei fortwährend als Baron angeredet. Vergebens sagte ich, ich wäre kein Baron und hätte überhaupt keinen Titel. „Sie müssen doch irgend etwas sein," antwortete man mir, „und weniger als Baron können Sie nicht sein. Sie müssen sich Baron nennen lassen, wenn Sie in Wien irgendwo in Gesellschaften Zutritt haben wollen."

Die Baronin gab mir bald zu verstehen, daß sie mich nach ihrem Geschmack finde, und daß es ihr angenehm sein würde, wenn ich ihr den Hof machte. Ich besuchte sie schon am nächsten Tage, und sie sagte: „Wenn Sie das Spiel lieben, so kommen Sie heute abend." Ich lernte bei ihr mehrere Spieler und drei oder vier Fräulein kennen, die sich ohne Furcht vor Keuschheitskommissären dem Dienst der Venus geweiht hatten und ihrem Beruf so ergeben waren, daß sie ihrem Adel nichts zu vergeben glaubten, wenn sie für ihre Gefälligkeiten kleine Entschädigungen annahmen. Da merkte ich, daß die Herren Keuschheitskommissäre nur für solche unangenehm waren, die nicht in guten Häusern verkehrten.

AUFTRAG.

Ihr Freunde, hänget, wenn ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem roten Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's und sahn, wie die Kränze bebten.

LUDWIG HÖLTY.

Anmerkungen.

S. 61. Der französische Hof nebst dem Charakter der Franzosen im Jahre 1719. Dieses nüchterne und scharfsinnige Urteil eines deutschen Reisenden stammt aus „Des Herrn von Loën gesammlete Kleine Schrifften". Besorgt und herausgegeben von J. C. Schneidern. Frankfurt und Leipzig 1750.

S. 93. Das Theater der Gesellschaft. Aus *Edmond et Jules de Goncourt, „La femme au 18ème siècle"*. Deutsch bei Julius Zeitler, Leipzig, 1905.

S. 100. Verlobung und Ehe. Als typisch für die ganze Zeit lassen wir die Ehegeschichte der Louise Florence Pétronille, Dame de la Live d'Épinay (1726 bis 83) folgen. Sie war mit dem Generalpächter d'Épinay verheiratet, den sie anfangs schwärmerisch liebte, trotzdem sie bald Beweise seines ausschweifenden Lebens und seiner Untreue erhielt. Durch das geschickte Eingreifen ihrer Freundin, Fräulein d'Ette, nahm sie sich als ersten Liebhaber Denis Dupin de Francueil (geb. 1724), den Großvater der George Sand. Von ihm wurde Rousseau bei ihr 1755 eingeführt, dem sie Freundin und Wohltäterin wurde. Sie stand später in nahen Beziehungen zu Charles Pinot Duclos (1704 bis 72), einem moralistischen Schriftsteller, der 1755 ständiger Sekretär der französischen Akademie wurde, und zu Baron Friedrich Melchior Grimm (1723 bis 1807), einer der interessantesten Erscheinungen der Zeit. Er war als einfacher Pfarrerssohn in Regensburg geboren, verstand es, in der Pariser Gesellschaft eine große Rolle zu spielen, wurde der Günstling Katharinas von Rußland und ist berühmt durch seine Correspondance littéraire, die er in regelmäßiger Folge für Fürsten schrieb.

S. 131. Fräulein Deshayes, als Schauspielerkind für die Bühne bestimmt, wurde erst die Geliebte, dann die Gattin des Generalpächters La Popelinière, den sie fortgesetzt betrog. Ihre Briefe an den Herzog von Richelieu, den Don Juan des Jahrhunderts, sind wundervolle Zeichen einer glühenden Liebe. Ihr Gatte verstieß sie dieses Verhältnisses wegen 1748. Sie starb in dürftigen Verhältnissen 1752.

S. 133. Charlotte Elisabeth Aïssé, eine Zirkassierin, 1694 bis 1733, wurde von dem Grafen Karl von Ferriol als vierjähriges Kind in der Türkei gekauft und zur Erziehung nach Frankreich gebracht, wo er sie wahrscheinlich später zu seiner Geliebten machen wollte. Ihre Liebe schenkte sie jedoch dem Chevalier Blaise-Marie d'Aydie und wurde ein Muster selbstloser, echter Liebe, da sie die Ehe nicht von ihm verlangte, um seiner Karriere nicht zu schaden. Später wurde sie fromm und bereute ihren „Fehltritt". Die Bewerbungen d'Argentals wies sie zurück.

S. 137. François Marie Arouet, gen. Voltaire (1694 bis 1778), hatte schon als Page eine Liebelei mit Olympie Dunoyer, die ihm jedoch nicht mehr als eine Episode bedeutete. Später wurde die Marquise du Châtelet seine Freundin; von ihr berichten die Briefe an Frau von Champbonin.

S. 139. Marie Anne von Vichy-Chamrond (1697 bis 1780), 1718 mit dem reichen Marquis du Deffand vermählt, hatte ihren Salon zum Mittelpunkt des geistreichen Paris gemacht. Sie stand dem wilden Herzog von Orléans nahe, Voltaire und d'Alembert gingen bei ihr ein und aus, ersterer ihr intim befreundet (*la*

femme Voltaire), und mit dem Parlamentspräsidenten Hénault hatte sie ein lang andauerndes, wenn auch kühles Liebesverhältnis. Die geistsprühende Frau lernte die Leidenschaft erst mit 70 Jahren kennen: sie entbrannte in Liebe zu Horace Walpole, der jedoch eisig kühl blieb.

S. 146. Gabrielle-Émilie Le Tonnelier de Bretueil, Marquise du Châtelet (1706 bis 49), war mit dem Herzog von Richelieu liiert und schloß 1733 ihren Bund mit Voltaire, der ihr neben ihrer Schriftstellerei großen Ruf verschaffte. Sie betrog ihn bald mit dem Marquis de Saint-Lambert.

S. 153. Jean-Jacques Rousseau (1712 bis 78) wurde durch sein heißes Herz zu vielen Frauen geführt. Frau d'Houdetot, die Mimi im Abschnitt „Verlobung und Ehe", war die Schwester seiner geliebten Freundin, Frau d'Épinay, was ihn nicht hinderte, sie vergeblich mit Liebesanträgen zu bestürmen.

S. 163. Denis Diderot (1713 bis 84) trat trotz seiner Ehe mit Annette Champion in Beziehungen zu Sophie Voland in den Jahren 1759 bis 74.

S. 168. Marie Jeanne Laboras de Mézières (1714 bis 92), vermählt mit dem Dramatiker Riccoboni, war eine bekannte Romanschriftstellerin. Sie flocht in ihren ersten Roman die Briefe an Herrn de Maillebois ein, den sie liebte und der sie verließ.

S. 173. Julie Jeanne Éléonore de Lespinasse (1732 bis 76), Gesellschafterin der Frau du Deffand, begründete nach dem Bruch mit ihrer Freundin 1764 ihren berühmten Salon. Sie war eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit und eine der größten Liebeskünstlerinnen. Sie war die Freundin d'Alemberts. Die Leidenschaft ihres Lebens war Herr de Guibert, der jedoch eine andere Frau heiratete. Sie starb bald nach seiner Eheschließung am gebrochenen Herzen.

S. 186. Armand Louis de Gontaut, Graf de Biron, später Herzog von Lauzun (1747 bis 93), ein berüchtigter Don Juan, machte brieflich den vergeblichen Versuch, Fräulein de Beauvau zu gewinnen. Später hatte er unter andern eine Liebschaft mit der Fürstin Czartoryska.

S. 188. Aimée de Coigny (1769 bis 1820), durch zahllose Liebschaften bekannt, war die Freundin des geistreichen Fürsten von Ligne, der bei Katharina von Rußland in hoher Gunst stand.

S. 190. Françoise Éléonore Dejean de Mauville (1750 bis 1827) hatte nach dem Tode ihres Mannes ein Verhältnis mit dem Chevalier de Boufflers (1738 bis 1815), der wegen Spottlieder gegen Marie Antoinette nach Senegal verbannt wurde. Nach seiner Rückkehr heiratete er seine Geliebte.

S. 199. Louise Adelaïde de Bourbon-Condé (1757 bis 1824) liebte den Marquis de la Gervaisais, entsagte ihm aber, da ihre fürstliche Abkunft eine Ehe unmöglich machte.

S. 201. Abbé Galiani (1728 bis 87), ein Italiener, aber zum pariserischsten aller Pariser geworden, war einer der geistreichsten und witzigsten Köpfe der Zeit. Er war als der „galante Abbé" der Liebling der Frauen. Die Adressaten der hier aufgenommenen Briefe sind der Baron Karl Heinrich von Gleichen, dänischer Gesandter in Frankreich, Frau d'Épinay, ihre Tochter, die Vicomtesse de Belsunge, und der Baron Grimm.

Inhalt.